

kürbiskern

B 20094 F

Robert E. Hayden: Rede

Guntram Vesper: Verhörspiel guter Mensch

Thomas M. Jaeschke: Gedichte und Prosastücke

Günter Müller: Kurzprosa

Diederich Hinrichsen: Gedichte

Erwin Kurz: Stadelheimer Gschichterln

A. E. Rauter: Über das Herstellen von Untertanen

Werner Rumberg: Bericht von der Kasse

S. Kleemann: Forschung über Studentenunruhen

M. Buselmeier / G. Schehl: Die Kinder von Coca Cola

Wilfried von Bredow: Zwischen Kitsch und Krise

Heinz Brüdigam: Militarismus und Nationalismus

Nguyễn Hữu Nghi: An einen deutschen Genossen

Oskar Neumann: Deutscher Imperialismus heute

Ulrich Wetz: 1967

Simone Dhlomo: Negritude und Apartheid

Hilde Rubinstein: Über Aimé Césaire

No. 8820

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Hört mich, weiße Brüder,
Schwarze Brüder, hört mich!

Ich habe die Hand gesehen,
Die die Brandfackel
An den schwarzen, furchtverkrümmten Leib hielt;
Ich habe die Hand gesehen,
Die das Zeichen zur Eröffnung des Feuers
Auf die weißen Streikposten gab;
Und es war die gleiche Hand,
Brüder, hört mich:
Es war die gleiche Hand.

Hört mich, schwarze Brüder,
Weiße Brüder, hört mich!

Ich habe die Worte gehört,
Die sie wie Stacheldrahtverhaue aufstellen,
Um euch voneinander zu trennen,
Ich habe die Worte gehört:
„Dreckiger Nigger, weißer Abfall“ —
Und die gleiche Stimme sprach sie;
Brüder, hört gut zu:
Die gleiche Stimme sprach sie!

Guntram Vesper Verhörspiel guter Mensch

Mit Zitaten von Büchner, Stifter, Bischoff, Kiesinger

Sprecher:

A: guter Mensch, B: Georg Büchner, C: Frager

C Wir haben einen Diebstahl einen Mord einen Brand zu verzeichnen sprechen wir darüber.

B „Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu den Laternen.“ (Büchner)

A Ich will nicht verschweigen daß ich wolkenlosen Himmel vorziehe Bauernhäuser Landgasthöfe kleine Feldsteinkirchen.

Sonntags geht der Pfarrer eilig über den Kirchhof. Sein Talar rauscht und knistert. Die schwarzen Bücher unterm Arm sind schwer die Glocken läuten und hat er mit dem Schloß der Sakristeitür Schwierigkeiten na wenn schon: der Himmel ist blau der Pfarrer ist bei der Sache der Mensch ist gut.

B „Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag: sie wohnen in schönen Häusern sie tragen zierliche Kleider sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache. Das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker. Der Bauer geht hinter dem Pflug der Vornehme aber geht hinter ihm und dem Pflug und treibt ihn mit den Ochsen am Pflug. Er nimmt das Korn und läßt ihm die Stoppeln. Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag.“ (Büchner)

A „Daneben gibt es Dinge die man fünfzig Jahre weiß und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes.“ (Stifter)

C Wir wissen: Adalbert Stifter nachdem er eine Sonnenfinsternis erlebt hatte.

A „Als ich unlängst unter vielhundertjährigen Buchen wie sie selten geworden sind mich abends ausruhte am Rheinufer über die öffentlichen Zustände nachdachte war mir unversehens als sei ich nie im Leben so erschüttert gewesen wie in diesen zwei Minuten.“ (Stifter variiert)

„Es war nicht anders als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen und ich hätte es verstanden“: (Stifter) „das ist ja eine Bürgerkriegssituation in der wir uns befinden“. (Kiesinger)

Guntram Vesper: Verhörspiel guter Mensch

C Kam später als gewöhnlich nach Hause redete kaum legte sich hin stand am anderen Morgen nicht mehr auf.

A Dagegen wollen wir alles stärken was Wurzeln hat.

C Die Frau des alten Derschau verzeichnete bürgerkriegsähnliche Zustände und wurde Witwe.

A „Über die Bedeutung der Frauen war ich mir schon lange im klaren.“ (Kiesinger)

C Ein Diebstahl ein Mord ein Brand.

A „Verwirrt und betäubt von Herzens verließ ich das Rheinufer und suchte mein Lager auf.“ (Stifter)

B „Das Leben ist ein langer Werktag.“ (Büchner)

A „Um so unheimlicher wurde mir dieser Geist als ich mit Schrecken bemerkte daß er nicht nur König und Kaiser sondern auch den Schöpfer der Welt angriff. Ich erinnere mich der Stunde genau da ich am Tisch eines Arbeiterhauses zum ersten Mal das Wort fallen hörte: es gibt keinen Gott.“ (Kiesinger)

B „In der Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.“ (Büchner)

A Es gibt aber auch Barmherzigkeit. Es gibt aber auch.

B „Warum wird es mir rot vor Augen. Es ist als wälzten sie sich in einem Meer von Blut alle miteinander.“ (Büchner)

A „Abends um sieben als ich in der Stube auf der Streu lag wo ich gewöhnlich schlafe hörte ich ein seltsames Brausen.“ (Bischoff)

C Das müssen wir uns vorstellen.

A „Ich hielt es für einen Wagen der vorüberkäme. Aber es dauerte länger an und so wurde ich aufmerksam stand auf sah zum Fenster hinaus hörte Feuer schreien.

Ich sprang durchs Fenster.“ (Bischoff)

C Eine aufregende Nacht aber schien nicht anderntags die Sonne wurde nicht den Betroffenen Hilfe zuteil wurde nicht unser Bauernhaus neu und schöner als vorher errichtet. Wenn der Mensch gut ist gibt es Barmherzigkeit.

B Es war das Jahr fünfundvierzig was uns so wenig genutzt hat das sage ich Georg Büchner und ein Jahr später schreibt Hans Mayer ein Buch über mich ein Buch über den Georg Büchner das bin ich.

A Beschuldigungen kamen.

C Wenn der Mensch gut ist gibt es Barmherzigkeit.

A „Früher wurde nach solchen Nächten gesammelt und es hat Leute gegeben die mehr bekamen als sie vorher gehabt hatten.

Aber wir bekamen nichts weil wir gute Menschen waren.“ (Bischoff)

B Gute Menschen. Warum wird es mir so rot vor Augen.

A Weil wir bessere Menschen waren das sagt auch der Pfareer wurden wir angeschuldigt.

„Ich wußte daß ich saubere Hände habe.“ (Kiesinger)

B Wir begegnen einem guten Menschen.

C Der gute Mensch hat schlecht geschlafen mürrisch nur tritt er ins Zimmer beinahe muß er über die Schwelle geschoben werden.

Sein weißes Haar schimmert in der Sonne.

B Der Himmel ist wieder blau wir haben uns geeinigt auch die Bauernhäuser sind uns größtenteils erhalten geblieben.

C Der gute Mensch darf sich setzen und sogleich nutzen wir die Gelegenheit und stellen ihm Fragen.

B Fragen wir ihn wie er heißt.

C Namen sind wichtig. Sagen Sie uns Ihren Namen.

A „Man geht über die Brücke wenn man sie betritt.“ (Kiesinger)

C Wenn Sie ihn nicht nennen wollen dann erzählen Sie uns aus Ihrem Leben.

A „Kürzlich war ich Gast eines Manufakturbesitzers in meiner Heimat der über allerlei Dinge klagte und mir plötzlich sagte: das Militär ist unser Ruin es nimmt uns die Arbeitskräfte nur um sie dann Gewehr bei Fuß stehen zu lassen. Muß man sich nicht fragen ob dieser Mann recht gehabt hat.“ (Kiesinger)

B „Dafür kriegen eure Söhne man kanns nicht oft genug sagen einen bunten Rock auf den Leib ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter und dürfen jeden Herbst einmal blind schießen und erzählen wie die Herren vom Hof allen Kindern ehrlicher Leute vorgehen und mit ihnen in den breiten Straßen der Städte herumziehen.“ (Büchner)

C Wie ist Ihr voller Name.

A „In solchen Fällen pflege ich immer zu sagen ich kann diese Frage jetzt nicht beantworten ich beantworte sie der Geschichte wenn sie sie stellt.“ (Kiesinger)

C Vielleicht sollten Sie besser versuchen auf meine Fragen einzugehen.

A Hier ist das Wort Pflicht am Platz. Ich gab meine Kräfte her und tat meine Pflicht wie jeder anständige Bürger und hatte auch eine Nummer das ja aber es war ein Auftrag meiner katholischen Freunde und ein Büro das auch hätte ich unter freiem Himmel arbeiten sollen widerstehen sollen vor allem und gab mir Mühe war vielleicht ein wenig in mich gekehrt merkte nicht was um mich herum vorging „und eines Nachts wars als hätte jemand Feuer geschrien mich aus dem Halbschlaf geschreckt das war das Ende“. (Bischoff)

C Welches Ende.

A „Wissen Sie wenn es mir zu abstrakt wird schließe ich die Augen und gehe zweimal ums Freiburger Münster.“ (Kiesinger)

B „Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu den Laternen.“ (Büchner)

C Aber vorher was haben Sie vorher getan bevor Sie aus dem Fenster gesprungen sind. Was haben Sie in jener Nacht getan.

A Jemand hat Feuer geschrien was vorher war weiß ich nicht später kamen dann die Beschuldigungen.

B „Sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache das Volk aber liegt vor ihnen wie Dünger auf dem Acker.“ (Büchner)

A Ich bin einsam weil ich ein guter Mensch bin.

„Wenn die Holzfäller von ihren Wagen sprangen und die Mützen zogen das war Glück. Ich komme mir jetzt wie ein armer Mann vor.“ (Kiesinger)

C Weil Sie böse sind sind Sie ein einsamer Mensch.

A Einsam ist ein Mensch der geweckt wird weil jemand Feuer schreit der nicht aus der Tür kann einen Ausweg sucht.

C Einsam ist jemand dessen Vergangenheit untersucht wird dessen Vergangenheit nicht untersucht wird.

A Einen Ausweg sucht.

C Leben Ihre Eltern noch.

A Nein.

C Wer waren Ihre Eltern.

A Ein einsamer Mensch der einsam ist weil er gut ist vergißt vieles. Ich habe alles vergessen.

„Im übrigen werden Sie bald eine Darstellung meines Lebens bekommen.“ (Kiesinger)

B Erst jetzt wo die Sonne ihm ins Gesicht scheint merke ich daß er ein feistes Gesicht hat.

C Welche Erziehung haben Sie erhalten.

A Meine Erziehung war eine schlechte. Der gute Mensch ist schlecht erzogen worden. Trotz schlechter Erziehung bin ich ein guter Mensch geworden.

C Erziehung ist wichtig worin bestand diese schlechte Erziehung.

A Weil ich nicht bei meinem Vater geblieben bin.

C Wie lange haben Sie die Schule besucht.

A In meinem siebten Jahr bin ich hinein- und in meinem sechzehnten Jahr herausgekommen.

C Was haben Sie in der Schule gelernt.

A Die Gebote. Das erste heißt: du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

C Wie sieht Gott aus.

A Er hat einen Schnauzbart. Mein Vater hatte ebenfalls einen Schnauzbart als ich klein war.

Ich bin einsam weil ich ein guter Mensch bin.

Ist es verboten aus dem Fenster zu springen wenn das Haus in Brand gerät.

C Können Sie lesen und schreiben.

A Nun lesen kann ich.

C Was.

A „Die heimatlichen Schätze waren in den Schullesebüchern gesammelt in Schulbüchereien und wohlfeilen Ausgaben dargeboten und auch in armen Arbeiterfamilien zu finden. Eine Generation gab der anderen den Schlüssel weiter und mich jammert es daß es damit offenbar zu Ende geht.“ (Kiesinger)

C Und schreiben.

A Nur über meine schwäbische Kindheit das geht gut von der Hand.

C Kennen Sie ein Lied.

B „Ins Schwabenland das mag ich nicht / Und lange Kleider trag ich nicht /
Denn lange Kleider spitze Schuh / Die kommen keiner Dienstmagd zu.“
(Büchner)

A „Es war eine kleine Welt die sich selbst genügte wenig anders als die der
längst verstorbenen Vorfahren.“ (Kiesinger)

B „Dafür sitzen die Herren in Fräcken beisammen und das Volk steht nackt
und gebückt vor ihnen. Sie legen die Hände an seine Lenden und Schultern und
rechnen aus wie viel es noch tragen kann und wenn sie barmherzig sind so ge-
schieht es nur wie man ein Vieh schonst das man nicht so sehr angreifen will.“
(Büchner)

A Es gibt aber auch Barmherzigkeit.

B „Brüllt es als wäre der Himmel ein Rachen.“ (Büchner)

C In welcher Religion sind Sie erzogen worden.

A „So stark erprobte sich die kindliche Phantasie an der biblischen Erzählung
so reich erschuf sie sich das Bild der biblischen Menschen und Landschaften daß
ich noch heute die Bibel nicht aufschlagen kann ohne daß jene lieblichen und
mächtigen Bilder wieder emporsteigen aus ihrem verborgenen Grund.“
(Kiesinger)

C In weldiem Glauben.

A Ich bin aufgewacht als jemand Feuer schrie.

C Sie scheinen die Frage nicht verstanden zu haben man will von Ihnen wis-
sen in welchem Glauben Sie erzogen worden sind welches Ihr Bekenntnis ist.

A Ich bekenne nichts.

C Aus der Gaststube haben Sie Federbetten gestohlen.

A „Nachts drang das gedämpfte Geräusch der Mühle und des rauschenden
Mühlbachs in die Kammer und sang uns wunderbar in den Schlaf.“ (Kiesinger)

C Sie haben den Händler Derschau ermordet.

A „Und sang uns wunderbar in den Schlaf.“ (Kiesinger)

C Sie haben Feuer an Ihr Haus gelegt.

A „In den Schlaf.“ (Kiesinger)

B „Mit roten Augen unter einem Himmel, aus dem es wie aus einem Rachen
brüllte.“ (Büchner)

A „In jener Nacht habe ich mich früh schlafen gelegt.“ (Bischoff)

C In welcher Religion sind Sie erzogen worden.

A ... Ich kam oben in Schwaben zur Welt man sprach mit mir selten wenn aber
habe ich alles beherzigt. „Diese Jahre waren die schönsten meines Lebens. Ich
habe viel daraus mitgenommen. Wenn die Holzfäller von ihren Wagen spran-
gen und die Mützen zogen das war Glück.“ (Kiesinger) Mein Leben war schön
bis die Leute Feuer schrien und alles zu Ende war. Später kamen die Beschul-
digungen.

C Welche Geschäfte haben Sie nach Ihrer Konfirmation ausgeübt.

A „Wie schnell ist diese Entwicklung gegangen. Wenn ich an meine Kindheit

denke da war Afrika noch ein fernes fernes Land und man brauchte Wochen und
Monate bis man in diese Länder kam.“ (Kiesinger) Als der Brand ausbrach war
Madagaskar freilich noch immer viel zu weit entfernt und wir mußten uns eine
andere Lösung einfallen lassen.

C Was haben Sie nach Ihrer Schulentlassung getan.

A „Das Haus hatte am 16. November Risse bekommen die wir ausbessern
mußten also habe ich meinem Vater geholfen.“ (Kiesinger)

C Sie meinen das Erdbeben.

A Damals hatte mein Vater noch einen Schnauzbart.

C Meinen Sie das Erdbeben oder das Feuer.

A Ich habe mich nicht ziehen lassen weil ich nicht schießen konnte.

Der Obrist hat gesagt: schießen kann er zwar nicht aber „Donnerwetter das ist
ein Kerl.“ (Kiesinger)

Es hat mir gutgetan.

C Haben Sie dann ein Handwerk erlernt.

A „Damals hörte ich zum ersten Mal am Tisch eines Arbeiterhauses das Wort
fallen: es gibt keinen Gott.“ (Kiesinger)

C Die Frau des alten Derschau hat gesagt Sie seien zwei Jahre als Lehrjunge
in ihrem Haus gewesen.

A Schießen konnte ich nicht meine Erziehung ist so schlecht nicht gewesen.
Ich war schon damals ein guter Mensch.

Aber Bürgerkriegssituationen kann ich erkennen es ist nicht das erste Mal.

C Erhielten Sie eine Unterstützung.

A „Donnerwetter war das ein Kerl.“ (Kiesinger)

C Erhielten Sie eine Unterstützung.

A Mein Vater hat mich noch unterstützt auch ein Freund des Vaters: „Donner-
wetter war das ein Kerl.“ (Kiesinger)

C Wie lange hat das gedauert.

A Bis ich achtundzwanzig Jahre alt war.

B „Sie haben eine eigene Sprache.“ (Büchner)

C Brauchten Sie die Unterstützung.

A Von meinem Ufer aus gesehen fließt der Rhein nach links.

C Warum hat diese Unterstützung aufgehört.

A Später geschah der Vorgang mit Derschau das war der erste Bürgerkrieg
wenn man es so nennen will.

C Irgendein Grund muß doch dagewesen sein.

A Weil ich damals geheiratet habe.

C Sie haben eine Leiter angelegt und die Federbetten aus der Gaststube geholt
stimmt das.

A „Es war wegen der alten Bäume. Es war wegen der alten Bäume.“ (Kiesinger)

C Wen haben Sie geheiratet.

A Eine aus Falkensee.

- C Nun sagen Sie mir noch worin diese Unterstützung bestand.
A Zwei Laubthaler die Woche.
C Wie heißt sie mit vollem Namen.
A Der Pfarrer sagt wir sind zwei gute Menschen daher die Beschuldigungen.
C Wie sind Sie mit ihr bekannt geworden.
A Ich sehe die Mühle direkt vor mir und das mit dem alten Derschau hätte sich überall abspielen können warum nicht hier. Madagaskar war zu weit. Jeder Wald wäre mir als geeignet erschienen.
B „Sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache.“ (Büchner)
A Ein guter Mensch spricht für sich.
C Der gute Mensch spricht für sich. Wir müssen uns dem guten Menschen verständlich machen darauf kommt es an.
A Nun ich hatte Freunde in der Askania die haben ein Fest gemacht.
C Und dort haben Sie das Mädchen gesehen.
A Am gleichen Abend habe ich sie gefragt ob sie mich heiraten wollte. Ich war ja ein guter Mensch. Sie wurde das Bild genannt.
C Haben Sie gleich nach dieser Bekanntschaft geheiratet.
A Obwohl ich ein guter Mensch war habe ich sie nicht gleich bekommen habe sie erst so fünf Jahre bei mir gehabt.
C Was den Diebstahl betrifft: hieß nicht der Pächter der Schenke den Sie um die Federbetten gebracht haben Woitschek.
A „Ich habe immer in meinem Leben gefunden daß man nach dem Grundsatz handeln muß: Erst wägs dann wags.“ (Kiesinger)
C Was hat der Pfarrer dazu gesagt.
A Sogar nach dem Feuer hat er versichert daß er uns für gute Menschen hält.
C Haben Sie und Ihre Frau Kinder.
A Ja.
C Wieviele.
A Zwei.
C Leben die Kinder noch.
A Ja ja meine Tochter hat die Auswanderung unternommen meinen Sohn habe ich immer bei mir.
C In jener Nacht in der Sie dem Woitschek die Betten gestohlen haben hatten Sie da Ihren Sohn bei sich.
A Ich weiß gar nicht was Sie immer mit Ihrem Woitschek wollen.
C Hat Ihre Frau Vermögen gehabt.
A Ja fünfhundert Thaler.
C Ist das Geld noch vorhanden.
A Nein.
C Wozu ist es dann verwendet worden.
A Sie hat sich für vierhundert Thaler ein Haus gekauft zudem hatte ich nach dem Brand zahlreiche Unkosten.

- C Warum gerade ein Haus.
A „Sie leben in historischen Palästen. Und wie leben wir.“ (Kiesinger)
C Besaßen Sie nicht schon ein Haus.
A Ich mußte immer an die Mühle denken. Das Madonnenbild hielt mich gefangen. Ich hänge an solchen Dingen. Meine Eltern ließen sich im Kloster trauen.
C „Ich bin dem Kloster lebenslang verbunden geblieben.“ (Kiesinger)
C Aber Ihre Frau doch nicht. Was hat Ihre Frau mit der Mühle zu tun.
A Wie leicht ein Haus abbrennen kann hat sie vielleicht vergessen.
C Haben Sie ein eigenes Vermögen.
A Ich habe gar nichts ich bin ein ehrlicher Mensch und trotzdem diese Beschuldigungen diese Verhöre.
C Hast du das Feuer gelegt.
Hast du das Feuer gelegt.
Hast du das Feuer gelegt.
A „Nicht aus Überzeugung nicht aus Opportunismus.“ (Kiesinger)
B „Betet ihr selbst und lehrt eure Kinder beten: Herr zerbrich den Stecken unserer Treiber und laß dein Reich zu uns kommen das Reich der Gerechtigkeit. Amen.“ (Büchner)
A Es ist unwahr wenn behauptet wird es sei eine Brandstiftung gewesen.
C Du hast das Feuer gelegt.
A „Als wir uns am Morgen den Schaden besahen liefen tiefe Risse durch die Wände des neuen Hauses und die Stützmauern des Gartens waren geborsten und verschoben. Die Welt aber war heil geblieben.“ (Kiesinger)
B „Das Leben ist ein langer Werktag.“ (Büchner)
A Es gibt aber auch Barmherzigkeit.
C Die Brandstiftung ist Hauptsache aber auch den Mord wollen wir nicht vergessen.
A „Daß ich gerne bei Ihnen bin brauche ich Ihnen nicht zu versichern.“ (Kiesinger)
B „Am 20. Januar nachmittags sei er seiner Frau die an diesem Tag auf dem Markt in Ebingen gewesen sei entgegengegangen habe diese jedoch nicht getroffen weshalb er sich gleich in den Wald begeben habe um Weißdorn zu suchen zu welchem Zwecke er auch eine kleine Handsäge und ein Messer bei sich gehabt hätte. Nachdem er von einer Buche ein Stammende abgeschnitten hatte um sich dessen als Stock zu bedienen sei er durch die sogenannte Eherne Kammer gegangen habe dort jemanden kommen hören und bei sich gedacht: das ist gewiß der Ölhändler Derschau aus Tübingen bei dem du einmal in die Lehre gegangen bist.“ (Bischoff variiert)
A Ich habe recht gehabt es war der alte Derschau. Zuerst habe ich ihn an seinem wüsten Backenbart erkannt später auch gehört wie er die unschönen Gebete gemurmelt hat was seine Glaubensgenossen allesamt machen.
C Warst du nicht schlecht auf ihn zu sprechen hatte seine Frau dich nicht un-

Guntram Vesper: Verhörspiel guter Mensch

längst auf dem Tanzsaal geohrfeigt. Mußttest du das nicht hinnehmen. War das nicht der wahre Grund deines Überfalles auf den Ölhändler.

A „Ich stelle nicht gern einen Strafantrag gegen eine Frau wenn sie eine körperliche Attacke gegen mich vorhat. Ich frage mich nämlich manchmal ob unsere Frauen und Mädchen in dieser Welt nicht besser fahren. Ihre Welt ist weniger verfremdet und hält sich eher heil.“ (Kiesinger)

C Stellvertretend.

A Nachdem der Brand gelöscht war kamen die Beschuldigungen aber ich hatte geschlafen nicht geleitet und niemanden stellvertreten.

C Vor meinem inneren Auge sehe ich die Ruine des Hauses die verkohlten Kinderleichen dazu wollen Ihre Einlassungen nicht recht passen.

B „Sogleich sei der Gedanke in ihm aufgestiegen einmal zu sehen ob sich Derschau mit dem er früher oft von Werwölfen und Massenmördern gesprochen habe auch wirklich nicht erschrecken lasse.“ (Bischoff variiert)

C Weißt du wieviele Menschenleben der Brand gekostet hat. Weißt du das.

A „Über die Bedeutung der Frauen war ich mir schon lange im klaren.“ (Kiesinger) Insbesondere gedenke ich der alter Derschau. „Ich bewahre die Frau die nicht einmal 1 Zentner wog als die reine Verkörperung von Liebe und Güte in Erinnerung.“ (Kiesinger)

C Wer waren deine Mittäter.

A Später sind Ausländer gekommen und haben mich abgeholt.

B „Er habe den unter der Jacke verborgenen Sack in welchem er seiner Frau die Frucht hätte tragen wollen in Gestalt einer Tüte über seinen Kopf gestülpt seinen Stock aufrecht gehalten und sich hinter eine dicke Buche gestellt. Der Ölhändler Derschau sei nun herangekommen habe ihn gewahrwendend sofort den Korb fallengelassen habe den Stock erhoben und sei ohne ihn anzurufen sofort mit den Worten: mein Gott was ist das auf ihn losgegangen und habe ihm auch gleich den Stock aus der Hand geschlagen. In diesem Augenblick wo er gesehen daß Derschau sich nicht fürchte vor was es auch sei habe höchste Not ihn getrieben den Greis festzuhalten.“ (Bischoff variiert)

A Nur schlechte Menschen werden schlechtes von mir sagen. Erst hielt ich es für einen Wagen der vorüberkäme aber dann war es eine Bürgerkriegssituation. Das Wort an sich war mir nicht neu. „Es gibt allerdings Worte die man fünfzig Jahre kennt und im einundfünfzigsten erkennt man die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes.“ (Stifter)

C Raubüberfall. Es war ein Raubüberfall was du getan hast.

A „Sogleich erkannte ich die Lage und wußte welches Wort angebracht war.“ (Kiesinger)

B Sein Stock war ihm aus der Hand geschlagen worden hatte sich in den Waldboden gebohrt und federte noch.

A Allein das Wort Bürgerkriegssituation war angemessen.

C Lag es nicht an der Ohrfeige.

B Der frischgeschnittene Buchenstock war schmutzig geworden.

C Du hattest Dreck am Stecken und packtest den Greis an der Brust um dich für die Ohrfeige zu rächen.

A Mein Büro war sauber es hatte freundliche Tapeten und eine schalldichte Tür oft las ich laut in meinem Hölderlin abends kamen zwei Putzfrauen. Oft hatte ich Sehnsucht nach der Mühle.

B „Nachdem er den Greis gepackt hatte und sie miteinander zu ringen begonnen hatten seien sie vom Abhang in einen Graben gestürzt. Derschau habe unter ihm gelegen und er habe ihn festgehalten damit er sich nicht wehren könne.“ (Bischoff variiert)

A Der Ölhändler war ein guter Mensch ein Jude.

C „Ich frage mich inzwischen mit Ihnen woher es kommt daß so wenige sich leidenschaftlich der jüdischen Frage gewidmet haben.“ (Kiesinger)

A „Wenn Sie daran denken wie diese Frage von uns behandelt worden ist.“ (Kiesinger)

B Woitschek heißt er nicht.

C Derschau heißt er nicht.

B Kielinger heißt er auch nicht.

C Wie heißt er.

A „Dürfen Sie sich nicht wundern daß geistige Menschen sich ihr fernhalten.“ (Kiesinger)

C Warum haben Sie ihn totgeschlagen.

A Alles kann noch ein gutes Ende nehmen.

C Ein gutes Ende ist ein schlechtes Ende.

A Gute Menschen müssen auch gut enden sagt der Pfarrer.

C Nahm das Ringen im Wald ein gutes Ende.

A Madagaskar war zu weit weg.

„Derschau sagte zu mir: laß mich doch gehen ich will dir mein Geld geben aber ich konnte den alten Mann doch nicht loslassen weil er mich weiter festhielt. Als er nun noch sein Messer zu öffnen Gelegenheit fand und mich in die rechte Seite des Kinns stach bin ich böse geworden habe das gebe ich zu gerufen: was du Luder willst auch noch stechen.“ (Bischoff variiert)

B Du Judensau.

A Gerufen: was du Judensau willst auch noch stechen und ihn mit Gewalt das Messer aus der linken Hand gerissen und weggeworfen.

B „Sie haben feiste Gesichter und sprechen eine eigene Sprache.“ (Büchner)

A Aber was auch immer mit Derschau geschehen ist und wessen mich die Nachbarn in ihrem feindlichen Gerede beschuldigen wollen: mit seinem Sohn habe ich mich ausgesöhnt.

B „Da sie sich gegenseitig gekratzt gehabt und deshalb beide geblutet hätten

er aber von jeher kein Blut habe sehen können so habe er Derschau Gesicht mit Laub Erde und Schlamm bedecken wollen.“ (*Bischoff variiert*)

A Mein Büro war sauber meine Hände waren sauber es rief jemand Feuer ich habe mir nichts vorzuwerfen.

C Warum haben Sie beim Löschen nicht geholfen.

A Ich habe geschlafen meine Erziehung war eine schlechte wie Sie wissen.

C Weshalb bist du bei uns.

A Mein Vater besaß einen Schnauzbart vielleicht deshalb.

C Wann ist das Feuer ausgebrochen.

A Ich habe geschlafen.

C Wann hast du am Rheinufer gegessen.

A Damals.

C Was heißt damals.

A Ich bin zu Hause gewesen wenn ich mich besinne kann ich sagen daß der alte Derschau damals schon beerdigt war.

C Ihr weißes Haar schimmert in der Sonne. Was wollen Sie damit sagen.

A Ein guter Mensch muß gut enden.

B „Während er damit beschäftigt gewesen sei dem Derschau greifbares Erdreich aufs Gesicht zu werfen habe der seinerseits ihm drei Finger in den Mund gesteckt die habe er abgebissen und von sich gespuckt. Wo sie geblieben seien wisse er nicht mehr. Als nun Derschau betroffen vom Verlust der Finger zu ihm gesagt habe: laß mich doch gehen du bekommst mein Geld habe er den Alten losgelassen. Das zunächst von Derschau aus der Jacke geholte und ihm gefüllt dargebotene Schnapsglas sei von ihm ohne daß er getrunken habe angenommen worden. Im Glas hätten sich Brantwein und Blut vermischt gehabt. Ekel sei ihm angekommen.“ (*Bischoff variiert*)

A „Verwirrt und betäubt des Herzens suchte ich mein Lager auf.“ (*Stifter*) „Das Rauschen des Mühlbachs drang in meine Kammer und sang mich wunderbar in den Schlaf.“ (*Kiesinger*)

C Hatte man wegen des ausgebrochenen Feuers jemanden in Verdacht.

A Nein.

C Gerade Sie sollen doch den Woitschek verdächtigt haben. Sie sollen doch gesagt haben: „Man muß nur seine Visage angucken.“ (*Kiesinger*)

A „Da bin ich entgleist und zwar ganz einfach weil ich eine Visage vor mir sah die wirklich abschreckend war.“ (*Kiesinger*)

C Also haben Sie ihn doch verdächtigt.

B Was war das für eine Visage die Sie vor sich hatten.

A Ich habe überhaupt niemanden verdächtigt.

C Sie haben aber doch unlängst auch zu mir gesagt das Feuer habe niemand anders als Woitschek gelegt. Haben Sie das gesagt oder nicht.

A „Ich will es bei meiner Bemerkung bewenden lassen.“ (*Kiesinger*)

C Wenn es nicht zutrifft warum haben Sie es dann gesagt.

A Ich weiß nicht was ich antworten soll.

C Es scheint als ob es Ihre Absicht gewesen wäre auch den Woitschek aus der Ortschaft zu bringen.

A Meist sitze ich am Rheinufer und achte darauf daß das Wasser nach links abfließt.

C Wollten Sie den Woitschek aus dem Ort treiben.

A Nein.

C Sie wollten den Woitschek aus dem Ort treiben.

A Nicht ich. Meine Frau.

C Sie sollen gesagt haben es koste Sie eine kleine Mühe.

A „Nicht aus Überzeugung.

Nicht aus Opportunismus.

Nicht aus Überzeugung nicht aus Opportunismus.“ (*Kiesinger*)

C „In dieser Mühle über deren Tor ein altes geschnitztes Madonnenbild in einer Mauernische wachte zu der noch ein kleiner Bauernhof mit Scheune Pferde- und Viehställen und einer Altenteilswohnung gehörte.“ (*Kiesinger*)

A Ja.

B „Sie haben eine eigene Sprache.“ (*Büchner*)

C „Fühlte ich mich ganz und gar.“ (*Kiesinger*)

A Ja.

C Wie. Wie fühlten Sie sich.

A „Verzaubert.“ (*Kiesinger*)

C Woher hast du dieses Wort.

A Schreiben fällt mir leichter.

C Hast du das geschrieben.

A Nein ich nicht.

C Aber du weißt wer das geschrieben hat.

A „Diese Jahre waren die schönsten meines Lebens.

Ich habe viel daraus mitgenommen.“ (*Kiesinger*)

B „Wenn alle Leute wüßten wieviel Uhr es ist würden sie sich ausziehen und sich ihr Bett vom Schreiner aus Hobelspänen aufschütten lassen.“ (*Büchner*)

C Hast du gehört. Wie spät ist es.

A Zu früh.

„Man geht erst über die Brücke wenn man sie betritt.“ (*Kiesinger*)

C Sie sollen gesagt haben es koste Sie keine Mühe.

A „Nicht aus Überzeugung.“ (*Kiesinger*)

C Der Herr der das geschrieben hat soll gesagt haben es hätte ihn keine Mühe gekostet das zu schreiben.

A Ich jedenfalls habe nichts dergleichen gesagt.

C Und über den Brand was haben Sie über den Brand gesagt.

A Ich habe gesagt daß der Brand für uns ein großes Unglück war aber ein guter Mensch wird gut enden.

B „Da zwei der Bewohner des Hauses zu der Zeit als das Feuer entstand nicht im Haus waren der dritte aber schon seit Nachmittag in der Stube auf der Streu gelegen und bei anscheinend schon verpaßter Gelegenheit durch die Tür nach draußen zu gelangen seinen Weg durchs Fenster genommen haben will scheint eine Feuerverwahrlosung wenig wahrscheinlich. Vielmehr haben wir den Verdacht vorsätzlicher Brandstiftung.“

(Bischoff variiert)

A „Ich habe immer in meinem Leben gefunden daß man nach dem Grundsatz handeln muß: Erst wägs dann wags.“ (Kiesinger)

C Sie haben also den Brand gelegt.

A Sie sprechen ja immer davon. Ich habe aber doch nicht Feuer gelegt oder totgemacht. Hätte ich jemanden totgemacht so wollte ich es schon glauben. Ich habe aber nur geschrieben.

C Sie sind gesehen worden.

A Als ich aus dem Fenster sprang.

C Man erzählt sich überall im Dorf Sie seien gesehen worden.

A Ich habe mich mit dem jungen Derschau versöhnt will weder ihm noch Woitschek noch sonstjemandem Böses bin ein guter Mensch wie Ihnen der Pfarrer sagen wird auch über die Ursache des Feuers weiß ich nichts.

C Erst wägs dann wags. So haben Sie gehandelt.

A Nach dem Brand ist es mir sehr schlecht gegangen.

„Aber statt daß man mir mal ein Kränzchen flicht redet niemand mehr davon.“ (Kiesinger)

C Ein Freund von Ihnen schreibt uns: „Es ist gewiß nicht leicht für einen solchen Mann Betteln zu gehen oder auf einem Bauernhof für ein paar Eier oder ein Stück Butter zu arbeiten. Er war auch nicht sehr begabt dafür. Aber er hat nie seine gute Laune und seine Zuversicht verloren.“

A Waren nicht alle kurz nach dem Brand glücklich darüber im großen und ganzen als unbelastet gelten zu können.

C Wieviel Leute sind mit dem Haus verbrannt.

A „Es waren die glücklichsten Jahre meines Lebens. Dann kam ein Wahnsinniger und hat alles zerstört. Er ist an allem was mit mir geschah schuld. Ich bin ein guter Mensch und habe mit nichts zutun gehabt.“ (Kiesinger)

C Du warst also beteiligt.

A Das habe ich nicht gesagt ich habe nur von meiner Kindheit gesprochen. Man kann mich nicht festlegen.

„Die Frage ist nicht aktuell. Man geht über die Brücke wenn man sie betritt.“ (Kiesinger)

C Hast du nicht geschrieben: „... halfen ihnen bis ins hohe Alter ein armes, aber freies und zufriedenes Leben zu führen. Es war eine kleine Welt die sich selbst genügte wenig anders als die der längst verstorbenen Vorfahren.“ (Kiesinger)

A „Es waren die glücklichsten Jahre meines Lebens.“ (Kiesinger)

B „Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde und Huren die Söhne des Volkes ihre Laquaien und Soldaten. Geht einmal nach Darmstadt und seht wie die Herren sich für euer Geld dort lustig machen und erzählt dann euern hungernden Weibern und Kindern daß ihr Brot an fremden Bäuchen herrlich angeschlagen sei erzählt ihnen von den schönen Kleidern die in ihrem Schweiß gefärbt und von den zierlichen Bändern die aus den Schwielen ihrer Hände geschnitten sind erzählt von den stattlichen Häusern die aus den Knochen des Volkes gebaut sind und dann kriecht in eure rauchigen Hütten und bückt euch auf euren steinigen Äckern.“ (Büchner)

A „Ich erinnere mich der Stunde genau da ich am Tisch eines Arbeiterhauses zum ersten Mal die Worte fallen hörte: es gibt keinen Gott.“ (Kiesinger)

C Hast du den alten Derschau wegen der Ohrfeige totgeschlagen.

A In Anheim Sie wissen schon steht die Mühle.

B „Derschau habe sein Geld aus der Tasche genommen auf beide Hände verteilt gesagt: laß mir etwas für die Kinder und ihm das Geld der linken Hand.“ (Bischoff variiert)

C Von seinem Ufer aus gesehen fließt der Rhein nach links.

B „Der linken Hand freiwillig und ohne Gewalteinwirkung gegeben die rechte dagegen wieder in die Tasche gesteckt. Das Geld der linken Hand habe größtenteils aus Kupfermünzen bestanden. Da er sicher gewesen sei daß Derschau weitere Summen bei sich gehabt habe müsse er wohl (dessen könne er sich allerdings nicht mehr erinnern) erneut auf den Greis zugetreten sein und ihn aufgefordert haben zusätzliches Geld vorzuzeigen.“ (Bischoff variiert)

A „Es fiel mir gewiß nicht leicht zu Betteln.

Wie man in einem solchen Falle handelt das muß von Fall zu Fall entschieden werden.“ (Kiesinger)

C Dann haben Sie ihm die Pistole vorgehalten.

A Nein.

B Nie habe er die von Derschau behauptete Drohung: sonst greife ich zur Pistole gesagt. Er habe auch wie Derschau selbst gesehen haben müsse eine Pistole gar nicht mit sich geführt.

C Sie haben die Pistole gezogen Sie haben abgedrückt der Schuß ist nicht losgegangen.

A Morgens ging ich ins Büro.

Ich setzte mich an den Schreibtisch und wartete auf die beiden Putzfrauen die abends immer kamen.

B „Dafür werden die Beamten aufs Polster gelegt wenn sie dem Staat treu gedient haben d. h. wenn sie eifrige Handlanger bei der regelmäßig eingerichteten Schinderei gewesen die man Ordnung und Gesetz heißt.“ (Büchner)

A „Nicht aus Überzeugung.“ (Büchner)

C Sie haben ihn getötet.

A Nicht aus Überzeugung.

B „Als der Greis ihm nun den Geldbeutel nicht habe geben wollen sei er zornig geworden habe aber doch nichts weiter getan als das Schnapsglas von einer Hand in die andere genommen und es dem Derschau an den Kopf geworfen. Es sei auch dumm von dem Mann gewesen ihm das Schnapsglas zu reichen nachdem sie sich so getroffen hätten.“ (Bischoff variiert)

A Meine Patentante ist nicht schuld an meiner Erziehung. Sie hat in der Mühle gewohnt und ich habe von der Mühle auch gesprochen.

Über dem Tor in einer Mauernische stand eine Madonna und hielt Wache auf dem Anwesen. Denken Sie doch nur an die vielen Pferde- und Viehställe.

C Und der Diebstahl der Mord die Brandstiftung.

A Nur von der Mühle habe ich gesprochen.

Wenn ich von der Mühle gesprochen habe kann ich nicht von etwas anderem gesprochen haben. Man kann nicht gleichzeitig von zwei verschiedenen Dingen sprechen.

C Er ist ein wenig unwillig in den Raum getreten wir haben ihm einen Stuhl angeboten und gleich die Gelegenheit wahrgenommen.

A Die Wahrheit ist schwer auszumachen.

„Unmittelbar hinter der Unteren Mühle in welcher meine Tante und Taufpatin als Hausfrau waltete rauschte der Mühlbach aus einer engen Waldschlucht hervor die seine nie versiegende Quelle barg. In dieser alten Mühle über deren Tor ein altes geschnitztes Madonnenbild in einer Mauernische wachte zu der noch ein kleiner Bauernhof mit Scheune Pferde- und Viehställen und einer Altenteilswohnung gehörte fühlte ich mich ganz und gar verzaubert. Bei Tag und Nacht lief das Mühlwerk und spie aus barocken Löwenmäulern Mehl und Gries in die Truhen.“ (Kiesinger) Das ist die Wahrheit.

C Die Wahrheit.

A „Das ist ein vager Ausdruck ich weiß es. Darin liegt auch sein Vorzug daß er nicht von vornherein Bewegungsmöglichkeiten versperrt.“ (Kiesinger)

C Sprechen Sie über den Brand.

A Ich rede aber viel lieber von der Mühle.

Wenn ich an das Feuer denke fällt mir das Sprechen schwer.

B „Sein Zustand war indessen immer trostloser geworden. Alles was er an Ruhe aus der Stille des Tals geschöpft hatte war weg. Die Welt die er hatte nutzen wollen hatte einen ungeheuern Riß. Er hatte keinen Haß keine Liebe keine Hoffnung: eine schreckliche Leere und doch eine folternde Unruhe sie auszufüllen. Im Gespräch stockte er oft eine unbeschreibliche Angst befahl ihn. Er hatte das Ende eines Satzes verloren. Dann meinte er er müsse das zuletzt gesprochene Wort behalten und immer sprechen. Nur mit großer Anstrengung unterdrückte er diese Gelüste.“ (Büchner)

A Das Sprechen fällt mir schwer.

C Aus welchen Gründen.

A „Nicht aus Überzeugung.“ (Kiesinger)

B „Das Leben ist ein langer Werktag.“ (Büchner)

A „Dann kam . . .

. . . hatte einen erstaunlichen Erfolg

und dann hat dieser Wahnsinnige alles zerstört.“ (Kiesinger)

C Von Anfang an war es als Raubüberfall geplant.

A Ich wollte ihn erschrecken.

C Auch die Brandstiftung gehörte dazu.

A Das Sprechen fällt mir schwer aber ich kann sagen daß ich am Rheinufer sitzend urplötzlich erkannte was mich umgab.

C Sie fühlen sich unwohl.

A Ich bin aufgewacht als jemand Feuer schrie das Wort an sich war mir nicht neu.

C Der Kopf erhitzt sich Sie bekommen Herzbeschwerden.

A Einmal in meinem Leben haben Ausländer mich abgeholt das war in Benediktbeuern. „Ich bin dem Kloster lebenslang verbunden geblieben.“ (Kiesinger)

C Was ist mit dem Magen.

A Auch nach dem Feuer hat er uns versichert daß er uns für gute Menschen hält.

C Was ist mit dem Magen.

A Ich bin ein guter Mensch der verhört wird. Aber es wird nichts deutlich werden.

C Ist von Woitschek als von einem Brandstifter gesprochen worden.

A „Es war nicht anders als hätte Gott gesprochen und verwirrt und betäubten Herzens suchte ich mein Lager auf.“ (Stifter)

C Nach dem Brand haben Sie sich Sachen angeeignet.

A Wahrheit ist ein vager Begriff.

C Aber auch sein welches schöngeistiges Lächeln müssen wir teuer bezahlen und werden nicht einmal die Genugtuung haben daß ihm das Lächeln vergeht.

A „Als wir uns den Schaden besahen liefen tiefe Risse durch die Wände des neuen Hauses und die Stützmauern des Gartens waren geborsten und verschoben. Die Welt aber war heil geblieben. Und durch ein winziges Fenster in der tiefen alten Mauer lugte die heimelig-unheimliche Nacht.“ (Kiesinger)

B „Ihr dürft euren Nachbarn verklagen der euch eine Kartoffel stiehlt. Aber klagt einmal über den Diebstahl der von Staatswegen unter dem Namen von Abgabe und Steuern jeden Tag an eurem Eigentum gegangen wird damit eine Legion unnützer Beamten sich von eurem Schweiß mästen: klagt einmal daß ihr der Willkür einiger Fettwänste überlassen seid und daß die Willkür Gesetz heißt klagt daß ihr die Ackergäule des Staates seid klagt über eure verlorne Menschenrechte: wo sind die Gerichtshöfe die eure Klagen annehmen wo die Richter die rechtsprechen.“ (Büchner)

A Ich habe geschlafen mehr weiß ich nicht.

C Vor vierzehn Tagen waren Sie Gast eines Manufakturbesitzers in Ihrer Heimat der über allerlei Dinge klagte. Ist das richtig.

B „Wo die Richter die rechtsprächen.“ (Büchner)

C „Der über allerlei Dinge klagte und Ihnen plötzlich sagte: die jungen Arbeiter die vom Militär zurückkehren sind prächtige Kerle und viele von ihnen haben sich in dieser Zeit völlig gewandelt.“ (Kiesinger)

B „Einen bunten Rock auf den Leib ein Gewehr oder eine Trommel auf die Schulter.“ (Büchner)

A Ich stehe zu dem was ich gesagt habe. „Ich halte aber diese Frage für so ernst daß man da der Bevölkerung nichts vormachen sollte.“ (Kiesinger)

B „Nachdem Derschau sich nun entfernt habe ohne von ihm verfolgt zu werden sei auch er nach Hause gegangen. Zu dem von Derschau bekommenem Geld welches sich auf acht Groschen und zwölf Pfennige belaufen haben müsse habe er zwei Pfennige hinzugefügt und diese neun Groschen in ein Papier gewickelt um sie dem Derschau wenn er den wieder einmal in ein Haus gehen sehe in den Korb zu werfen.“ (Bischoff variiert)

C „Noch am gleichen Abend haben Sie sich von zu Hause entfernt ohne anzugeben wohin und aus dem Garten des Einwohners Pötzel eine Leiter geholt auf der Sie durch ein Schiebefenster in die im zweiten Stock gelegene Gaststube des Woitschek eingestiegen sind. Dorothea Loth die als Magd damals auf der Mühle diente hatte Ihnen den Diebstahl von Bettfedern in Vorschlag gebracht.“ (Bischoff variiert)

A „Ihre Welt ist weniger verfremdet und hält sich eher heil.“ (Kiesinger)

C „Und richtig: Sie fanden die Betten wie es Ihnen beschrieben worden war und warfen sie aus dem Fenster in den Garten. Später haben Sie die Federn zwei- unddreißig Pfund im ganzen an eine gewisse Grimm in Tübingen verkauft.“ (Bischoff variiert)

A Ich habe nichts zu sagen.

C Welchen Weg haben Sie genommen um in den Garten des Woitschek zu kommen.

A „Ich kann nur allen denen die ich kennengelernt habe danken von denen ich selbst persönlich den Eindruck hatte: Donnerwetter das ist ein Mann.“ (Kiesinger)

C Sie wissen wieviele Menschenleben der Brand gekostet hat.

A Immer wieder habe ich ein Büro mit schalldichter Tür verlangt.

B Derschaus Frau hat ausgesagt ihr Mann sei gegen Abend später als gewöhnlich nach Hause gekommen habe wenig gesprochen nur gesagt das Land sei nicht mehr weit vom Bürgerkrieg sich dann zu Bett gelegt und kurz vor dem Einschlafen ein ihr unbekanntes Lied gesungen. Am Morgen sei er tot gewesen.

C Singen Sie das Lied.

A „Ins Schwabenland das mag ich nicht / Und lange Kleider trag ich nicht / Denn lange Kleider spitze Schuh / Die kommen keiner Dienstmagd zu.“ (Büchner)

C Tot hörst du tot.

A „Wenn er mich dreimal angerufen und ich dreimal nicht geantwortet hätte hätte er mich totschiessen dürfen.“ (Bischoff)

C Du hast ihn totgeschlagen.

A „Auch wenn er ruhig an mir vorbeigegangen wäre würde er noch leben.“ (Bischoff)

C Er ist an seinem Tod selbst schuld. Habe ich das richtig verstanden.

A An jenem Abend wollte ich keine Betten stehlen.

C Sie haben angegeben: „Vor allem wollte ich mich noch einmal am Anblick der alten Bäume laben. Daß sie auf Erden aussterben ist unter allen bösen Zeichen das bedenklichste.“ (Stifter)

B „Sie haben eine eigene Sprache.“ (Büchner)

C Erst Betten stehlen dann Feuer anlegen.

A Und jetzt kommen die Beschuldigungen.

C Sagen Sie mir: halten Sie das Feuer in Ihrem Haus für ein bedenkliches oder für ein unbedenkliches böses Zeichen.

A Sie haben doch gehört daß ich zu den Bauern betteln gehen mußte.

C In einer Ansammlung am Tag nach dem Brand sollen Sie über die Person des Täters gerätselt haben.

A „Nicht aus Überzeugung.“ (Kiesinger)

C Sie sollen auch gesagt haben: Donnerwetter das ist ein Mann.

A „Ich wollte zur Zimmertür hinaus. Beim Öffnen der Tür sah ich wie das Feuer mir entgegenbrannte. Ich warf die Tür zu schlug die Scheibe ein und sprang aus dem Fenster. Ausländer holten mich ab.“ (Bischoff variiert)

C Als Sie wieder zurück waren haben Sie da mit aufgeräumt.

A Jawohl habe ich. Dafür habe ich eine offizielle Belobigung bekommen.

C Ihr ganzes Benehmen macht Sie verdächtig.

A „Es kommt nur darauf an ob einer eine weiße Weste hat oder nicht.“ (Kiesinger)

B „Sie wohnen in schönen Häusern sie tragen zierliche Kleider sie haben feiste Gesichter und reden eine eigene Sprache.“ (Büchner)

A „Sich vorzustellen daß in einem Kopf sich ein ganz klares Bild dessen was vermeintlich ist und was vermeintlich zu tun sei abspiegeln soll hat für mich fast etwas Unheimliches denn man könnte mit Sicherheit sagen daß dieses klare Bild falsch sein muß.“ (Kiesinger)

B „Sie reden eine eigene Sprache.“ (Büchner)

C War es schon dunkel als Sie das Feuer gelegt haben.

A Der Sohn des alten Derschau hat die neun Groschen angenommen.

C Haben Sie das Feuer im Haus oder ans Haus gelegt.

A „Sie wissen ich wandere gerne. Einmal war ich einen Tag lang in den Bergen unterwegs. Als es Nacht wurde suchte ich ein Quartier. Endlich fand ich ein abgelegenes Gasthaus. Es dauerte lange bis der Wirt öffnete. Ich war müde und

meine Kleidung sah schmutzig aus. Was wollen Sie fragte er und sah mich mißtrauisch an. Ich bat um Quartier. Wer sind Sie denn fragte er. Der Chef sagte ich aber er warf die Tür zu und ließ mich stehen.“ (*Kiesinger variiert*)

War das auch ein guter Mensch.

C Haben Sie das Feuer gelegt.

A „Wenn die Holzfäller von ihren Wagen sprangen und die Mützen zogen: das war Glück.“ (*Kiesinger*)

B Ich sage es noch einmal: „Gegen Abend kam er auf die Höhe des Gebirges auf das Schneefeld von wo man wieder hinabstieg in die Ebene nach Westen. Er setzte sich nieder. Es war gegen Abend ruhiger geworden.“ (*Büchner*)

C Wir fragen dich zum letzten Mal: hast du das Feuer gelegt.

A „Wir müssen es der Phantasie der Geschichte überlassen daß sie eine bessere Lösung findet als wir.“ (*Kiesinger*)

C Wegen einer Ohrfeige hast du den Ölhändler totgeschlagen.

B „Das Gewölk lag fest und unbeweglich am Himmel. Soweit der Blick reichte nichts als Gipfel von denen sich breite Flächen hinabzogen und alles so still grau und dämmernd. Es wurde ihm entsetzlich einsam. Er war allein ganz allein.“ (*Büchner*)

A Ein einsamer Mensch der einsam ist weil er gut ist vergißt vieles ich habe alles vergessen.

„Die Welt aber ist heil geblieben.“ (*Kiesinger*)

C Was hast du mit dem Erlös der gestohlenen Federbetten angefangen.

B „Er wollte mit sich sprechen aber er konnte nicht er wagte kaum zu atmen. Das Biegen seines Fußes tönte wie Donner unter ihm. Er mußte sich niedersetzen. Mit roten Augen unter einem Himmel aus dem es wie aus einem Rachen brüllte.“ (*Büchner*)

A „Ich bin dem Kloster lebenslang verbunden geblieben“ denn „Loyalität genießt nur etwas was Eingang in die Herzen der Menschen findet.“ (*Kiesinger*)

B „Es war finster geworden Himmel und Erde verschmolzen in eins.“ (*Büchner*)

A Ich habe nichts geleitet und niemanden stellvertreten ich habe alles vergessen bis auf die Mühle und jene glücklichsten Jahre meines Lebens.

B „Es war als ginge ihm was nach und als müsse ihn was Entsetzliches erreichen.“ (*Büchner*)

A Ich fühle mich sicher.

B „Warum wird mir so rot vor Augen. Es ist mir als wälzten sie sich in einem Meer von Blut. Und dann wenn ich die Augen zumache da blitzt es immer es ist ein großes breites Messer und das liegt auf einem Tisch am Fenster und ein guter Mensch sitzt dahinter. Und das Messer ist mir immer zwischen den Augen.“ (*Büchner*)

A Ein guter Mensch soll verhört werden aber es wird nichts deutlich. Der gute Mensch sagt wenig aber daß er da ist spricht für sich.

B „Ich bete jeden Abend zum Hanf und zu den Laternen.“ (*Büchner*)

C Ein Ende ist nicht abzusehen.

B „Als müsse ihn was Entsetzliches erreichen.“ (*Büchner*)

C Der gute Mensch ist erschöpft.

Mürrisch nur verläßt er das Zimmer. Beinahe muß er über die Schwelle geschoben werden.

B Wir haben ihn ausgewählt nun schicken wir ihn zurück.

C Seine Freunde umringen ihn.

B Laternen und Hanf.

C Sie sitzen in der ersten Reihe und rufen baah.

B Wissen wir wie er heißt.

C Wir haben die Gelegenheit genutzt.

B Wir haben ihm Fragen gestellt.

C Wir haben den guten Menschen verhört.

B Aber es ist nichts deutlich geworden.

Quellen:

Georg Büchner: Werke und Briefe, Frankfurt 1962.

Georg Büchner: Der hessische Landbote. Texte, Briefe, Prozeßkarten, Hgb. H. M. Enzensberger, Frankfurt 1965.

Georg Büchner: Woyzeck. Lenz, Wiesbaden 1957.

W. Fd. Bischoff: Merkwürdige Criminal-Rechts-Fälle, 4 Bde., Hannover 1833 bis 1840.

Adalbert Stifter: Die Mappe meines Urgroßvaters, München 1954.

K. G. Kiesinger: Schwäbische Kindheit, Tübingen 1964.

Thomas Michael Jaeschke
Gedichte und Prosastücke

Das Gefecht

nacht —
eine klare stumme nacht.
morgen —
ein grauer hysterischer morgen.
bis zur mole konnte man es schellen hören.
im dunst sah man schiffe auf der reede liegen.

männer schlafen darin,
das schellen weckt sie alle auf.
alle bewegen sich, weil es schellt.
der morgen.
bis zur mole kann man ihre schritte hören.
ihr kurzes lachen und manchmal ihre stimmen.
man kann sehen, wie langsam die schiffe drehen.

zu all dem fernen lärm
sieht man sie mit weißer spur auslaufen.
das auge verliert sie
nach vielen Tagen
steht ein mann auf dem platz
er schellt
bläst weiße wolken in die frühe morgenluft.

er schellt,
und es stehen menschen um ihn.
er schellt
und dann liest er laut

— auf dem meere
— 60 meilen nach norden
— trafen sie sich
— unsere schiffe
und
— die schiffe der andern
und sie fuhren ineinander
— 60 meilen von hier
und da schlugen sie sich
und haßten einander
— auf dem meere
und da bluteten sie
und platschten hinab
und das donnern kündete ihr morden
— unsere schiffe und die schiffe der andern
und der tag sah ihr jagen
und die nacht ihre feuer
und die luft nimmt ihr heulen
und das wasser ihr sterben
— 60 meilen von hier
und im hafen liegt eines
und die segel sind zerfetzt
und alle leben sind ohne morgen
und alle tage eine nacht
und wir haben gewonnen

der zweidockpinselstricharbeiter

wenn wir so weitermachen, glaubt uns kein mensch mehr
wenn wir noch lange so machen, setzen die uns an die luft
wenn's das ist, können wir bald einpacken
wenn das unser fall ist, räumen die uns weg
wenn's hier begraben ist, hamm wir keine zukunft
wenn das noch lange geht, komm die uns anranzen
wenn hier unser dingsda . . . treten die uns auf die füße

komm, wir gehn uns die sonne untergehen ansehen
komm, woanders könn wir . . . spielnse mondaufgehn

wir hamm doch den ganzen abend gemacht
wir machen unsern abend allein
wir lassen uns doch nicht in abend quatschen
wir sind doch nicht blind wie?
wir sehn doch, was euch nicht paßt—was?
wir gehn in die pinnte, die uns . . . oder auch . . .

komm, wir gehn uns die sonne untergehen ansehen
komm, woanders könn wir . . . spielnse mondaufgehn

überleben, laßt mich doch in ruh
überleben, kochts dem doch ein
überleben, wo ich doch mein auskommen hab
überleben, was kann denn schon nach zwei
überleben, jetzt?
überleben, gleich?

komm, wir gehn uns die sonne untergehen ansehen
komm, woanders könn wir . . . spielnse mondaufgehn

wollen alles gleich zum frühstück essen — morgen
wollen uns bloß bange machen — ach
wollen uns mal auf sonst was berufen
wollen denen mal zeigen — hamm wir doch
wollen wir mal rann morgen, wie sonst immer?
wollen uns nicht unterkriegen lassen
wollen die uns in die pfanne haun?

the periode of living

pendant le jour de ma vie à haut pendant le jour de ma vie à haut pendant le

vergehen alle seelenfänger, leblos hängen kinder in den ästen und joghurtflüsse
rollen mit gewaltigen wellen heran, alles scheint durchflutet von den roten schei-
ten brennenden holzes, es frißt gewaltige löcher in die winzigen bäuche vor-
übergehender hasen und fließt, ohne sich länger aufzuhalten, hinüber in den alp-
traum verbrauchter arbeiterfrauen, denen t. h. laurence, unser aller laurence, so
viele seiner augen geschenkt hat, sie herauszureißen, sie niederzuheben und auf-
zulegen in die wiegen aus ruß und verkommenem vorgartengras, denen er über-
geben hat die wiesenblume, den wiesenstrauß gleichgültiger anteilnahme, denen
er die kinder aus den armen nahm, ihnen lesen essen lesen essen lesen essen sagen
und sehen und gehen beizubringen. vergehen alle seelenfänger denen das geld
locker in der tasche sitzt, denen es gleich ist ottern mit dem messer dem messer
oder den bloßen fingern nicht nur zu fangen, ihnen auch noch die seele auszu-
pusten, ihnen das bißchen verstand mit gewaltigen beilen aus der hirnschale zu
pressen, ihnen in mühsamer kleinster arbeit und langen nächten der jagd der jagd
der jagd jagd gelbe punkte auf den rücken zu kritzeln bis hinunter an den dün-
nen schwanz, ihnen die seele in langen nächten der jagd aus dem dünnen körper
zu blasen, hoch in den wolken ihnen zuzurufen, wenn ihre körper geschüttelt und
fleckig, einsam und leer, rot vom verlorenen blut, blau von den kämpfen gegen
die seelenfänger sich in hohen vorgartenwiesen wälzen, ihnen zuzurufen mit vor
dem mund gehöhlter hand, mit hüten auf dem kopf und lockerem geld in der
tasche, ihn zuzurufen und dies immer wieder ohne die tirade an einfallslosigkeit
einem gott zu übergeben, der doch schon seit tagen hinter ihnen steht, nur darauf
wartet (fast von einem bein aufs andere tritt) hinter ihnen wartet, daß man ihm
diese tirade übergebe um so vielleicht den ottern einen ruhigen tod des verblu-
tens im vorgartengras zu gönnen, nein nein, es sind seelenjäger, sie stehen, höhlen
die hand vor dem mund und rufen hinüber, nicht hinter sich, was alles alles so
sehr vereinfachen würde, einfach vereinfachen würde, nein und nochmal nein,
sie stehen, die gehöhlte hand gespannt und rufen hinüber in das graue vorgarten-
gras, rufen ohne den gott hinter sich zu erlösen, ohne der otter einen vergnügten,
wenigstens blütenreinen tod des verblutens zu gönnen rufen sie in langen tiraden:
wir lieben euch, ja das rufen sie und joghurt, ströme von joghurt wallen vorbei
an ihre seite und tragen die worte süß heran an das sich quälende, vorbei an den
bäumen denen nichts gegeben ist als tote kinder rittlings zu beherbergen, vorbei
an schroffen arbeiterfrauen, vorbei an einem alten t. h. laurence, der versucht
aus einer gewaltigen englischen tabakspeife den rest des suds zu ziehen, vorbei an
lesenden stehenden, gehenden und sehenden, hin zu den blassen flecken von gel-
ber farbe auf den dünnen dünnen rücken verkommener ottern. ihr schrei ruft sie
an und jede krümmung wird zum peitschenschlag dem sich zu ergeben sie zu feige
sind, denn ihr leben ist seelenfangen, immer, in der nacht, am tage und zu wasser

suchen sie, mit dem messer, mit der bloßen hand, nach den fruchten ihrer arbeit, — nach den fruchten ihrer arbeit, nach den unbefleckten ottern und den dünnen rückrädern eben das licht der welt erblickender kinder, nichts was sie mehr auszeichnet, als ihr vergnügen diesem unfreundlichen handwerk auch noch zu nachtschlafener zeit, zur zeit des schlafens, da der fuchs sich, mit der nase fest auf den boden gedrückt, mit blanken augen dem winzigen bau des hasen nähert, ihm gute nacht zu sagen, selbst in solchen nächten wird es ihnen nicht zu viel sein, noch am kleinsten vorgartenzaun zu stehen und mit bloßen händen nach den ringelspuren winziger ottern und eben das licht des mondes erblickender kinder zu suchen; keine nacht ist ihnen zu kalt, kein tor zu zu, kein hut zu hoch, kein vogel zu weich, kein berg zu weit und keine tür zu dick. ihnen ist kein bein zu kurz und kein wort zu lang, ihnen ist kein stück zu rund und kein geld zu schmutzig, ihnen ist kein geldstück zu rund und schmutzig, ihnen ist kein fluß zu naß, kein himmel zu fein, kein draht zu krumm, nicht auch in der dunkelsten nacht, vergebens oder vergebens an den wackeligen arbeitervorgärten zu stehen und durch den sturm, den regen und den hagel über alles zu rufen, locker mit dem hut zu winken, sinnlose bewegungen bevorzugend, nach den kindern, den ottern zu rufen, ihnen die gelben flecken anzupreisen, *ihnen außer der zukunft jede zeit zu bieten*, ihnen nicht eine kleine pause zu gönnen, und sei es die des verblutens, ihnen jede nachtruhe zu rauben. versteht, versteht, diese kinder, die man stunden später rittlings in den kronen alter buchen unten in yorkshire findet, diese kinder, denen es einmal besser gehen sollte, diese kinder, denen es verblieben ist, am ufer des joghurtflusses aufzuwachsen und vielleicht auch hier am grauen ufer eben dieses flusses zu sterben, immer neue joghurtkinder großzuziehen, bis das ganze ufer rechts und links widerhallt von ihrem lachen und essen und stehen und leben und reden, von ihrem graben und hasten, rennen und pennen, wandern und löffeln, ihrem stehlen und rauben und warten. diesen kindern aber lauern die seelenjäger, wenn sie trunken oder sonst müde nach hause torkeln, sich niederlegen; ihnen lauern sie auf, den winzigen ottern mit dem dünnen schwanz, dem harten rücken, ihnen lauern sie auf am tage und zur nacht, mit bloßer und bewaffneter hand, ihnen gönnen sie nicht den rausch auszuschlafen, den sanften blütenreichen tot des verblutens. ihnen die nagelschuhe, die ungeputzten nagelschuhe fortzunehmen ist ihr essen, ihr streben. wohin aber mit ihrem schaffen, wenn es nur das des jagens ist, wohin mit all dem mohn, den sie in die offenen mündern der schlafenden rieseln lassen: niewieder werde es tag, wenn es zum tausendneunhundertsiebzigsten mal gelingt, all die schlafenden vorsichtig in die bäume zu setzen, ihnen in ihren traum zu reden, es sei nichts schöner, als sich leise, mit dem lied von unserer heiligen jungfrau auf den lippen, im winde dort oben schaukeln zu lassen. nie wieder werde es tag, wenn es zum tausendneunhundertsiebzigsten mal gelingen sollte, den ottern, den winzigen schwarzen raben unter den ottern, die gelben mit langen tiraden überzugießen, also fortzuführen auf die hohen berge, in die wolken und ungeachtet des wartenden gottes ihr ver-

bluten mit den entsetzlichen worten: *ich liebe dich* zu begleiten, nie wieder solle es tag werden, wenn es ihnen gelingt, sich mit stift und buch zu nähern, das geld locker in den taschen, uns zu beweisen, hört mich, zu beweisen, so, gerade so, als gäbe es in dieser trostlosen wüste der seelenfänger soetwas wie freundliche und darum richtige beweisführung . . .

das geländer

vor dem fenster läuft ein schweres eisernes gitter von einer ecke zur anderen, in einer höhe, da es notwendig wird, um hinunterzuspringen darüberzuklettern. vor dem fenster in brusthöhe läuft dieses gitter, gebildet aus gebogenen und geschnörkelten eisenstäben, die an manchen stellen geschweißt, an anderen mit festen gliedern gehalten werden; um hinunterzuspringen ist es notwendig darüberzuklettern.

erst tief unten beginnen die wipfel der jetzt im frühling grünen bäume und noch weiter darunter liegt das trottoir.

blicke ich parallel zu meiner höhe aus dem fenster, erkenne ich mir gegenüber ein graues streng verziertes haus mit schiefergrauem dach und schwarzen eisengittern in brusthöhe vor den fenstern; hinter den fenstern erkenne ich dunkle räume, bilder und vielleicht den schimmer eines sich bewegenden menschen. beide häuser, dieses und das gegenüber, stehen lange schon, beide funktionieren in ihrer eigenschaft als haus, soweit ich das während meines erst kurzen aufenthalts feststellen kann, einwandfrei; aus beiden steigt zur rechten jahreszeit rauch auf, die fenster lassen sich ohne schwierigkeit öffnen und schließen, regnet es, fließt gleichmäßig ein strom warmen wassers die dachrinne entlang um an der ecke in die senkrechte zu verschwinden; die bewohner entrichten pünktlich ihre mieten, viele besitzen ein auto, des nachts schalten sie eine oder zwei der lampen in ihrem zimmer an, um trotz der dunkelheit sehen zu können, um zu lesen oder zu sprechen.

ich behaupte, daß darin in einem dichten netz von leitungen genügend wasser transportiert wird, um speisen zu kochen, es zu trinken, sich und den fußboden zu waschen. mit einem aufzug erreicht man jedes gewünschte stockwerk, mit wenigen schritten dann die gewünschte wohnung, eine schelle meldet den vielleicht erwarteten besucher, ein schlüssel erlaubt dem besitzer jederzeit dort einzutreten und diese, wenn er fortzugehen hat, abzusperren gegen den besuch fremder.

schon im hausflur ist ein gelber briefkasten aufgehängt, das aufgeben von briefen ist leicht gemacht und mit genügend geld ist es ohne problem einige räume zu bewohnen.

öffnet man die fensterflügel um auf den kurzen balkon zu treten, verhindert ein brusthohes geländer das hinunterfallen, ich lege die hände darauf, blicke hinüber zu dem anderen haus, blicke hinunter auf die straße: um hinunterzuspringen muß man dieses geländer übersteigen; schon der kinder wegen eine nützliche einrichtung.

Günter Müller Kurzprosa

Eiszeitbeginn.

Vor dem eingeschalteten Fernsehapparat.

Ihr Mann in einem Sessel, liegend; Bierflaschen und Zigaretten, eine nach der anderen, bis er einschläft, von da an sein röchelnder Atem; verqualmende Zigarette auf dem Aschenbecherrand, offene Bierflasche an seiner Seite.

Sie, im zweiten Sessel liegend, starrt auf den Bildschirm, wartet auf das, was vielleicht noch kommt, das ihr gefällt.

Der Apparat zeigt ein Meer, zeigt Wellen und Strand, läßt Geigen hören und Möwenrufe, zeigt Wellen und Schaum, läßt Rufen hören und Dampfersirenen, zeigt Wellen, Wellen, Wellen, eine murmelnde Stimme aus weiter Ferne, spricht von Ende, für Sekunden der Traum eines Hauses, eines Schlosses vielleicht, dann wieder Wellen, Wellen — WELLEN! Erstarrte! Kreischende! Gefrorene!

Sie schreit auf, schlägt die Hände vors Gesicht. Er schläft weiter, wie immer nah am Ersticken. Der Apparat zeigt schwarz-weiß-graues Geflimmer, rauscht. Sie schaltet ihn aus, wischt sich über Augen und Stirn, schüttelt sich, rüttelt ihren Mann, der im Erwachen die Zeit verflucht. „Komm, wir wollen schlafen gehen!“

Santa Fé

Er möchte über den Atlantik fahren, an Kuba vorbei, in den Golf von Mexiko, den Rio Grande hinauf nach Santa Fé. Er möchte durch die vielen, hellen Straßen gehen, möchte in der Sonne stehen, möchte die fröhlichen Menschen treffen, ihr freies Lachen hören, ihre bunten Kleider sehen.

Er möchte über die Prärie reiten, am Lagerfeuer sitzen, einen Stier bändigen, einen Puma jagen, im Zelt schlafen, mit Indianern die Friedenspfeife rauchen, einen Banditen erschießen. Aber er hat ja Familie, keine Zeit, kein Geld, und außerdem die Kneipe, den Skatabend und die Topfblumen!

Silberblicke.

Früher war das anders, aber heute schlafe ich, wenn er seine Freitagabendtour macht. Wenn er dann kommt, knipse ich das Licht an, warte bis er ins Bett gefunden hat, und knipse es wieder aus.

Wozu sich aufregen? Ich weiß, wie es dann weitergeht: Ich werde früh aufstehen, wegen der Luft im Schlafzimmer. Er wird bis zwölf Uhr schlafen. Ich werde ihm einen Kaffee bringen. Er wird eine Tablette nehmen, ich werde fragen: „Wie wars?“, er wird sagen: „Feucht!“, ich werde den Kopf schütteln, er wird den Kaffee schlürfen, ich werde nichts sagen, er wird stöhnen, ich werde hinausgehen, er wird sich bedauern, ich werde, er wird, es wird werden . . .

Weisse Augen.

Seine Frau hat sich erhängt. Ihr Gesicht ist dunkel, doch die Augen weiß. Er starrt sie an und weiß nichts. Mit Toten kann man sich nicht streiten, sie trifft kein tagelanges Schweigen. Auf dem Tisch liegt ein Bild: zwei Festtagsmenschen lächeln jugendlich, doch das Kind ging verloren, die Ehe wurde grundlos. Irgend etwas muß man tun.

Er verläßt das Zimmer. Die Wohnung ist ordentlich, kein Staub, die Sofakissen stehen gerade, nichts liegt herum, die Pflanzen sind gepflegt, auf den Betten liegt die Tagesdecke.

Wenn es dunkel wäre, brauchte er das Alles nicht zu sehen!

Sie hat's nun dunkel, sieht schmutzig aus und ungekämmt.

Er geht umher im Anzug von der Stange, mit blanken Schuhen, glattrasiert.

Er ruft den Arzt und hofft auf ihn, doch es kommt ein überarbeiteter Mann und fragt: „Was ist?“

Stark im Recht

Zur jährlichen Friedensfeier
waren die Eintrittskarten
abgezählt.

Als St. Georgi vom Herzen der Mächtigen sprach
erhob sich zögernd der Präsident
und setzte sich wieder.

Vorurteilslos wurde später
die Mischung der Rassen verteidigt.
Die Anwesenheit eines Negers und mehrerer
jüdischer Gäste trieb älteren
Herren die Tränen in die Augen.

Als das Streichquartett der Akademie
die Kunst der Fuge spielte
montierte mit eigener Hand
der Oberbürgermeister
eine Friedenstaube aufs Cello.

Derweil erklärten draußen
drei Hundertschaften
ohne viel Worte
den Wappenspruch Frankfurts und demonstrierten
manchem zweifelnden Gast wie ernsthaft
der allerhöchste Gruß gemeint war: Willkommen
in den Mauern dieser Stadt.

Beim Milchmann

Das Übliche?
fragt uns der Milchmann
am Morgen
und hält die Kanne unter den Hahn.
Wir hatten auf ein besseres Leben gehofft,
sagen wir.
Also einen Liter,
sagt er.
Unter neuen Herren,
sagen wir,
wir hatten auf ein besseres Leben gehofft.
Macht fünfzig,
sagt er.
Unter neuen Herren,
sagen wir,
bittesehr.
Auf Wiedersehen,
sagt er.
Bis morgen,
sagen wir.

Erwin Kurz
Stadelheimer G'schichterln

Der Vollzug der Freiheitsstrafe soll dazu dienen, die Allgemeinheit zu schützen, dem Gefangenen zu der Einsicht zu verhelfen, daß er für begangenes Unrecht einzustehen hat, und ihn wieder in die Gemeinschaft einzugliedern.

*Aus den Verhaltensvorschriften in den
bundesdeutschen Justizvollzugsanstalten.*

§§§§§

Die Anklageschrift hat er schon vor Monaten verraucht. Gar feines Durchschlagspapier der Justiz. Zigaretten, Zigarettenpapier sind rar im Gefängnis. Geld hat er keines mitgebracht. Kann er auch nicht einkaufen. Der kleine Dieb wartet auf seinen Termin, wartet bis der Richter das Urteil über ihn fällt.

Sein Spezi, der Zuhälter hat es da schon besser. Er kam mit ein paar Blauen und einigen Zerquetschten im Knast an, mit modischem Einreiherr und bunter Weste, Hände, die nur ein Whiskyglas halten können, gefärbtem Blondhaar und sexualschwangeren Sprücheblasen vor den Lippen. Einen seiner Brillantringe hat er bei der Aufnahme mit hereingeschmuggelt. Da läßt sich handeln. Was kostet ein Wachtmeister? Seine Pferdchen hatte er mit Stahlbesen und Fußtritt vom Barhocker aus traktiert. Da gehen ihm auch in der Lumpenanstalt die Aktiven nicht aus. Warum soll es hier anders sein, wie draußen? Der kleine Dieb lauscht seinen lüsternen Orgien von früher mit hungrigen Augen und putzt ihm die Schuhe, massiert ihm den Rücken, besorgt ihm einen verbotenen Krimi, wenn ein paar Kippen abfallen. Warum auch soll es hier anders sein?

§§§§§

Der Homosexuelle erzählt zum 13. Male wie er der anderen Tunte die Handtasche um die Ohren geklatscht hatte, weil das Aas ihm den Freier ausspannen wollte. Das war noch draußen. Jetzt ist er unten im Papiersaal, Versandhaus-Kataloge postfertig zu machen. Typische Knastarbeit.

Das mit der 3-Mann-Zelle hat er nie geschafft. Für ihn hatten sie nur Einzelzellen, wie er's auch anstellen wollte. Nicht auszudenken wenn alle drei...! Aber während der Arbeit auf der Toilette: „Ich heiße Detleff, aber du darfst Teddy zu mir sagen...!“ Bald ist er wieder draußen. Eigentlich schade bei diesem Auftrieb wohlgestalteter Männer.

Dem Familienvater mit einigen Wochen Haft wegen Trunkenheit am Steuer sagen die erfahrenen Knastrologen: „Das kannst du auf der Toilette absitzen — die paar Tage.“ Gut, aber dort ist unentwegt der Andere: „... Du darfst Teddy zu mir sagen.“ Ihm ist ordentlich schlecht. Er hatte gute Vorsätze gehabt. Aber ein Schnaps wäre jetzt recht!

§§§§§

Ein kleiner Rauschgiftverkäufer war er. Mit 30 Gramm Haschisch der Polizei in die Falle gegangen. Oder von der Konkurrenz an die Bullen verkauft. Ein Zuträger, letztes Glied in einer Kette, ein Verteiler. 6 Monate Gefängnis mußte er dafür abbrummen. Der Tag der Entlassung ist wie Weihnachten: Gitti und ein paar andere Hasen in Schwabing treffen, etliche Bierchen trinken, die Lichter werden noch nach 9 Uhr abends brennen und kein Riegel wird ins Schloß fallen. Und dann? Die Kohlen für das halbe Jahr Arbeit im Knast werden zu Ende gesoffen. Und dann? Ja, und was dann? — Dann Haschisch verkaufen.

§§§§§

In der Frauenabteilung regieren Frau H., Fräulein S., Frau K. ... Ihr Handwerkszeug ist ein riesiger Schlüsselbund, die Anweisung für Justizangestellte und wie überall in der Welt menschliche Schwäche.

„Ausziehen“, herrscht Frau K. die Neue an, „draußen können Sie es ja auch.“ Befriedigung liegt in ihrem Blick wenn sie die nackte Neue sieht. Abends in der Zelle ist die Neue mit Dirnen und Diebinnen zusammen: „Mach dir die Hosen nicht voll, kannst dich ruhig nackt ausziehen, wir gucken dir nichts ab, — draußen tust du es ja auch.“ Die Anderen haben vielsagende Blicke.

§§§§§

„Großmann, während der Arbeit wird nicht geraucht, das wissen Sie doch ganz genau.“

„Jawoll, Herr Wachtmeister. — Übrigens Herr Wachtmeister, ich hab ein neues Gedicht gemacht:

Jupp heida und jupp heizuck
schneidig ist der Strafvollzug.

Reimt sich. Wäre der Refrain für einen Zuchthausmarsch.“

„Sie sollen ihren Glimmstengel ausmachen, habe ich gesagt. Hören Sie nicht!“

„Jawoll, Herr Oberwachtmeister.“

§§§§§

„Da muß meinen Schutzengel der Hund gebissen haben. Plötzlich stand die Kripo vor der Tür. Ria, die neugierige Schlampe muß egal bei jeden Klingeln die Tür aufreißen“, erzählt der Prior in der Wartezelle seinen gespannten Zuhörern. Sie nennen ihn Prior, weil er früher Zögling in St. Ottilien war. Nachher hatte er sich auf den Raub von goldenen Monstranzen und anderem schmucken Kirchengut spezialisiert. „Sagt mal, wen habe ich da eigentlich geschädigt? Wenn man's genau nimmt, — den lieben Gott. Ha — ha — ha — ... Gewissermaßen Lastenausgleich, weil er mir zu wenig zugeteilt hat.“

Die Wartezelle ist der Treffpunkt der Prominenz. Von der Wartezelle aus geht es zu den Rechtsanwälten oder um Besuch zu empfangen oder Gefangene warten dort auf den Schubwagen um in andere Bewahrungsstätten gefahren zu werden. Hier läßt sich gut reden.

„Den Nudel-Kuddel-Muddel von heute mittag habe ich zum Fenster hinausgeworfen. Was die einem für ein Fressen anbieten: Kartoffel-Mampf, Rüben-Rüben, Notstandswurst, Wassertee, Furzbrot, da bekomm ich den Tiger im Darm“, sagt einer, der wegen Versäumnis der Unterhaltungspflicht einsitzt.

„40 Pfennig Arbeitslohn pro Tag. Das reicht gerade für Briefmarken. Da kannst du keine Miezen tanzen lassen. Dabei soll ich den Schaden wieder gutmachen, den ich angerichtet habe. Betrug, Betrug, ich denke nicht daran“, schreit einer, der etliche Jahre wegen Betrugs festgehalten wird. Irgendwann sprechen sie alle durcheinander. Wenn gut fünfzig Jahre Gefängnis beisammensitzen, hört sich das so an:

„Er sagt immer, was so ein Wachtmeister im Monat verdient, fressen seine Hunde in einer Woche auf und sein Swimming-pool ist größer als dem Verwalter seine Dienstwohnung.“

„Wer eine Schaufensterscheibe einschlägt, ohne nicht mal Bohnerwachs aufzuschmieren, damit das Zeug nicht so klimpert, ist dümmer als ein Polizist. Und das will bei Gott was heißen.“

„Neulich hat da einer auf den Richtertisch gepißt. Die graue Salamiwurst von Richter, hat die Augen gemacht.“

„Herr Staatsanwalt, meine Kinder hungern! Im Namen des Volkes, das sind

doch nicht *meine* Kinder. Herr Staatsanwalt, meine Frau betrügt mich! Angeklagter, wo wohnen Sie denn?“

„Der redet von Arbeit, wenn er hier, rauskommt, der Dummkopf, leben will ich dann, nur noch leben.“

„Ist ein Story-Patscher. Verdient sich draußen keine müde Mark mit eigenem Köpfchen. Ist zu feige zum Stehlen. Läßt alles seine Weiber anschaffen. Er sagt, er sitzt diesmal wegen gefälschter Schecks. Alles Käse. Seine Weiber werden ihn über gehabt haben und sind zur Polente gelaufen.“

„So'n kleiner Italiener rennt in meiner Zelle hin und her, her und hin, haut sich immerzu mit der flachen Hand auf die Stirn und jammert: Mamma mia. Da stehe ich von meiner Pritsche auf und brülle: Halt jetzt endlich die Fresse, Makkaroni, und ich sage dir, du läufst nicht, du läufst nicht, du *sitzt*!“

„Ich fresse keine Reste aus der Menschenküche. Schließlich bin ich eine Katze. Katzen lieben fangfrische Heringe, Leber von glücklichen Kühen und kräftiges Muskelfleisch. Herr Wa-a-achtmeister ich bin eine Katze.“

Von außen wird die Zellentür aufgesperrt. Der Wachtmeister sagt: „Alle mitkommen.“ Die Sprechstunde ist für heute zu Ende. Beim Hinausgehen sagt der Prior zum Betrüger: „Darf ich dir vorstellen, das ist unser guter Oberwachtmeister Schmidt. Er sperrt die Türen auf und zu, auf und zu, auf und zu.“

§§§§§

Emmi Wohlrab, 32 Jahre, in der Gefängniswäscherei tätig, schreibt einen Brief: „Schatz, gestern durften wir ein Kino sehen. Es war ein Film über den Biber. Ei, was sind das für fleißige, lustige, putzige Tierchen. Letzte Nacht habe ich von Dick Burton geträumt, Du weißt schon, der Mann von der Taylor. Zur Zeit lese ich eine dicke Schwarte über Hexenprozesse. Rosi, die immer so lustig war, ist nicht mehr in meiner Zelle, weil sie die Möse von der Frieda geleckt hatte und die S., die Wachtmeisterin, ist gerade dazu gekommen. Das hat sie davon. Ich habe Dir doch immer gesagt, das damals war kein Nerz, sondern der Mantel war aus Biberschwanz. Jetzt weiß ich es genau. Ich habe die Schwänze der Biber ganz deutlich gesehen. Darum sage ich Dir noch einmal, Du sollst nur Sachen klauen, die Du kennst . . .“

§§§§§

Der Penner hat auch die Geschichte mit dem Grasfresser erzählt: Sein Pennbruder mit leerem Magen irre geworden, kommt an einer Vorstadt-Villa mit Park vorbei. Er schleicht sich in den Park und setzt sich ins Gras. Später wird er dort

von der Frau des Hauses entdeckt. Eine ältere, kultivierte Dame. Er beginnt sofort Gras zu essen.

„Mein Herr, was machen Sie denn da?“ fragt die Alte.

„Ich muß Gras essen. Ich bin verzweifelt. Ich habe schon seit Tagen nichts mehr gegessen.“

„Oh, Sie armer Mann, Sie armer, armer Mann! Ach — da gehen Sie doch in die andere Ecke des Parks, sehen Sie, gleich dort drüben. Dort hat es doch viel fetteres Gras, und Sauerampfer und Brennesseln.“

§§§§§

Ein Café in der City. Einer legt sein Magazin weg und fragt: „Warst du heute schon vor dem Gefängnis?“

„Nein, hm, ich hab verschlafen. Ärgerlich, daß sie die Weiber immer schon um 7 Uhr morgens entlassen.“

„Aber sag doch, mein Tip war gut? Diese Weiber sind sauber gewaschen, haben's verdammt nötig, die ganze Zeit ohne Männer gewesen, erwischst du die in einer prima Stimmung, fliegen auf meinen Jaguar und — garantiert ohne Läuse und Tripper. Ein sauberes Frühstück bezahlt: Ham and eggs, Kaffee, Cognak. Eine Zigarette nach der anderen zwischen die Lippen gesteckt. Qualmen doch wie die Löcher. Und dann auf auf ins Bettchen. Wo kannst du das schon billiger haben. Alles ohne Umstände. Umstände langweilen mich.“

§§§§§

„Staatsanwälte sind auch Menschen, — Wanzen auch Tiere!“

Wandkritzelei in der 2 qm-Wartezelle für drei Menschen im Amtsgericht München.

In der Schule werden Menschen gemacht. Den Vorgang des Menschenmachens nennt man Erziehung. Das Elternhaus, das Kino, das Fernsehen, das Theater, der Rundfunk, die Zeitungen, Bücher und Plakate sind Schule im weiteren Sinne. Die Universität ist Schule. Alle Stellen, die Informationen vermitteln, sind Schulen.

Die Schulen sind die empfindlichsten Stellen der Gesellschaft, weil man kein Geld und keine Waffen braucht, um die Gesellschaft an diesen Punkten zu bekämpfen. Zum Machen von Dingen verwendet man Werkzeuge. Das Werkzeug, mit dem Menschen gemacht werden, ist die Information.

Wenn man das Wesen von Werkzeugen besser verstehen will, muß man wissen, welchem Zweck sie dienen sollen. Zum Schneiden von Brot verwende ich kein Beil. Der Zweck formt das Werkzeug. Ein Werkzeug ohne Zweck gibt es nicht. Es gibt keine Information ohne Zweck.

Man kann bei der Erziehung falsche oder unvollständige Informationen verwenden. Die Informationen, die man beim Machen von Menschen benutzt, richten sich danach, welche Art von Menschen man machen will. Wenn man einen Menschen machen will, der sich zum Transportieren von Fahrgästen eignen soll, erreicht man das nicht dadurch, daß man Informationen verwendet, durch die ein Tierarzt entsteht. Wenn ich einen Menschen machen will, der den Satz glauben soll: Jeder hat eine Chance — dann muß ich ihn mit anderen Informationen behandeln, als wenn er glauben soll: Dieses Land ist ungerecht, viele Menschen haben nicht die geringste Chance.

Bestimmte Waren versieht man mit Zertifikaten, auf denen mitgeteilt wird, mit welchen Methoden und Mitteln sie hergestellt worden sind. Bei Menschen heißen die Zertifikate Zeugnisse. Sie zeigen an, wozu man den jeweiligen Menschen verwenden kann. Diese Zertifikate entscheiden das weitere Schicksal des Menschen. Darin liegt ihr einziger Sinn.

Die Arten von Menschen, die unsere Gesellschaft machen kann, sind begrenzt. Unsere Gesellschaft kann keine Menschen machen, die sich zum Transportieren von Fahrgästen eignen und gleichzeitig den Mechanismus verstehen, der ihre Lehrer zu Lehrern macht. Warum konnte unsere Gesellschaft einen solchen Menschen bisher nicht machen?

Wenn ein Fahrer ausreichend intelligent ist, wenn die Kenntnisse darüber, wie unsere Gesetze entstehen oder wie unsere Wirtschaft funktioniert, als Druck-

schriften vorliegen, was ist die Ursache davon, daß der Fahrer diese Sachgebiete nicht kennt — daß diese Sachgebiete aber sein Leben formen?

Solange wir die Antworten auf diese Fragen nicht gefunden haben, wissen wir nicht, was Schule leisten kann, und was wir tun müssen, wenn wir wollen, daß Menschen anders seien.

Wenn man das Wesen der Information besser verstehen will, muß man wissen, warum an unserem Bewußtsein mit Informationen über das Leben Karls des Großen gearbeitet wird, aber nicht mit Informationen darüber, wie eine Fernscheidung entsteht. Wenn man nicht weiß, wie eine Sendung entsteht, versteht man sie nicht ganz. Wenn man sie nicht ganz versteht, ist man schlechter informiert als jemand, der die Hintergründe kennt. Wer schlechter informiert ist, ist schlechter erzogen. Er wird in den Möglichkeiten, seine Fähigkeiten zu entfalten, eingeschränkt. Warum wird er und viele andere eingeschränkt, einige Wenige aber nicht? Die Kenntnisse über das Leben Karls des Großen werden an den Schulen höher bewertet. Warum? Welcher Vorteil ist so groß — und für wen ist es ein Vorteil? —, daß er diese Einschränkung aufwiegt?

Wenn man die Zeit Karls des Großen nicht verändern kann, muß die Kenntnis seiner Lebensumstände den Sinn haben, unsere eigene Epoche besser zu verstehen. Verständnis entsteht durch Vergleich mit Bekanntem. Wenn man die Zeit Karls verstehen will, muß man sie vergleichen mit der Zeit, in der man lebt. Um unsere Zeit begreifen zu können, muß man wissen, wie Nachrichten gemacht werden, muß man wissen, wie Nachrichtenmacher gemacht werden.

Für Historiker des Jahres 2500 werden unsere Zeitungen die wichtigsten Quellen sein. Die meisten Menschen, die diese Zeitungen lesen, wenn sie erst einen halben Tag alt sind, haben diese Zeitungen nicht gemacht. Sie wissen nicht, wie sie gemacht werden. Das heißt, die wenigstens wissen, wie sie sich informieren.

Der Begriff der öffentlichen Meinung bedeutet, daß die Meinung von Menschen, die eine Zeitung machen, öffentlich verkauft wird, und daß sie von den Lesern privat gelesen wird.

In 500 Jahren werden Historiker unsere Zeitungen mit Fleiß interpretieren, um unsere Zeit zu verstehen. Sie werden Anstrengungen machen, um herauszufinden, wie diese Zeitungen entstanden sind. Sie werden eine Erklärung suchen für die Tatsache, daß alle westberliner Zeitungen ihre Leser über die Lebensgewohnheiten des englischen Hundes unterrichteten, der den Fußball-Pokal gefunden hat, daß dieselben Zeitungen die steigenden Zahlen der Obdachlosen nicht abdruckten. Aus den Informationen, die in den heutigen Zeitungen enthalten sind, und aus dem Fehlen anderer Informationen werden zukünftige Historiker unsere Zeit erklären können. Wir, die wir diese Zeitungen druckfrisch kaufen, wissen nicht, welche Informationen sie uns verschweigen, es sei denn, wir informieren uns aus vielen anderen Quellen. Das verlangt Opfer an Zeit und Geld. Diese Opfer sind eine Barriere für viele.

Wenn wir so große Anstrengungen machen, uns durch Karl den Großen zu ver-

stehen, warum machen wir nicht dieselben Anstrengungen, um herauszufinden, wie Nachrichten zustande kommen? Eine Nachricht, die auf der Titelseite steht, ist nicht dieselbe Nachricht, wenn sie in kleiner Schrift auf der letzten Seite steht. Wer bestimmt, wo eine Nachricht stehen soll? Eine solche Entscheidung hat wichtige Folgen für das Bewußtsein der Leserschaft. Man kann eine Zeitung nicht richtig lesen, wenn man diese Dinge nicht kennt. Wenn die Schule dieses wichtige Gebiet nicht in den Lehrplan aufgenommen hat, dann muß man fragen, welche Personen oder Personenkreise haben das verhindert? Oder ist es vergessen worden? Und warum hat man gerade die Gedichte von Eduard Mörike nicht vergessen?

Wer eine Antwort auf die Frage wünscht, warum ein Gegenstand gelehrt wird und ein anderer nicht, muß vorher die Antwort auf zwei Fragen finden: Wer bestimmt, was gelehrt wird, und aus welchen Gründen?

Der Stoff, den wir lernen sollen, hängt davon ab, wer ihn ausgewählt hat. Der Azteke, der von spanischen Christen geschlachtet wurde, hätte gerne den Lehrplan der spanischen Schulen bestimmt. Sein Wunsch reichte nicht aus, die spanischen Schulen zu ändern.

Wenn es wahr ist, daß nicht alle Menschen entscheiden, durch welche Informationen unser Bewußtsein geformt wird, dann muß man fragen: Aus welchen Gründen wählen unsere Erziehungsplaner bestimmte Informationen aus, bestimmte Informationen nicht? Wenn man die Gründe kennt, kennt man die Absichten. Die Gründe ergeben sich aus den Interessen. Gibt es eine Erziehung, die nicht von Interessen bestimmt wird? Interessen haben heißt, etwas Bestimmtes wollen. Eine Erziehung, die nichts Bestimmtes will, gibt es nicht.

Durch welche Umstände werden bestimmte Menschen in die Lage gebracht, unsere Erziehung zu planen, und andere Menschen nicht? Neben den Interessen bestimmen auch die Umstände, die einen Menschen zum Erziehungsplaner machen, seine Erziehungsziele und Erziehungsmethoden. Die Umstände bestimmen auch seine Interessen. Die Umstände können einen Menschen dazu bringen, bestimmte Interessen zu unterdrücken, um wichtigere Interessen zu verfolgen.

Wenn wir die Antwort auf die beiden Fragen gefunden haben:

Welche Menschen planen unsere Erziehung? und

Welche Umstände sind es, die ihnen das Planen ermöglichen?

dann begreifen wir die beiden wichtigsten Vorgänge in unserem Leben:

Zu welcher Art von Mensch werden wir abgerichtet? und

Aus welchen Gründen werden wir der Mensch, der wir sind, und kein anderer?

Derjenige, der verstanden hat, daß diese Fragen berechtigt sind, ist in einem Punkte stärker als der Erziehungsplaner. Der Erziehungsplaner hat sich bis jetzt nicht vor den Erzogenen verantworten müssen. Der Erziehungsplaner hat sie so erziehen lassen, daß sie nicht die richtigen Fragen stellen können.

Auch der Mensch ist dem Gesetz der Trägheit unterworfen: Wenn ihm von

außen keine Energie zugeführt wird in Form von Fragen, zieht er sich allmählich zurück auf Gewohnheiten. Eine Gewohnheit ist das Ende einer Bahn, das man erreicht, wenn man längere Zeit nicht gedacht hat. Wenn eine Gedankenlampe ausgeht, entsteht eine Gewohnheit.

Das Hauptziel unserer Erziehung liegt darin, auf die Gewohnheiten unserer Erziehungsplaner Rücksicht zu nehmen. Da alle Autorität feige ist, besteht unser Lebensziel darin, Feiglinge zu werden.

Daraus folgt: Weil wir auf Gewohnheiten Rücksicht nehmen müssen, und weil Gewohnheiten das Aufhören des Denkens sind, werden wir zur Dummheit erzogen. Die prügelnden Menschen vor dem Schöneberger Rathaus, auf dem Platz der Schweinebucht, sind ein Beweis dafür, was man aus Menschen machen kann. Die Ausdruckslosigkeit verlangt nach Gewalt. Wer nicht sprechen kann, muß schlagen. Man kann nicht sprechen ohne die nötigen Kenntnisse. Wenn fünfzigtausend Menschen brüllen und schlagen, klagen sie ihre Erziehungsplaner an, ob sie wollen oder nicht. Ist Einstein denkbar mit einem Knüppel?

Um den Ausdruck „Gewohnheit“ zu ersetzen, mißbraucht man das Wort „Ordnung“. Es gibt keinen Grund dafür, warum Autofahrer nicht über die Lietzenburger Straße fahren sollen, wenn wir den Kurfürstendamm blockieren müssen, um Verbrechen gegen die Menschheit anzuklagen. Eine Ordnung, welche den Weg eines Automobils höher einschätzt als den Weg des öffentlichen Bewußtseins, muß vernichtet werden. Weil sie ihre Gewohnheiten mehr lieben als unseren Fortschritt, werden die Erzieher Fehler machen, wenn wir sie durch Fragen zwingen, über ihre Arbeit zu sprechen. Der tiefere Wert eines Fehlers ist, die Wahrheit zu zeigen. Je häufiger wir die Erzieher zu Fehlern verleiten, um so deutlicher erkennen wir die Umrisse ihrer Interessen. Ein in die Enge Getriebener verteidigt zuerst seine Interessen, bevor er andere verteidigt. Durch die spontane Reaktion enthüllt er, was er sich am meisten wünscht. Wenn wir die Interessen der Erzieher kennengelernt haben, können wir beurteilen, ob sie dazu geeignet sind, an unserem Bewußtsein zu arbeiten. Dieselben Erwägungen muß man anstellen bei Personen, die unsere Erziehung planen.

Warum sollen wir unser Bewußtsein von ihnen bilden lassen, wenn sie andere Interessen haben als wir? Unser Bewußtsein würde abgerichtet, ihre Interessen zu fördern, und nicht unsere. Welchen Grund, außer Sklaverei, kann es dafür geben, Interessen zu fördern, die nicht unsere eigenen sind?

Die Fähigkeit unseres Verstandes, Dinge zu erkennen, wird durch Furcht beeinträchtigt. Autorität erweckt Furcht bei denen, die sie fürchtet. Als Klaus Schütz vor den Vietnam-Demonstranten schlotterte, ließ er Beamte und Angestellte des Senats auf den Kennedy-Platz treiben, um ihnen Angst zu machen. Das Erkennen der Interessen unserer Erzieher und Erziehungsplaner wird durch deren Autorität erschwert.

Um unsere Erzieher deutlicher zu erkennen, müssen wir sie immer und immer wieder dazu verleiten, Fehler zu machen. Sie machen um so mehr Fehler, je mehr

sie überrascht werden. Ihre Überraschung wird um so größer sein, je mehr wir von ihren Spielregeln abweichen. Ihre Spielregeln: das ist nichts anderes als ihre Gewohnheiten. Diese Gewohnheiten tarnen sie mit den Namen Kultur, Sitte, Ruhe und Ordnung, Gesetz.

Gesetze werden gemacht von Menschen. Niemand macht ein Gesetz gegen sich selbst. „Du sollst nicht stehlen“, sagt jemand, der Angst hat, bestohlen zu werden. Erst macht er durch seinen Besitz den Dieb, dann ein Gesetz gegen den Dieb. Wer die Macht hat, Spielregeln aufzustellen, stellt Spielregeln auf, die ihn gewinnen lassen. Es ist nicht zu erwarten, daß er Spielregeln aufstellt, die ihn verlieren lassen. Hätten die südvietnamesischen Bauern die Spielregeln der amerikanischen Generale befolgt, hätten sie sich selbst erschießen müssen.

Die Sonne, die alle Probleme erhellt, ist unser Interesse. Wenn wir unser Interesse nicht kennen, ist die Sonne verdunkelt. Man kann sein Interesse nicht kennen, wenn man seine Möglichkeiten nicht kennt. Wenn ein Hungernder durch dieselbe Anstrengung zwei verschieden große Mengen an Nahrungsmitteln erlangen kann, aber nur von der kleineren Menge weiß, dann kennt er nicht sein Interesse, die größere Menge zu erwerben.

Seine Möglichkeiten erfährt man durch Information. Diejenigen, die entscheiden, mit welchen Informationen wir gemacht werden, entscheiden darüber, welche Möglichkeiten wir kennenlernen. Daher entscheiden sie, welche Interessen wir für die unsrigen halten. Viele Menschen handeln ihren eigenen Interessen zuwider, ohne es zu wissen. Man muß seine Interessen studieren. Wenn man nicht weiß, daß bestimmte Unterrichtsmittel vorhanden sind, kann man sie nicht wollen.

Ein Arbeiter, der nicht weiß, daß das Verlangen nach der Fabrik, die er gebaut hat, nützlich ist — sofern man Nützlichkeit definiert als die Verwirklichung des Interesses der großen Zahl —, kann dieses Verlangen nicht aufbauen. Er kennt sein Interesse nicht. Sein Wissen über das Wesen von Fabriken reicht nicht aus, obwohl er sie gebaut hat.

Ein Schüler, der nicht weiß, welches Wissen ihm vorenthalten wird, kennt nicht alle seine Interessen. Er weiß nicht, welche Fehler der Lehrer er bekämpfen muß; oder welche Lücken der Lehrplan verbirgt. Es ist oft schwieriger, seine Interessen kennenzulernen als sie zu verwirklichen. Man kann nicht den Wunsch haben nach einer Sache, von der man nicht gehört hat.

Wer versteht, daß einem die eigenen Interessen verborgen bleiben können, hat einen wichtigen Schritt getan, sich von Gewohnheiten zu befreien, die er nicht liebt und die ihm schaden, was auch immer die Erzieher darüber sagen. Er muß weiterfragen: Aus welchen Gründen können Interessen verborgen bleiben?

Interessen sind an Personen gebunden. Es ist unproduktiv zu sagen: Das Interesse der Katze sei die Maus.

Wer den kleinen und schwierigen Sprung aus dem Rahmen macht, den ihm Lehrer oder Chef vorschreiben, der ist plötzlich Besitzer einer Wunderwaffe.

Spielregeln können wirkungsvoll durch Fragen verletzt werden. Es ist sinnvoll, nach den Freuden des letzten Geschlechtsverkehrs des Rektors zu fragen. Es gibt nicht den allergeringsten Grund, eine solche Frage zu unterdrücken, außer der Gewohnheit des Rektors, solche Fragen nie gehört zu haben. Es ist wahrscheinlich noch sinnvoller, den Rektor oder Lehrer über die Gründe auszufragen, warum sie bestimmte Dinge unterrichten. Aber am interessantesten dürfte die Frage sein, warum sie bestimmte Dinge nicht unterrichten. Wir werden dann bestimmen, wie oft sie sich blamieren, durch die Anzahl der Fragen, die wir stellen. Eine richtige Frage wirkt wie eine Kanone in einem Kloster. Mit der richtigen Frage kann man einen Lehrer in die Luft sprengen. Oder als Verbündeten gewinnen.

Wer falsche Fragen stellt, bekommt nutzlose Antworten. Der Lehrer muß mit Fragen eingedeckt werden, bis er nicht mehr verbergen kann, daß er vor der Schulbehörde in die Hose schießt. Das hat für uns den praktischen Vorteil, daß wir unschlüssige und wankelmütige Kollegen schneller auf unsere Seite bringen. Dazu bedarf es der richtigen Waffen und der richtigen Taktik. Aber auch der richtigen Strategie; zur richtigen Strategie gehört das Wissen, daß der Lehrer ebenso wie wir Opfer derselben Erziehungsplanung ist.

Wenn der Lehrer bei der Erwähnung des frommen Schlachtermeisters mit dem Beinamen Karl der Große in Verückung gerät, dann holen wir ihn auf den Teppich zurück mit der Frage, ob Lyndon B. Karl der Große seinem Enkelbaby schon einmal einen Bombensplitter aus der Bauchdecke gezogen hat; und wenn nicht: Warum nicht?

Wenn sich der Lehrende in der Haartracht Nofretetes verheddert, fragen wir ihn, was sich unterhalb der Haartracht des Heinrich Lübke befunden hat, als er sich zum Sessel des Staatspräsidenten schleppen ließ.

Ein Lehrer, der nichts von seinen Schülern lernt, muß sofort von den Schülern getrennt werden. Oder wir überlassen ihn seiner vollkommenen Einsamkeit im Klassenzimmer.

Es gibt zwei Sorten von Waffensystem, mit denen die Erziehungsplaner für Ruhe und Ordnung sorgen: Maschinengewehre, Panzer, Flugzeuge, Gummiknüppel. Zweitens: „Spielregeln“, auch „Moral“ genannt, „Ordnung“, „Anstand“. Das zweite Waffensystem dient dazu, Geld zu sparen, Ruhe und Ordnung billiger zu erhalten.

Wer Menschen macht, macht Menschen, die ihm Fabriken bauen, genau nach seinen Anweisungen, und ohne zu murren; die ihm Villen finanzieren, ihn wie ein höheres Wesen anreden; ihn mit den kostbarsten Materialien kleiden, auch wenn sie selbst im Winter nasse Füße bekommen; seinen Gaumen mit Delikatessen verwöhnen, auch wenn sie selbst hungern; ihm die stabilsten, schnellsten und komfortabelsten Automobile zum Geschenk machen, um seinen kultivierten Leib bei der Fortbewegung zu schonen, auch wenn sie selbst nur einen gebrauchten Kleinwagen besitzen. Weil man nicht ganze Völker in Konzentrationslager

sperren kann, und weil man nicht jeden Bürger durch zwei Polizisten bewachen lassen kann, um sie zu solchen Diensten zu zwingen, hat man die Moral erfunden und die Metaphysik. Diese Erfindung war so genial, daß heute alle Mütter und Väter zu ihren Kindern sagen: „Du sollst nicht stehlen“ — obwohl sie sich selbst ihr ganzes Leben lang bestehen lassen. Oder sie sagen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ — obwohl sie ihre Kinder vor schießende Kanonen und Gewehre treiben, ohne dabei einen Vorteil zu haben. Wenn Schlachtermeister Lyndon betet, weiß jeder im Westen: Er kann nichts dafür, wenn Asiaten brennen — des Benzin so schlecht vertragen. Es ist Gott, der die Verantwortung trägt.

Dieses zweite Waffensystem: Glaube, Moral, Anstandsregeln, Spielregeln, hat eine große Schwäche: Es ist anfällig gegen Intelligenz. Die Methode der Intelligenz ist die Frage. Je weniger Fragen ein Mensch stellt um so frommer ist er.

Eine ganz besonders dankbare Methode, sich in der Schule einen lustigen Vormittag zu machen, ist ein Gespräch mit dem Lehrer über Demokratie. Wir werden dann schnell feststellen, daß die meisten Rektoren und Lehrer Feiglinge sind. Das kann man vorhersagen, wenn man weiß, mit welchen Informationen sie einstmals gemacht wurden — und noch immer gemacht werden.

Besser als Bekenntnisse zur Freiheitlich Demokratischen sind Zahlen: das Einkommen der Unternehmer stieg im letzten Jahr um zwei Milliarden, trotz Talsohle. Das Einkommen der Abhängigen ist um eine Milliarde gesunken. Das heißt: Da wir in einer Demokratie leben, hat die Mehrzahl sich entschlossen, weniger zu verdienen, hat beschlossen: die Unternehmer müssen mehr verdienen. Die Mehrheit des Volkes hat verlangt und bekommen: Drei Milliarden Mark mehr Abstand von seinen Vorbildern. Die wenigsten Lehrer wissen diese Dinge. Es gibt einen sicheren Anhaltspunkt dafür, wann Autorität überflüssig ist. Autorität ist überflüssig, wenn sie verteidigt werden muß.

Der Lehrer ist nur der Zipfel einer langen Kette. Weil der Lehrer Angst hat vor dem Rektor, der Rektor vor dem Schulrat, der Schulrat vor dem Oberschulrat, der Oberschulrat vor dem Ministerialdirektor, der Ministerialdirektor vor dem Staatssekretär, der Staatssekretär vor dem Kultusminister, der Kultusminister vor dem Parteivorstand, der Parteivorstand vor der Industrie — weil der Lehrer Angst hat vor den Unternehmern, obwohl er sie mit seinen Steuergeldern unterstützt, deshalb müssen wir unsere Lehrer dringend unterrichten. Nur Wissen kann die Angst auflösen. Die Lehrer müssen unbedingt zu uns in die Schule gehen.

Wer ist Erziehungsplaner?

Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, die zu den wichtigsten Fragen unseres Lebens gehört, muß man sich daran erinnern, daß es keine Erziehung ohne Interesse gibt. Es gibt viele Interessen. Nicht alle Interessen sind gleich mächtig. Die Interessen, denen die meisten Machtmittel zu Gebote stehen, bestimmen logischerweise unsere Erziehung. Die Frage also: Wer ist Erziehungsplaner? heißt demzufolge: Welche Interessen sind in unserem Staate die mächtigsten?

Von hier beantwortet sich unsere Frage mit einem Sprung und dann weiter mit der Gelassenheit eines Computers.

Die mächtigsten Interessen — das sind die Interessen der Mächtigsten (Marx: Die herrschende Meinung ist die Meinung der Herrschenden). Wenn man weiß, wer bei uns die Mächtigsten sind, dann weiß man, wer den größten Einfluß auf die Auswahl der Gegenstände hat, die wir in der Schule lernen müssen. Wer mehr Macht hat als alle anderen, wird eine so wichtige Anstalt wie die Schule, in der man uns sagt, wie wir über die Mächtigsten denken müssen, nicht aus den Augen verlieren. Er wird nicht zulassen, daß in den Schulen etwas gelehrt wird, was ihm schaden kann.

Über eine längere Zeit ist in dieser Gesellschaft Macht nicht zu halten ohne Geld. Wer viel Geld hat, ist schwächer gegenüber demjenigen, der noch mehr Geld hat. Im Bereich der Milliarden wird die Anständigkeit zum Selbstmord. Anständigkeit ist vornehmlich bestimmt für die Mittellosen.

Ist nicht die Regierung mächtiger als die Industrie? Können nicht die Abgeordneten Gesetze machen gegen die Wünsche der Industriellen? Wenn sie das könnten, wären sie stärker, obwohl sie weniger Geld haben. Sie wären fähig, die Interessen der Mehrheit durchzusetzen gegen die Interessen der Minderheit.

Die Interessen der Unternehmer können nicht dieselben sein, wie die Interessen der Abhängigen. Wenn ich morgen die Fabrik geschenkt bekäme, in der ich heute als Lackierer arbeite, würde ich morgen gerne den Lohn der Lackierer herabsetzen, es sei denn, ich wollte die Fabrik mit den anderen Arbeitern teilen. Mit dieser Gesetzmäßigkeit hängt es zusammen, daß die Abgeordneten und die Regierungsmitglieder etwas anderes sagen, je nachdem, ob sie die Wahl noch vor sich haben oder schon gewählt worden sind.

Wenn die Abgeordneten und die Mitglieder der Regierung stärker sind als die Industrie, und wenn sie die Interessen der Mehrheit schützen und fördern gegen die Interessen der Minderheit — welche Beweise können sie uns dafür vorzeigen? Jedes Interesse bedarf zu seiner Verwirklichung eines bestimmten finanziellen Aufwandes. Wenn wir also nach den Beweisen für die Gerechtigkeit der Politik der Abgeordneten und Regierungsmitglieder fragen, dann müssen wir untersuchen, wie die von den Menschen dieses Landes erarbeiteten Mittel verteilt worden sind. Werden die vorhandenen Mittel im Sinne der 27 Millionen „Erwerbstätigen“ verteilt?

Dort, wo die Werte hingehen, müssen diejenigen sich befinden, die imstande waren, ihre Meinung über das Verteilen gegen andere durchzusetzen. Wo sind Werte hingegangen?

Der wichtigste und größte Teil des „Sozialproduktes“ verwandelt sich in Einkommen. Man kann an der Art, wie sich das Einkommen in einem Land verteilt, ablesen, welche Interessen die stärkeren sind und welche nicht. Für das Jahr 1968 hat das Bundesministerium für Wirtschaft folgende Zahlen bekanntgegeben. Es heißt, daß 80 Prozent der Bevölkerung einen Anteil von 37,3 Prozent des So-

zialproduktes bekommen — etwas weniger als im Jahre 1966. Eine Bevölkerungsgruppe von 2 bis 3 Prozent soll für dieselbe Zeit einen Anteil von 27,1 Prozent erhalten — das sind etwas mehr als zwei Jahre zuvor. Nach der offiziellen Statistik ist der prozentuale Anteil jedes einzelnen Lohnabhängigen am Sozialprodukt seit 1950 bis heute stetig gesunken.

Ein Teil des Sozialproduktes verwandelt sich in Vermögen. Es gibt eine gründliche Untersuchung darüber, welche Vermögen die arbeitenden Bürger seit 1948 in Westdeutschland und in Westberlin gebildet haben. Von den neugebildeten Sachvermögen sammelten sich bei den Selbständigen und Unternehmern bis 1966 Werte von 429 Milliarden Mark an; bei denen, die ihre Arbeitskraft verkaufen mußten, um leben zu können, sammelten sich Sachvermögenswerte an in Höhe von 160 Milliarden Mark.

Diese Zahlen beiweisen, daß die Interessen der großen Zahl schwächer gewesen sind als die Interessen der kleinen Zahl. Denn es kann nicht im Interesse der großen Zahl sein, daß sich der größte Teil des von 27 Millionen Menschen geschaffenen Vermögens bei einer relativ kleinen Personengruppe anhäuft.

Die stärksten Beweise sind die, die man messen kann. Deshalb folgt aus den Zahlen der offiziellen Statistik, daß die Abgeordneten und die Mitglieder der Regierung die Interessen der Mehrheit nicht gefördert haben. Sie haben aber die Interessen der Unternehmer gefördert. Die Interessen der Unternehmer haben Abgeordnete; die Abhängigen haben keine Abgeordneten. Damit ist die Frage geklärt: Wer sind in unserem Lande die Mächtigsten?

An diesem Punkt der Überlegung stellt sich folgende Frage: Welches von allen Interessen der Mächtigsten ist das größte? Es leuchtet ohne Diskussion ein, daß kein Interesse der Mächtigsten größer sein kann, als das, die Mächtigsten zu bleiben.

Der Schlafende bleibt nicht der Mächtigste. Die Geschichtsbücher stellen lange Listen von Personen dar, die anderen Personen die Macht genommen haben. Was tun die Mächtigsten, um die Mächtigsten zu bleiben? Das richtet sich nach den Mitteln, die sie in ihrer Zeit vorfinden. Wer Geschichte aufmerksam liest, stellt fest, daß zu allen Zeiten die Schulen Gedanken der Art verbreitet haben, die den Mächtigsten nützte. Viele unserer Eltern und Großeltern denken noch heute das, was die Tage des armen Wilhelm II. versüßt hätte. Die meisten Menschen glauben, die Gedanken, die sie haben, kämen aus dem Inneren ihrer Köpfe. Sie wissen nicht, daß der Weg der Gedanken von außen nach innen geht. Die Tatsache, daß in ihren Gehirnen eine Bewegung entsteht, wenn eine Anregung von außen gekommen ist, verführt sie dazu, die Anregung zu verdrängen, und die Bewegung für ihr Verdienst zu halten.

Die Informationen, mit denen wir gemacht werden, werden ausgesucht von Menschen, deren wichtigste Beschäftigung darin besteht, Waren herstellen und verkaufen zu lassen. Ihr Interesse ist das Interesse der kleinen Zahl. Niemand von uns, und kaum jemand von unseren Eltern läßt Waren herstellen und ver-

kaufen. Wo immer man sich umschaute, sind die Menschen, die Gegenstände für den Verkauf herstellen lassen, in der Minderheit. Wie soll ein Mensch, der Schlachtschiffe verkauft, ein Interesse daran haben, daß Schlachtschiffe in der Schule verächtlich gemacht werden?

Je mehr nutzloses Wissen ein Mensch zu lernen gezwungen wird, um so weniger nützliches Wissen kann er aufnehmen. Je mehr Stunden besetzt sind durch tote Sprachen und durch Geburtsdaten, um so weniger Stunden bleiben übrig, Zusammenhänge zu zeigen, die dem eigenen Interesse dienen.

Wenn die mächtigsten Männer dieses Landes ihre Hauptbeschäftigung darin erblicken, Gegenstände herstellen zu lassen, um durch deren Verkauf den Abstand von der Mehrheit zu vergrößern, und damit ihre Macht, dann können sie nicht einen Lehrplan fördern, der für Menschen geeignet ist, die ihre Hauptbeschäftigung darin erblicken müssen, Waren zu erwerben.

Die Zahl der Stunden, in denen unterrichtet werden kann, ist nicht unendlich. Die Lehrer und Schüler werden müde. Die Schüler werden älter. Das Geld der Eltern ist begrenzt. Neue Schüler drängen nach. Diese Umstände verringern den Spielraum der Menschen, die den Lehrplan machen. Die Verringerung des Spielraums zwingt zur Auswahl. Wenn Eduard Mörike in der Schule wichtiger ist als die Mechanik, durch die das Schulgebäude hergestellt und bezahlt wird, in dem wir täglich arbeiten, dann muß man ein Narr sein, wenn man glaubt, daß ein solcher Unterricht unseren Interessen diene.

Die schwächste Stelle der Gesellschaft ist die Schule. Man kann keinen Unterricht erteilen, wenn die Klassen von Polizisten besetzt sind und auf dem Hof ein Wasserwerfer steht.

Bisher sind die Schüler in die Schule gegangen wie brave Lämmer zur Schlachtbank. Sie haben die Thesen geglaubt, die nicht ihnen, sondern den greisen Händlern nützen. Der größte Abschnitt dieses Zeitraumes ist vergangen. Wir werden den Einschnitt machen. Wir werden die Fertigung von Untertanen stoppen. Es geht darum, wie wir unser Leben verbringen. Noch nie haben so viele Schüler gewußt, was das ist — eine Schule: Eine Dressuranstalt, in der man lernt, Unglaubliches für selbstverständlich zu halten und fremde Interessen für die eigenen. Wenn unsere Väter, selbst durch die Schulen ihrer Unterdrücker verängstigt, noch heute nach den Lehren handeln, die sie einst als Schüler schlucken mußten, dann beweist das, daß wir unsere Gesellschaft in der Schule verändern müssen. Niemand kann uns diese Arbeit abnehmen, die wichtiger ist als jede andere Arbeit. An uns liegt es, wie die zukünftigen Arbeiter und Angestellten und Wissenschaftler und Lehrer denken. Die Mächtigen können Panzer auffahren lassen gegen Schüler, die den Unterricht selbst organisiert haben. Und wenn sie Panzer auffahren lassen — um so besser für uns! Jeder Fehler, den die Herrschenden machen, ist eine Sprosse unserer Leiter!

Wenn wir die Schulen nicht verändern, werden unsere Gedanken weiterhin unsere gefährlichsten Feinde sein.

Im Kassenraum der Universität liegen Scherben. Scheiben sind eingeworfen in der vergangenen Nacht. Das ist schon zum zweitenmal geschehen; das erste Mal liegt ein paar Wochen zurück. Auch diesmal sind die Täter unerkannt entkommen, auch diesmal sind Scheiben der Schaukästen unweit der Universität eingeworfen worden. Über die Täter gibt es bestimmte Vorstellungen.

Als ich eintrete, stehen schon viele Kollegen vor den Scherben. „Sieh mal, was deine Freunde gemacht haben ... schöne Methoden ... SDS ... APO“ ... — ruhigbleiben; nicht provozieren lassen. Nicht wie das letztmal die Nerven verlieren, darauf warten die nur. Ich kann jetzt in mein Arbeitszimmer gehen. Ich hänge die Jacke in den Schrank. Ich könnte in aller Ruhe mit der Arbeit beginnen. Ohne Rundgang. Die kommen sowieso in mein Zimmer. Heute besonders. In den eigenen Wänden ist man sicherer: Ich werde sitzen, sie werden stehen. Erst vor Tagen ist dort, wo ich sitze, die provisorische Scheibe gegen die endgültige ausgetauscht worden und nun ist das schon wieder passiert. Der Kassenleiter kam persönlich mit den Handwerkern herein, sagte, so, jetzt werden die Scheiben wieder eingesetzt, die der SDS eingeworfen hat. Ich habe nicht reagiert — vielleicht nur deshalb nicht, weil ich hier, wo ich jetzt arbeite, noch nicht ‚heimisch‘ genug bin, weil ich zu sehr noch mit meiner Versetzung beschäftigt, die mir im Augenblick näher geht als alle Provokationen. Die Handwerker schwiegen. — Diesmal sind nur Steine geworfen worden und keine Molotow-Cocktails, diesmal hat aber auch nicht in der Studentenzeitung gestanden: Kauft Molotow-Cocktails ... das neue brand-Gefühl ... brandneu. Also war der Sachverhalt klar: Die Studentenzeitung schreibt: kauft Molotow-Cocktails und schon werden Molotow-Cocktails in den Kassenraum der Universität geworfen. Der Sachverhalt ist eindeutig. Das hat auch das Heimatblatt erkannt und sofort groß herausgestellt. Dabei waren die abgebildeten Molotow-Cocktails vollkommen unbrauchbar, die Hand, die nach der Flasche greift, vergift den Drehverschluß zu entfernen, so kann das Ding gar nicht zünden — das ganze ist eine Persiflage, schrieben die Studenten nach dem ‚Feuerüberfall‘ und amüsierten sich. Ich sollte vielleicht doch lieber mal vorgehen und sehen, wie sie reagieren, doch, das werde ich tun, ganz unbekümmert, sonst sagen sie noch, der weiß doch sonst immer für alles eine Erklärung, der hält doch sonst immer Reden ... nein, das wäre ein Eingeständnis von Schuld, wenn ich jetzt nicht an den Ort des Geschehens ginge, ein anderer könnte sich das leisten: Ich muß teilnehmen an der Zwei-Minuten-Haß-Sendung, sonst ... — Dabei habe ich schon das erste Mal gesagt, daß ich solche Aktionen verurteile. Ich

könnte sie fragen, ob die Corps-Studenten schon den Scheck geschickt haben, für den feinen ‚Studentenulk‘, ja wieso müssen es Linke gewesen sein, seht mal, neulich beim ersten Mal war der SDS-Schaukasten eingeworfen, diesmal ist der DKP-Kasten eingeworfen, die sind doch nicht so blöd und — was geht mich das eigentlich alles an? — Warum habe ich mich hier eigentlich ständig zu verantworten? — Nur weil ich Ansichten habe, die von anderen abweichen, nur, weil ich viele Studenten kenne, nur weil viele Studenten zu mir in den Kassenraum kommen, kamen muß ich sagen, denn das ist nicht mehr so, seit die Bezahlung der studentischen Hilfskräfte nicht mehr zu meiner Arbeit gehört, seit ich abgeschoben wurde und jetzt nur noch Girokarten zu schreiben habe, neun Stunden lang, abgeschirmt von der Außenwelt, als säße ich in einem Gefängnis, und immer das gleiche schreiben: Empfänger, Konto-Nummer, Rechnungs-Nummer, Betrag, Titel — immer der gleiche, stupide Vorgang; dort, wo ich jetzt bin, gilt nur über die Runden zu kommen, die Zeit umzukriegen, das macht mich krank. Vorher war das anders: Da kamen Leute, man konnte reden, das war Leben; ich konnte helfen, dem und jenen, so verging die Zeit nicht nur als Strafsitzen. Manchmal kam der Student B. in dienstlicher Angelegenheit zu mir und das was er wollte, hatten wir schnell erledigt und so sprachen wir noch über Vorgänge an der Universität. Aber B. hat einen Bart und eine Brille und deshalb wurden die Kollegen mißtrauisch, wenn sie uns sprechen sahen. Aus seiner Kleidung zog man den Schluß, daß er zum SDS gehören müsse und das genügte, ihn und — da ich offensichtlich gut mit ihm stand — auch mich in ein zweifelhaftes Licht zu setzen. Wenn sie B. auf der Straße kommen und in das Haus gehen sahen, sagte sie: Der Agent kommt. Eine zeitlang kam B. besonders oft. Es ging um die Verlängerung seines Vertrages als Hilfskraft. Es war nie sicher, ob die Verträge von der Verwaltung verlängert wurden; man versuchte an der schwächsten Gruppe einzusparen und verlängerte immer nur kurze Zeit, so daß die Betroffenen in ständiger Unsicherheit lebten. Besonders B. war von seinem Verdienst für Arbeiten in einer Bibliothek abhängig und so kam er öfter als ihm lieb war, sich erkundigen, ob er noch weiter Geld bekomme, er verlor viel Zeit und die ganze Unsicherheit seiner Existenz fesselte ihn und er kam mit seiner Arbeit nicht gut voran. Das sagte mir B. alles und ich versuchte ihm zu helfen, so gut ich konnte. Ich war ihm dankbar, daß er mir immer wieder mit seinem Rat zu Hilfe kam, so oft ich Hilfe benötigte, so oft ich einen gesellschaftlichen oder auch nur persönlichen Vorgang nicht verstand. Ich erzähle ihm, daß ich Schwierigkeiten bekommen habe, nachdem mich ein Professor anrief, wie man am besten auf die Kürzungen für die studentischen Hilfskräfte reagiere und man aus meinen Antworten Schlüsse zog. So kommt B. wieder einmal sich erkundigen, ob ich diese Sache gut ins Reine gebracht habe, er sorgt sich um mich ebenso wie ich mich um ihn: Der Kassenleiter rügt, daß ich den SDS in den Kassenraum hole und deutet Konsequenzen an. Sobald jemand zu mir kommt, der ihm verdächtig erscheint, trifft mich ein streng-straftender Blick aus dem

Hintergrund: Er spürt Verrat, Konspiration — die gute alte Universität gerät ins Wanken und das unter offener Beteiligung eines seiner Mannen: War mir nicht überhaupt eine gewisse Lässigkeit zuzuschreiben, in der Art wie ich ging und wie ich redete und wie ich Aufträge annahm, die ich damit in ihrer kassenrechtlichen Bedeutung entweihte? — Zwar sahen alle, daß an dieser guten alten Uni so manches nicht stimmte, sie sahen es besonders hier im ‚Herzen der Universität‘, wo das Geld manchmal so merkwürdige Wege ging, aber warum und wieso das war, das wäre ein weiterer Schritt gewesen. Und doch war diese Welt sonst ganz in Ordnung, besonders für den Herrn Kassenleiter, für ihn ist alles geregelt. Und wenn er auch mal eine Zeit in der SA-Uniform hier saß, mit dem Ehrendolch an der Seite, so war das lange her und wer wollte ihm unterstellen, daß er radikalen Lösungen Sympathien entgegenbringe, ihm, der sich ein schön-geistiges Reich aufgebaut hatte, nur gute Bücher las und ‚Christ und Welt‘ abonnierte?

Mit den Aktionen gegen Verabschiedung der Notstandsgesetze wurde meine Lage schwieriger. Nun stand alles was ich in politischen Dingen sagte, in einer neuen Beziehung. Plötzlich mußte ich mich für Vorgänge in anderen Städten verantworten, deren Einzelheiten ich nicht immer kannte. Eine kleine Begebenheit war besonderer Anlaß: Ich wurde von irgendwem dabei gesehen, wie ich auf einem teach-in vor der Mensa an der falschen Stelle Beifall klatschte und das zwei Minuten nach Beendigung der Mittagspause. Auf diesem teach-in ging es darum, wie der Widerstand gegen die unmittelbar bevorstehende Verabschiedung von der Universität auf die Betriebe ausgedehnt werden könnte. Der DGB-Landesvorsitzende sprach in diesen Tagen von der Möglichkeit des Generalstreiks. Die Studenten hatten ihn an der Uni bereits eingeleitet: Barrikaden vor den Hörsälen — Spruchbänder — rote Fahnen — das Symbol der Arbeitenden gegen Herrschaft. Ich sprach mit Herrn F., dem Gewerkschaftsvertrauensmann und Mitglied des Personalrats, darüber. Er sagte: Man müßte die Studenten mit Benzin übergießen und anzünden, man müßte sie mit Jauche bespritzen statt mit Wasser. Viele Kollegen in der Kasse äußerten sich ähnlich. Herr M. sagte, zwei Hundertschaften würden genügen und der Spuk wäre beendet. Er sagte auch, bei Adolf wäre das nicht möglich gewesen. Damals war er Polizist und er schwärmte noch immer von dieser Zeit. Herr R. verglich die Studenten mit den Nazis — obwohl er in dieser Zeit zur zweiten Elite-Einheit der SS gehörte und nach eigenen Aussagen einer Verurteilung durch die Russen nur durch mehrere Fluchtversuche entging. Herr S., ein jüngerer Kollege, sprach ganz offen davon, man müsse mit einem MG den ganzen Haufen zusammenschießen. Er hatte sich erst kürzlich genauso geäußert, als Medizinal-Assistenten für bessere Ausbildungsmöglichkeiten demonstrierten. Er hatte mir auch schon entgegengehalten, als ich einmal über die KZ's sprach: Diese Leute konnten ja das Maul halten, dann wäre ihnen auch nichts passiert. Herr S. ist übrigens Beamter und besucht fortbildende Verwaltungslehrgänge, in denen auch Rechtsfragen behandelt werden. Es gab kaum

jemanden, der die Studenten nicht verurteilte. Die viel zitierten Sachbeschädigungen gab es in diesen Tagen nicht. Die Studenten fühlten sich isoliert. Jetzt versuchten sie es mit einem Hungerstreik, sie hofften dadurch in letzter Minute auf die gefährliche Verabschiedung hinweisen zu können, sie verbreiteten überall Flugblätter und suchten Diskussionen mit den Beschäftigten, sie aufzuklären, was gerade für sie die Notstandsgesetze bedeuten könnten — aber die Reaktion war nur Hohn und Gleichgültigkeit. Man verschloß vor ihnen die Türen des Verwaltungsgebäudes, und postierte Beobachter, weil man befürchtete, die Studenten würden sich gewaltsam Zutritt verschaffen. Feindschaft schlug ihnen entgegen und enig waren sich alle Kollegen, daß die Studenten nur Geld kosteten, während man selbst sich um die kleinste Beförderung Jahre bemühen müsse. Ich schlug vor, einmal mit den Studenten über ihre Absichten zu diskutieren, denn ich war von der Ernsthaftigkeit ihrer Argumente überzeugt und ich glaubte mich dieser Aufgabe nicht entziehen zu dürfen. Einige wenige waren dafür — die anderen wiesen solche Aussprachen von sich. Ihnen waren sie verdächtig — und damit auch ich, der solche Gespräche vermitteln wollte.

Ich stehe vor den Scherben. Ich bin unsicher, wie ich mich verhalten soll. Ich weiß nicht, was man sagen könnte. Wenn ich unsicher bin, rudere ich oft mit den Armen, das wissen die Kollegen. Ich stecke die Hände in die Hosentaschen. Ich pfeife ja. Hier sind von Rülpeln Scheiben zerschmettert worden und ich pfeife und habe die Hände in den Taschen. Nein, ich sage nichts mehr. Ich brauche mich nicht zu verantworten. Diese Selbstzufriedenheit und Selbstgerechtigkeit. Herr H., ein junger Mann, sieht mich voll Haß an, dann sagt er: Die Kerle sollte man alle auf Lastwagen transportieren und wegschaffen. Gegen solche Äußerungen sage ich schon lange nichts mehr. Jetzt wäre auch der falsche Augenblick. Jetzt sind ohnehin ihre Gehirne verkleistert. Vor ein paar Tagen hat in der Personalversammlung ein Gewerkschafter gesagt: Ein paar zerbrochene Scheiben sind nicht so schlimm wie eine zerbrochene Demokratie. Soll ich sie daran erinnern? — Soll ich ihnen sagen, daß täglich staatlich geförderte Vernichtungsaktionen stattfinden — in der EWG und in Vietnam?

Keiner kann sagen, wer die Scheiben eingeworfen hat. Aber keiner spricht mit mir, ohne eine gewisse Distanz, so als hätte ich die Steine geworfen. Der Kassenleiter kommt herein. Und weil ich gerade mit den Händen in den Taschen dastehe und mir die Scherben ansehe (die anderen machen ja auch nichts anderes), sagt er zu mir: „Ja, Herr N., nun sorgen Sie mal dafür, daß die Scherben weggemacht werden.“ Stimme singt sich hoch ein, zynisch: Bitte, was Ihre Freunde . . . bekannte Melodie. „Wieso ich?“ — „Ich habe nicht gesagt, daß Sie die Scherben wegkehren sollen, ich habe gesagt, Sie sollen dafür sorgen, daß . . . die Kriminalpolizei war schon da, die Scherben können weg.“ Und weil 20 Mann in der Kasse beschäftigt sind, weiß keiner so recht, wieso ich mich um die Scheiben kümmern soll. Und doch: Alle wissen es, warum. Nur keine Befehlsverweigerung. Ich gehe ab und melde dem Hausmeister gehorsamst.

Susanne Kleemann Zur sozialwissenschaftlichen Forschung über Studentenunruhen

Das Studium der internationalen Literatur zur Studentenprotestforschung brachte folgenden ins Auge springenden Sachverhalt zu Tage: der organisierte amerikanische Forschungsbetrieb ist der Hauptträger von Untersuchungen über Studentenunruhen in aller Welt. Einmal übertrifft die Zahl der in den Vereinigten Staaten selbst durchgeführten Forschungsunternehmen den Aufwand aller anderen Länder. Zum anderen wird die Mehrzahl aller Forschungen in Südostasien, Lateinamerika, Afrika und im Nahen Osten nicht von einheimischen Sozialwissenschaftlern, sondern von amerikanischen Forschern durchgeführt. Selbst viele der an den europäischen Universitäten unternommenen Forschungsvorhaben werden von amerikanischen Instituten unmittelbar finanziert oder in Auftrag gegeben.

Eine internationale Umfrage zeigte folgende Ergebnisse: In Lateinamerika konnte kein Hinweis auf Forschungsprojekte gefunden werden, die von lateinamerikanischen Sozialwissenschaftlern selber durchgeführt werden. Es liegen Unterlagen dafür vor, daß im Zeitraum der letzten beiden Jahre 22 von amerikanischen Institutionen initiierte Studien abgeschlossen wurden. Darüber hinaus sind 10 laufende von den USA finanzierte Projekte bekannt.

Ähnliche Ergebnisse erbrachte die Auswertung der Umfrage in bezug auf afrikanische Studien zum Thema „Student und Politik“. Zwei Arbeiten von afrikanischen Forschern sind bekannt. Zehn von amerikanischen Institutionen in den letzten zwei Jahren durchgeführte Forschungsprojekte sind abgeschlossen, fünf Forschungsprojekte sind noch im Gange.

Ein weiteres Zentrum amerikanischer Forschungsunternehmen zur politischen Sozialisation von Studenten ist Südostasien. Auf den Philippinen wurden in den letzten Jahren sieben Projekte durchgeführt. Indonesien als weiterer Forschungsschwerpunkt schließt sich an mit neun von amerikanischen Sozialwissenschaftlern durchgeführten Studien; Thailand, Laos, Burma und Vietnam mit acht Studien.

Die Frage, die sich unmittelbar stellt, lautet: Was sind die erkenntnisleitenden Interessen der amerikanischen Auftraggeber und der finanziellen Träger dieser Untersuchungen, der US-Air Force, des Defense Departments und der verschiedenen Foundations? Welches Interesse hat die US-Air Force z. B. an einer Studie über das politische Verhalten von lateinamerikanischen Studenten?

Welche Intention steht hinter dem Auftrag des Defense Departments, die politische Sozialisation von philippinischen Jugendlichen zu untersuchen?

Es ist eine zentrale Hypothese dieses Berichts, daß die große Mehrzahl der in den Vereinigten Staaten durchgeführten Studentenprotestforschungen, sei es in den USA selber, sei es im Ausland, insbesondere in den Ländern der Dritten Welt, unmittelbare Bedeutung für die Aufrechterhaltung und Stabilisierung des spät-kapitalistischen Systems der USA hat. Die große Mehrzahl der Studien über „Student Unrest“ wird nicht — wie noch vorgegeben wird — im Sinne wertfreier wissenschaftsimmanenter Interessen durchgeführt, sondern dient eindeutig den Herrschaftszwecken der Machteliten in den USA. Dies leitet unmittelbar über zur zweiten These dieses Berichts, nämlich der Behauptung einer immer stärkeren Funktionalisierung der amerikanischen Sozialwissenschaften für unmittelbar imperialistische Ziele im Ausland und zur staatsbürokratischen Kontrolle von einheimischen Bevölkerungsgruppen.

Amerikanische Studien über Studenten und akademische Eliten in der Dritten Welt

Ein bedeutsamer Teil der imperialistischen Außenpolitik der USA spielt sich seit dem zweiten Weltkrieg auf dem Bildungs- und Erziehungssektor ab. Neben den traditionellen Mitteln der Diplomatie, der Wirtschaftspolitik und der militärischen Intervention haben die Vereinigten Staaten die Erziehungspolitik als eine neue Variante der Regelung und Steuerung von internationalen Beziehungen, insbesondere in bezug auf die Länder der Dritten Welt, eingeführt. Von regierungsnahen Autoren werden die umfassenden Bemühungen, mittels kultureller und erzieherischer Maßnahmen Einfluß in anderen Ländern zu gewinnen oder zu erhalten, als die Vierte Dimension der amerikanischen Außenpolitik bezeichnet. Im Rahmen dieser Arbeit sollen nur zwei Bereiche der kulturimperialistischen Bestrebungen der Vereinigten Staaten am Beispiel Lateinamerikas untersucht werden:

1. Kulturelle und akademische Austauschprogramme mit Studenten, Schülern und Wissenschaftlern.
2. Die Entwicklung und Steuerung der Hochschulsysteme in den Ländern der Dritten Welt, in einer für US-Interessen günstigen Weise.

Für beide dieser Sektoren sind Forschungen über das politische Bewußtsein und die gesellschaftlichen Aktivitäten von Studenten und akademischen Eliten im Ausland relevant. Nahezu alle der von US-amerikanischen Institutionen in Auftrag gegebenen Studien zu Studentenproblemen in Ländern der Dritten Welt und viele der international vergleichenden Studien werden unternommen, um bessere Erfolgskriterien für die den jeweiligen Programmen zugrundeliegenden Strategien der Kooptation oder der Eindämmung sozialrevolutionärer Befreiungsbewegungen zu gewinnen, die vornehmlich von Studenten und jungen Intellektuellen getragen werden.

Die Zielsetzungen amerikanischer Austauschprogramme

Austauschprogramme wurden von international orientierten Kreisen der amerikanischen Oberklasse bereits 1917 initiiert, die bereits damals in den ausländischen Studenten mögliche Repräsentanten der amerikanischen Lebensweise in ihren Heimatländern sahen. Diese private Initiative wurde nach dem zweiten Weltkrieg von Regierungskreisen aufgenommen. In Zusammenarbeit mit Foundations, Universitäten und Kreisen der Wirtschaft entwickelten sich Austauschprogramme zu einem umfangreichen Regierungsunternehmen. Zentrale Um-schlagstelle für die vereinten Bemühungen ist das von privater Seite gegründete Institute for International Education (IIE), das seit dem zweiten Weltkrieg zunehmende finanzielle Unterstützung in Form von staatlichen Stipendien für ausländische Studenten erhält.¹

Welches sind nun die außenpolitischen Zielsetzungen dieser Austauschprogramme?

Von Anfang an hatten die Austauschprogramme nicht den Zweck, dem Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung zu dienen. Ihre Intention war politischer Natur. So schrieb Senator Fulbright: „Das Ziel des Programms ist nicht der Fortschritt der Wissenschaft . . . Das ist Nebenprodukt eines Programms, dessen Hauptziel internationale Verständigung ist.“² Als weitere Zielsetzungen werden die Ausbildung positiver Einstellungen von Ausländern gegenüber den Vereinigten Staaten, technische und erzieherische Unterstützung der Entwicklungsländer und die Ausbildung ausländischer Jugendlicher zu gesellschaftlichen Führungskräften, angegeben.

Parallel zu den Austauschprogrammen wurden bereits 1958 sozialwissenschaftliche Umfragen durchgeführt, die untersuchen sollten, ob die mit den Austauschprogrammen angestrebten politischen Ziele erreicht worden waren.

„In dem Maße, in dem sich nun die Regierung für internationale Austauschprogramme im großen Maßstab im Rahmen der Fulbright-Smith/Mundt- und der Department of the Army-Programme einsetzte, erschienen Forschungen in dieser Richtung notwendig . . . Regierungsagenturen, die sich mit akademischem Austausch beschäftigten, gründeten Bewertungs-Abteilungen, deren Hauptaufgabe es war, Beweise zu liefern, daß die Programme wertvolle Ergänzungen der Außenpolitik waren und fortgesetzt werden sollten. Die Untersuchungen, die in diesem Rahmen entstanden, wurden oft nicht publiziert und standen Wissenschaftlern nicht zur Verfügung, einige von ihnen standen unter Geheimhaltungsbedingungen.“^{2a}

Zentrales Erfolgskriterium der Studien in den ersten Jahren war eine günstige Einstellung gegenüber den USA, insbesondere gegenüber der Regierung der Vereinigten Staaten.

„Die erste Frage, der sich die Forscher zuwandten, eine die erst jetzt langsam in den Hintergrund tritt, war die, ob junge Menschen sich in günstiger Weise

gegenüber den USA verhalten, wenn sie hier einen Studienaufenthalt verbracht haben.“³

Erst in den letzten Jahren hat sich in den interessierten Kreisen die Ansicht durchgesetzt, daß Studien, die nach Art einer Momentaufnahme unternommen werden, zwar recht erfreuliche Ergebnisse für die Vereinigten Staaten hervorbringen können, daß diese Art der Umfrage aber keinerlei Aussagewert hat für die Einschätzung der längerfristigen Folgen eines interkulturell induzierten Einstellungswandels.

Demzufolge tritt nun eine andere Zielsetzung der die Austauschprogramme begleitenden Studien stärker in den Vordergrund. Sie sollen helfen, Jugendliche aus den Ländern der Dritten Welt auszuwählen, die mittels der Austauschprogramme in die USA eingeladen werden. Die Auswahl zielt dabei insbesondere auf Jugendliche, von denen zu erwarten ist, daß sie später der nationalen Elite und Führungsschicht angehören werden. Die neue Fragestellung der Sozialforschung lautet demgemäß:

„Was kann die Forschung über ausländische Studenten uns aussagen über die Entwicklung der ausländischen jungen Führungsschichten?“⁴

Dieser Programmpunkt offenbart die wirklichen Zielsetzungen der Träger der Austauschprogramme. Im Vordergrund steht weniger eine internationale Verständigung, als der Versuch, mittels amerikafreundlicher Führungskräfte in dieser Nation die Wirtschafts- und Machtinteressen der USA zu vertreten.

„Die Vereinigten Staaten haben einige klare Ziele hinsichtlich der Nationen der Freien Welt. Wir wünschen, daß sie ökonomische Stärke und politische Reife gewinnen. Wir wollen, daß sie frei sind und frei bleiben. Wir wollen, daß sie Freunde der Vereinigten Staaten sind. Das Erreichen dieser Ziele wird abhängen von der Qualität, der Kraft und der Reife der einheimischen Führungsschichten in diesen Ländern und von der Fähigkeit dieser Führungsgruppen unsere Ziele zu verstehen und mit unseren Zielen zu sympathisieren.“⁵

Den Austauschprogrammen und den sie begleitenden Umfragen kommt daher die Funktion zu, geeignete Studenten in den Ländern der Dritten Welt zu rekrutieren, sie kulturell vorzubereiten und ihre Ausbildung und politische Entwicklung zu beobachten. Schließlich stellen Umfragen ein Mittel dar, um den Kontakt mit einem in sein Heimatland zurückgekehrten Studenten aufrechtzuerhalten.

Selbst radikale Studenten aus dem Ausland werden heute als kooptierbare Partner angesehen. Man hofft durch Unterstützung partieller ökonomischer und sozialer Reformen in der Dritten Welt auch diese politisch aktiven Studenten gewinnen zu können. Die Gefahren, die sich bei diesen Versuchen der Integration radikaler Studenten ergeben, liegen allerdings auf der Hand. So wird ausdrücklich auf die Problematik hingewiesen, die sich ergibt, wenn die in ihr Heimatland zurückgekehrten Studenten nach ihrer möglichen Mitarbeit an amerikanischen Sozial- und Reformprogrammen gefragt werden. Einmal kann der be-

fragte Student mißtrauisch reagieren und Einzelheiten des diskutierten Projekts publik machen, zum anderen können, wie die Erfahrungen des Projekt Camelot gezeigt haben, naive sozialwissenschaftliche Fragen zur Aufdeckung von amerikanischen Counterinsurgency-Projekten führen, die von einer konkurrierenden Agentur des amerikanischen Imperialismus durchgeführt werden. Insofern stehen die USA heute noch vor dem Dilemma, einerseits kein Informationsmaterial über die Chancen und Erfolge der Mitarbeit von ehemaligen Austauschstudenten an von den USA initiierten sogenannten Reformprogrammen zu haben, es andererseits aber aus Sicherheitsgründen auch nicht wagen können, in ihren Umfragen nach der potentiellen oder tatsächlichen Mitarbeit von Austauschstudenten am amerikanischen Reform- und Sozialprogramm zu fragen.

„Detailliertes Material über das Ausmaß und die Weise, in der Austauschstudenten an Sozial- und Reformprogrammen teilnehmen, fehlen. Dies resultiert zum Teil aus der sensiblen Natur des Gegenstandes. Allein der bloße Sachverhalt, Fragen in diesem Bereich zu stellen, gleichgültig, wie vorsichtig sie formuliert seien, hat politische Implikationen. Sicher steht das unglückselige Projekt Camelot, eine Untersuchung des Verteidigungsministeriums über politische Instabilität in Entwicklungsländern als eine klare Warnung für die Gefahren, die sich ergeben, wenn man Untersuchungen über Sozialreformen macht, und gleichzeitig die Forscher Ausländer sind.“⁶

Mit dieser Formulierung wird die Problematik des Verhältnisses der USA zu ausländischen Studenten zugespitzt formuliert. Diese sind entweder Gegner, denen mit Vorsicht und Mißtrauen zu begegnen ist oder sie sind Werkzeuge und Ausführer amerikanischer Interessen. Andere Alternativen sind nach den Vorstellungen amerikanischer Austauschprogramme kaum denkbar.

Die Steuerung der Entwicklung ausländischer Hochschulsysteme

Die Einflußnahme, die amerikanische Herrschaftsgruppen auf ausländische Hochschulsysteme nehmen, soll exemplarisch am Beispiel der Länder Latein- und Mittelamerikas aufgezeigt werden. Das intensive Interesse amerikanischer Machtgruppen am lateinamerikanischen Hochschulsystem ist abzulesen an einer ständig wachsenden Zahl der Beratungs- und Austauschprogramme und einer immer stärkeren Finanzierung von einzelnen Reformprojekten im Hochschulsektor.

Die Entwicklung lateinamerikanischer Universitäten zu Schauplätzen militanter politischer Aktivität hängt eng mit ihrer organisatorischen Struktur zusammen. Einmal haben die Universitäten gegenwärtig noch eine gewisse Autonomie gegenüber staatlichen Stellen. Zum anderen haben die Studenten ein relativ hohes Maß an Kontrolle über Entscheidungen innerhalb der Universität. Die Universitätsverwaltung ist nicht im Besitz derjenigen Schlüsselpositionen, wie sie die amerikanische Universitätsadministration innehat. Die dezentralisierte Struktur des höheren Bildungswesens macht es insofern den Studenten einfacher, ihre politische Stärke zu behaupten. Sie betrachten die Universität als

einen Ausgangspunkt, von dem aus Angriffe auf die mit den USA kollaborierenden nationalen Herrschaftsgruppen gestartet werden können. Insofern verbinden viele der Studentengruppen ihre Forderungen nach gesellschaftlichen Veränderungen mit der Forderung nach Beendigung der imperialistischen Vorherrschaft der USA.

Im Interesse der US-amerikanischen Stabilisierungsstrategie liegt es demzufolge, die lateinamerikanischen Universitäten zu depolitisieren. Vorbedingung hierfür ist es, die Machtposition der Studenten an der Universität abzubauen und die studentische Bewegung zu kanalisieren. Als eines der Mittel der Disziplinierung sind deshalb Versuche anzusehen, im Rahmen der Universitätsreform Studenten von politischen Aktivitäten in mehr akademische Beschäftigungen abzudrängen. Die von den Amerikanern vorgeschlagenen Reformprogramme zielen demgemäß auf eine stärkere Integration und Zentralisierung der Universitätsstrukturen. Eine Schlüsselstellung bei diesen Versuchen, Einfluß auf die Entwicklung und Umstrukturierung ausländischer Universitäten zu gewinnen, hat CHEAR, the Council on Higher Education in the American Republics, eine Zweiginstitution des Institute for International Education (IIE) in Lateinamerika. Andere zentrale Institutionen der internationalen Kooperation auf dem Universitätssektor sind Education and World Affairs, das organisatorisch mit ihr verknüpfte Committee on Education and Human Resources (EHRD) und CINTERFOR (The Interamerican Research and Documentation Center on Vocational Training). Die von den verschiedenen Trägern vertretenen Vorstellungen zur Reform des lateinamerikanischen Erziehungswesens laufen darauf hinaus, das Hochschulwesen an das amerikanische Vorbild der „knowledge industry“ (Wissensindustrie) anzugleichen. Eine Schlüsselfigur bei den kontinuierlich stattfindenden interamerikanischen Konferenzen ist Clark Kerr, dessen Vorstellungen einer auf politische, ökonomische und militärische Zwecke abgestimmten Universitätsforschung als Modell propagiert werden.

Ziel der amerikanischen Unterstützung ist es, durch ökonomische und technologische Unterstützung einzelner Disziplinen eine Schicht von wissenschaftlich-technisch qualifizierten Akademikern heranzubilden, deren Ausbildung zwangsläufig an den neuesten Vorschlägen und Konzeptionen amerikanischer Wissenschaft orientiert ist. Bevorzugte Unterstützung finden technisch-naturwissenschaftliche und landwirtschaftliche Reform- und Forschungsprogramme. Auf diese Weise wird versucht, die technologische und ökonomische Entwicklung eines Landes von den politischen Konflikten zu isolieren und den Einfluß amerikanischer Privatindustrie auf diesen separierten Sektoren zu sichern.

Die diese Bestrebungen begleitenden sozialwissenschaftlichen Studien konzentrieren sich entsprechend auf die folgenden Fragestellungen:

- a) akademische Eliten, ihre Bildungs- und Rekrutierungsinstitutionen,
- b) die Funktion akademischer Freiheit, Autonomie und Professionalisierung in der politischen Entwicklung,

- c) Funktion und Wandel von nationalen kulturellen Wertsystemen, insbesondere unter den akademischen Eliten als opinion leaders,
- d) die Prognose von Rebellion und Aufständen durch Analyse des politischen Verhaltens von Studenten,
- e) international vergleichende Studien in Ländern der Dritten Welt.

Die Forschungsbemühungen über die Entwicklung und Modernisierung nationaler Kultur und Politik laufen unter den Leitbegriffen „nation building“, „national development“, „modernization of society“, „institution building“ etc. Das Paradoxe besteht nun darin, daß viele der angeblich zur Verbesserung der wechselseitigen Beziehungen initiierten Studien gar nicht in Zusammenarbeit mit einheimischen Wissenschaftlern durchgeführt werden. Oft wissen die betroffenen Länder bzw. Institutionen gar nicht, daß von amerikanischer Seite ein Forschungsprojekt zur Modernisierung ihres Landes durchgeführt wird.

Dieser Sachverhalt wird von amerikanischer Seite am Beispiel einer mexikanischen Fallstudie kritisiert, die von Education and World Affairs, einem CIA-Unternehmen, erstellt wurde: dies berge die Gefahr in sich, daß die zukünftige Durchführung amerikanischer Forschungen außerordentlich erschwert werde.

„Die inadäquate Beteiligung mexikanischer Institutionen zeigt, daß die Entwicklung internationaler Programme noch kein kooperatives Wagnis ist. Nur wenige Universitäten, Colleges, private Organisationen und Regierungsagenturen beteiligen Mexikaner und mexikanische Institutionen von Anfang an. Die meisten tun es nicht. Die Interessen der USA stehen an erster Stelle bei der Auswahl und Durchführung der meisten Projekte . . . Selbst bei Projekten, an denen mexikanische Institutionen beteiligt sind, sind die Interessen der USA oft ausschlaggebend. Eine starke Bevorzugung in der Zusammenarbeit mit Universitäten in den am meisten entwickelten Gebieten Mexikos und für Projekte innerhalb privater Institutionen ist abzulesen. Die Ausländer sind nicht nur unzureichend an der Planung und Durchführung vieler Projekte beteiligt, in vielen Fällen sehen sie darüber hinaus noch nicht einmal die Ergebnisse. Man darf nicht annehmen, daß Projekte dieser Art andauernde Beziehungen mit dem Ausland produzieren oder viel Nutzen bringen . . . Mexiko ist ein relativ billiges, abgeschlossenes Land und noch bemerkenswert tolerant gegenüber den Aktivitäten der amerikanischen Universitäten . . . Es scheint jedoch unwahrscheinlich, daß Forschungsprojekte, in der Größenordnung, wie sie jetzt durchgeführt werden, weiterhin im Ausland willkommen geheißen werden. Viele Mexikaner zum Beispiel, sind am Ende ihrer Geduld.“⁷

Die Aktivitäten amerikanischer Sozialwissenschaftler in diesem Bereich sind aus zwei Gründen aufschlußreich. Einmal können die von den militärischen und staatlichen Agenturen der USA in Auftrag gegebenen Studien Aufschluß geben über die Chancen zukünftiger wirtschaftlicher und militärischer Intervention in diesen Ländern.

Zum anderen operieren viele Sozialwissenschaftler im Ausland mit einer über-

raschenden Offenheit, die in keinem Verhältnis steht, zu dem Schleier der Objektivität und Wertfreiheit, mit dem sie sich in den Vereinigten Staaten, insbesondere gegenüber ihren Studenten umgeben. Die Analyse der Ziele und Absichten von Sozialforschungsaufträgen im Ausland läßt demzufolge auch Rückschlüsse auf mögliche Aufgaben zu, die die Sozialwissenschaften in den USA selber übernehmen könnten.

So beschreibt das Center for Research in Social Systems (CRESS) an der American University, Washington D. C., das gegenwärtige Forschungsprojekt über Studenten und akademische Eliten in Afrika, Lateinamerika und Asien durchführt, seine Aufgabenstellung folgendermaßen:

„CRESS ist eine sozialwissenschaftliche Forschungsstelle, die gegründet wurde als Reaktion auf Informationsbedürfnisse, die aus den Missionen der US-Army im Ausland entspringen. Die Bedeutung der Mission von CRESS für die Regierung der Vereinigten Staaten ist ablesbar aus der Geschichte unserer überseeischen Verpflichtungen in den letzten Jahrzehnten. Das wachsende Engagement in den letzten zwanzig Jahren hat dem amerikanischen Militär die Aufgabe gestellt, bei der inneren Verteidigung von Staaten und bei dem Aufbau von Nationen, durch Beratung und Aktion Hilfe zu leisten. Griechenland, Korea, Libanon, Vietnam und Thailand sind Beispiele für dieses Engagement. Um Erfolg bei diesen Aktivitäten zu haben, ist es notwendig, daß die Armee schwierige interkulturelle Kommunikationsprobleme überwindet, und ein gründliches Verständnis der Einstellungen, der Sitten und Motivationen der betreffenden ausländischen Bevölkerung entwickelt. Was oft als die Dritte Mission der Armee bezeichnet wird, umfaßt alle Maßnahmen bis an die Schwelle der Kriegsführung, um mit indirekter Aggression, Subversion und sogenannten Befreiungskriegen fertig zu werden. Das Problem ist nicht nur eines der Information, das durch Karten, Graphiken und Tabellen gelöst werden kann. Um überhaupt mit der Kommunikation beginnen zu können, muß erst ein Verständnis der Verhaltensmuster der Bevölkerung, mit der man in Beziehung tritt, gewonnen werden.“⁸

Die Funktionalisierung sozialwissenschaftlicher Forschung zur Bekämpfung nationaler Befreiungsbewegungen wird hier offen zugestanden.

Im Rahmen einer sich in den letzten Jahren wiederholenden Strategie hatten „Foreign Area“-Spezialisten die Aufgabe, mittels empirisch gesammelter Daten Methoden zu entwickeln, die zur Isolation, Infiltration und Kooptation oppositioneller und aufständischer Gruppierungen im Ausland dienen können. Mißlingen die Interventionen auf dieser ersten Stufe, dann ist die Regierung der Vereinigten Staaten gewöhnlich bereit, die einheimischen Militäreinheiten durch Ausbildung und militärische Ausrüstung zu unterstützen, um zu verhindern, daß breitere Bevölkerungsschichten sich mit den Aufständischen solidarisieren. Werden auch auf dieser Ebene keine Erfolge erzielt, dann greift amerikanisches Militär direkt ein, um den bewaffneten Volksaufstand mit überlegener „Search-

Kill“-Technology niederzuschlagen. Die Verwendung sozialwissenschaftlicher Methoden und Techniken als Hilfsmittel zur Ausübung sogenannter „weicher“ Herrschaft und Kontrolle wird in vielen Schriften offen beschrieben. Sozialwissenschaftliche Forschung als Instrument der Kontrolle ausländischer Bevölkerungsgruppen wird selbst ohne Zögern in unmittelbaren Zusammenhang mit der Anwendung von Waffen gestellt.

„Die Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung können nicht ohne weiteres gleichgestellt oder bewertet werden wie „hard ware“-Forschung. Es wäre zum Beispiel unmöglich zu sagen, daß als ein Ergebnis der Arbeit von CRESS Tanktraktoren umgebaut worden wären, in einer Weise, die für die Armee Ersparnisse bedeutet hätten. Ebenso unmöglich wäre es gewesen, daß ein einziges Gefecht zwischen den USA und den Vietcong gewonnen worden wäre aufgrund eines Berichts, der von CRESS stammt. Nichtsdestoweniger haben die Forschung und die Informationsberichte von CRESS der Armee und anderen überseeischen Vertretern das kritische Wissen über menschliches Verhalten, über die Gebräuche und Sitten geliefert, das wesentlich ist, um sich über kulturelle Barrieren hinweg zu verständigen und um zu kommunizieren. Der Erfolg des weltweiten Engagements der USA scheint von solchem Wissen und der geschickten Interaktion mit der Bevölkerung anderer Nationen abzuhängen.“⁹

Die Bedürfnisse der amerikanischen Militärs nach Informationen, die zur Bekämpfung von nationalen Befreiungsbewegungen im Ausland dienen, strukturieren heute selbst teilweise die Prioritäten sozialwissenschaftlicher Forschung. Für den unbefangenen Betrachter wertfreie Termini der psychologischen Fachsprache, wie etwa Motivation und Einstellungswandel, erhalten sie in diesen Sektoren der angewandten Psychologie ihren politischen Stellenwert. So fordert Bray, der Sprecher der *Research Group in Psychology and the Social Sciences* beim Verteidigungsministerium in seinem Aufsatz „Toward a Technology of Human Behavior“ (etwa: „Zu einer Technologie menschlichen Verhaltens“) die Konzentration der psychologischen Forschung auf Fragestellungen, die zur Bekämpfung der Guerilla-Aktivitäten relevant sind.

„In jedem zukünftigen Krieg von einiger Länge, wird es Spezialkrieg, Guerilla-Operationen und Infiltrationen geben. Man wird versuchen, unsere Truppen zu unterwandern, man wird Kriegsgefangene der Gehirnwäsche unterwerfen. Das Militäretablissement muß sich darauf einrichten, die psychische Stabilisierung und den Zusammenhalt in möglicherweise desorganisierten Zivilbevölkerungen wieder herzustellen und gleichzeitig die Loyalitäten innerhalb der feindlichen Bevölkerung zu verändern ... Forschung über die Prozesse der Meinungsänderung, über die Natur, die Entwicklung und Stabilität von Einstellungen und über die Beziehung zwischen Einstellungen und Verhalten ist grundlegend für jeden Fortschritt auf diesem Gebiet. Das Konzept der Einstellung ist bisher schwach definiert, wenn auch bereits eine brauchbare Technologie der Einstellungsmessung existiert. Die Beziehungen zwischen Einstellungen und motiv-

erkenntnis- und persönlichkeits-bedingten Variablen erfordern weitergehende Forschung. Diese Beziehungen sind heute noch nicht ausreichend untersucht. Die Kombination und Beziehung von Einstellungen und ihre Struktur müssen erforscht werden.“¹⁰

Die Verteidigung der Heimatfront-Studien über radikale oppositionelle Gruppen in den USA

Nicht allen der gegenwärtig in den Vereinigten Staaten unternommenen Studentenuntersuchungen ist eine solche herrschaftstechnische Absicht anzulasten. Versucht man einen Überblick über die vorherrschenden Forschungseinrichtungen zu gewinnen, die studentisches Protestverhalten untersuchen, so kann man die folgende Typologie entwickeln.

a) Soziologische Ansätze

Soziologische Ansätze, die vornehmlich die konflikterzeugenden Momente des Hochschulsystems erforschen. Institutionelle und organisatorische Determinanten von Studentenunruhen, wie Größe und Ausbildungsziel des College, studiertes Fach, Studienverlaufstruktur usw. stehen im Vordergrund der Analyse. Derartige Versuche, die Studentenproteste auf hochschulinterne Konfliktsituationen zurückzuführen, fanden insbesondere in den frühen sechziger Jahren Beachtung, als der Umkreis der studentischen Aktivitäten noch eher auf die universitären Institutionen einzuschränken war. Inzwischen hat sich aber mit der Expansion der Studentenbewegung über den Rahmen der Hochschulen hinaus die geringe Reichweite dieser Erklärungsversuche deutlich gezeigt. Es wird nur mehr vereinzelt auf disponierende Strukturfaktoren in den Hochschulen verwiesen, die rebellisches Verhalten begünstigten. Diese werden aber nicht mehr als verursachende Momente der Studentenrevolte angesehen.

b) Sozialpsychologische Ansätze

Diesen Momenten stehen sozialpsychologische Ansätze gegenüber, die das Phänomen latenter Konflikte im Sozialisationsprozeß thematisieren, die gegebenenfalls in manifestes Protestverhalten von Studenten umschlagen. Manifestes Protestverhalten wird im Rahmen dieses Erklärungsmusters unter jugendsoziologischen und entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten analysiert. So basiert z. B. das Modell des Generationskonflikts auf der Annahme, daß studentische Rebellion grundsätzlich das Resultat von Entfremdungserfahrungen sei, die in strukturellen Unterbrechungen der Grundbeziehungen in den wichtigsten Sozialisationsinstanzen Familie, Schule und Universität wurzeln. Damit reduziert dieser Ansatz in den Erziehungsinstitutionen manifest werdendes jugendliches Unbehagen auf im Grunde systemimmanente Anpassungsschwierigkeiten. Die Tatsache konflikthaltiger Differenzen zwischen den Normen der Jugend und

denen der Erwachsenenwelt wird zugestanden, ohne daß diese auf Momente gesellschaftlicher Repression untersucht würden.

Soziologische und sozialpsychologische Forschungsansätze konzentrieren sich auf spezifische Faktoren, die zum Entstehen „abweichenden“ Sozialverhaltens von Studenten beitragen: das Verhalten wird jedoch in seiner Richtung und in seinem Verlauf nicht mehr in die Untersuchung einbezogen. Die politische Dimension wird meistens vernachlässigt.

c) Politologische Ansätze

Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird in politologischen Ansätzen das demokratische System durch das existierende, pluralistische Institutionensystem definiert. Auf der subjektiven Seite wird die Anerkennung eines Sets von formalen Spielregeln wie Wahlbeteiligung und Anerkennung der Opposition erwartet, deren Einhaltung angeblich demokratisches Verhalten ausmacht.

Politisch aktives Verhalten von Studenten, das über dieses institutionalisierte Maß von sozial gebilligter Aktivität hinausgeht, wird konsequent als „aufrührerisch“ und „rebellisch“ charakterisiert. Von dem konkreten Inhalt studentischer Demonstrationen wird abgesehen. Die Frage der Legitimität der Protestformen gemessen an den tatsächlichen Möglichkeiten der politischen Einflußnahme in bürokratisierten und verselbständigten Institutionen wird nicht gestellt. Fragen nach den Entwicklungstendenzen des politischen Systems werden meistens aufgrund des ahistorischen Ansatzes ausgeklammert. Der politische Anspruch des Systems, eine Demokratie zu konstituieren, wird zur Tatsache erhoben. Die in einem demokratischen System kontinuierlich zu stellende Frage nach der Realisierung des in der Verfassung normierten demokratischen Anspruchs wird übergangen.

Die Konsequenz dieses Ansatzes führt dahin, daß selbst autoritäre und faschistoide Gesellschaftssysteme, gegen deren undemokratische Tendenzen politisch engagierte Studenten ankämpfen, nur unter dem herrschaftstechnischen Aspekt der Systemstabilisierung und des Systemausgleichs analysiert werden. Eine Variante politischer Erklärungsmodelle von Studentenrebellionen ist die „Rädelsführertheorie“. In diesem Modell wird zugestanden, daß eine Gruppe von politisch engagierten Studenten mit der bestehenden Gesellschaftsordnung unzufrieden ist und diese transformieren will. Andererseits wird der legitime und demokratische Charakter einer solchen Bewegung nicht zugestanden. Vielmehr wird eine kleine Gruppe von Radikalen als Verführer der „reformwilligen“ und „aufgeschlossenen“ Studenten hingestellt. Die „ferngesteuerten“ Radikalen versuchen demgemäß die „reformbereiten“ Studenten für ihre Ziele und Zwecke einzuspannen und zu mißbrauchen.

Dieses Erklärungsschema ist typisch für reaktionäre, als Berater staatlicher Administrationen fungierender Sozialwissenschaftler. Dank des eigenen elitären Verhältnisses zu den Massen der Bevölkerung kann eine Mobilisierung nur nach

dem Muster der Manipulation oder der Indoktrination interpretiert werden. Bewegungen, die sich selbst organisieren und die in demokratischer Weise auf politische Entscheidungen Einfluß zu nehmen versuchen, kann es dank des autoritären Bewußtseins der Vertreter dieses Erklärungsschemas gar nicht geben.

d) *Empirische Einstellungsuntersuchungen unter Studenten*

Als vierter gesondert zu behandelnder Typus sind empirische Umfragen anzusehen, die Einstellungen, Werthaltungen und Einstellungsveränderungen von Studenten erfragen und diese vor dem Hintergrund von statistischen Daten interpretieren. Da der Trend zu empirischen Auftragsstudien immer stärker wird, ist hier ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Aussagewert der meisten vorliegenden „fact-finding surveys“ äußerst gering ist und auch nur gering sein kann. Zwar können einzelne isolierte Fragen im Rahmen einer Fragebogen- oder Interviewumfrage relativ genau geklärt werden, z. B. wie hoch der Prozentsatz der Studenten ist, die mit den bestehenden Mitbestimmungsmöglichkeiten an ihrer Hochschule unzufrieden sind. Komplexe Zusammenhänge, wie die Prognose der zukünftigen Politisierungsprozesse können aber mittels einer technisch empirischen Studie nicht geleistet werden.

Die Aussagewerte dieser Kategorie von Studien ist oft auch so gering, weil die Fragestellungen stereotyp auf existierende Institutionen und formaldemokratische Verhaltensweisen zugeschnitten sind. Von den auftretenden Konflikten an der Universität und in der Gesellschaft, die durch die studentischen Aktionen zum Ausdruck gebracht werden, und die bei den Studenten einen Lernprozeß eingang setzen, der die Lösung großer Teile der Studenten von den Identifizierungen mit gesellschaftlichen Institutionen und Normen bewirkte, abstrahieren Fragen dieser Art.^{10a} Der internationale Charakter der studentischen Oppositionsbewegung wird damit zwangsläufig unterschlagen, und fällt aus dem Blickwinkel der Forschung. Dem Desinteresse an den zugrundeliegenden Lernprozessen der Studenten entspricht dann meistens der gewählte sozialtechnische Ansatz. Disposition und Methode dieser Art von Befragung nehmen als politischen Auftrag die Ergebnisse der Befragung bisweilen vorweg. Praktisches Ziel ist nicht die Aufklärung von Entstehungs- und Bedingungsbeziehungen der studentischen Revolte, sondern die Sicherung der Herrschaft der Auftraggeber. Wenn die politologisch orientierten Studien und die empirischen Auftragsstudien den Auftraggebern Material liefern sollen, das diese befähigt, Konflikte in gesellschaftlichen Institutionen reibungslos zu lösen, so stellt sich die Frage, inwieweit die sozialisationstheoretischen Studien heute gegen die politisch engagierte Studentenschaft eingesetzt werden.

In diesem Zusammenhang müßten insbesondere die Autoren sozialpsychologischer Arbeiten darüber reflektieren, inwieweit der von ihnen gewählte methodische Ansatz und die von ihnen zutage geförderten Ergebnisse ohne weiteres umsetzbar sind für Zwecke der Verharmlosung politischer Forderungen oder

für administrative Disziplinierungsmaßnahmen. In diesem Sinne müßten vor allem Forschungen kritisiert werden, die die Frage, ob eher Disharmonien im Sozialisationsprozeß oder der unbefriedigende Gesamtzustand der Gesellschaft das rebellische Verhalten der Studenten hervorbringen — aufgrund ihrer jugendsoziologischen Fragestellungen — zugunsten von sozialpsychologischen Erklärungen der Proteste entscheiden.

Die Reduktion von Studentenunruhen auf entwicklungspsychologisch motivierte Spannungen und Konflikte von Jugendlichen lenkt dabei von den undemokratischen Verhältnissen und faschistischen Entwicklungstendenzen des politischen Systems der USA ab, gegen die sich gerade der Protest der Studenten richtet.

Standen zu Beginn und Mitte der sechziger Jahre in den USA gerade psychologisierende Erklärungsmodelle für Studentenproteste im Vordergrund der Diskussion, so ist mit dem Anwachsen der amerikanischen Widerstandsbewegung der Trend zu Studien mit sozialtechnischen Absichten unverkennbar.

Wie auch immer die Wirksamkeit der Studien zur Analyse und Kontrolle oppositioneller Bevölkerungsgruppen in der Dritten Welt beurteilt werden mag, sie zahlen sich heute angesichts der Krisenanfälligkeit der USA in augenfälliger Weise aus.

Mit bemerkenswerter Flexibilität wenden heute amerikanische Sozialwissenschaftler die gleiche Logik, die gleichen Techniken und Überwachungsmethoden in Programmen an, die die Sicherheit und Stabilität des politischen Systems der USA garantieren sollen.

Forschungsprojekte, die sich mit Problemen von Ghettounruhen und der Bekämpfung von aufsässigen farbigen Minderheiten beschäftigen, werden ebenso wie die Proteste und Rebellionen der Studenten unter dem Aspekt der „Riot Control“ (Aufstandskontrolle) und der „Civil Disorder“ (öffentlicher Aufruhr) thematisiert.

Angesichts eines latenten Bürgerkriegszustands wird die Unterscheidung von Verteidigung nach Außen und Verteidigung nach Innen hinfällig.

Die neu entwickelte Verteidigungstechnologie zielt darauf ab, für Spannungszeiten Instrumente zur Pazifizierung von in Bewegung geratenen Bevölkerungsgruppen zur Verfügung zu stellen, die von polizeilichen und militärischen Maßnahmen bis zu subtilen Methoden der Manipulation dienen.

Ein wichtiger Vorschlag für die Übernahme von im Ausland erprobten Kontrollinstrumenten wird im „Bericht über Wissenschaft und Technologie“ gemacht, der vom Institute for Defense Analysis (IDA) 1967 für die „Presidential Commission on Law Enforcement and the Administration of Justice“ angefertigt wurde. In diesem Bericht wird empfohlen, zur Bekämpfung von Unruhen bei den amerikanischen Polizeidepartments ein Computersystem der „Command and Control“ einzurichten, das auf einem für militärische Zwecke entwickelten Modell basiert.

Dieses System ist wichtiger Bestandteil eines zentralen Computer-Überwachungssystems und einer Datenbank, die Informationen über politisch auffällige Individuen sammeln und aufbewahren, und mit einem staatlichen Verbrecher-Informationssystem koppeln könnte. Dieses System könnte mit Daten gefüttert werden über die Eigenschaften bestimmter Nachbarschaftsgruppen und Individuen, wie z. B. Einkommen, Ausbildungsstufe und Rasse. Auf der Basis dieser Information könnte der Computer im gegebenen Fall Entscheidungen treffen hinsichtlich der anzuwendenden Taktik und des Einsatzes von Polizei und Militär. Dieses System hätte dem IDA-Bericht zufolge überragende Bedeutung in der Niederschlagung von städtischen Unruhen, Aufständen und studentischen Protesten.

„Während eines Aufruhrs oder in einer anderen Notstandssituation muß ein Notstandskommunikationszentrum eingerichtet werden, um die lose Sammlung von einzelnen Polizei-Departments zu einer zusammenhängenden, koordinierten Kraft zu verwandeln. Pläne müssen ausgearbeitet werden für unvorhergesehene Situationen und die Zusammenarbeit mit anderen Stellen des Justizapparats muß eingerichtet werden, wobei die Informationen gesammelt und in leicht zugänglicher Weise aufbereitet sein sollten.“¹¹

Genauere Hinweise, wie Informationen über politisch auffällige Bevölkerungsgruppen beschafft und gespeichert sein sollten, gibt Bray:

„Eine Technologie des menschlichen Verhaltens sollte folgendes umfassen: Neue Konzepte und Einstellungen über die Bevölkerung, die auf der fortgeschrittensten wissenschaftlichen Theorie basieren. In diesem Zeitalter der Computer ist es besonders wertvoll, wenn diese neuen Konzepte mathematisch formuliert sind. Erprobte Techniken, wie mit Menschen umzugehen ist und wie präzise Informationen über sie zu erhalten sind — die auf fortgeschrittener wissenschaftlicher Methodologie gegründet sein muß: Getestete Information über Menschen, die in Akten, Handbüchern und in Aktennotizen von Verhaltenswissenschaftlern gespeichert sind, die im Stab der Verteidigungsmanager dienen. Technologische Information ist Information, die auf kontrollierter Beobachtung basiert; ist im besten Fall Information, die in Formeln, Tabellen und Graphiken festgehalten ist. Das aber heißt, es ist nicht nur getestete, sondern quantitative Information, die gebraucht wird.“¹²

Als administrativ verwertbar werden damit die Informationen bezeichnet, die in positivistisch wertfreier Weise erarbeitet in möglichst quantifizierbarer und testbarer Form vorliegen. Diese Bereiche angewandter Verhaltenswissenschaft werden konsequent von staatlichen und militärischen Institutionen am stärksten gefördert. Angesichts dieses Sachverhalts muß der politisch verantwortungsvolle Sozialwissenschaftler überlegen, in welcher Form der Aufarbeitung er die Ergebnisse seiner Analysen veröffentlicht, sollen diese nicht für sozialtechnische und inhumanitäre Zwecke pervertierbar sein.

Die folgende Beschreibung und Interpretation einiger der in den USA durchgeführten und geplanten Projekte stellt die krassen Beispiele von Auftragsforschung in den Vordergrund, die eindeutig für Zwecke der Eindämmung der Studentenbewegung konzipiert sind.

Oft ist der manipulative Ansatz bereits der Themenstellung und der Aufgabenstellung zu entnehmen.

So beschreibt z. B. der Soziologieprofessor Selznick die Aufgabenstellung einer Serie von Forschungsprojekten zur Thematik „Ruhe und Ordnung“, die vom Center for the Study of Law and Society mit finanzieller Unterstützung der Ford Foundation durchgeführt werden, mit folgenden Worten:

„Wir hoffen, daß die Ergebnisse den Weg für die Gesellschaft zeigen, einen Weg, der über Slogans hinaus geht, und der hilft, die wachsenden Spannungen zu lösen zwischen denen, die die Beilegung in der Kontroverse um Ruhe und Ordnung fordern. Diese Studien können neue Wege zeigen, wie die Gerichte in Zeiten der Krise zu benutzen sind, sie könnten Notstandsmaßnahmen nahelegen, um die Ordnung in einer Periode des Aufruhrs wieder herzustellen, sie könnten Mittel empfehlen, um Institutionen wie die Universität, die von Konflikten geschüttelt sind, zu retten.“¹³

Ähnlich ist ein Ausgangspunkt einer Studie von Morris Janowitz mit dem Titel: Soziale Kontrolle von eskalierten Aufständen. Soziale Unruhen werden nicht auf ihre Entstehungsbedingungen analysiert. Die seine Untersuchung leitende Annahme lautet:

„In der Sprache des Soziologen, als ein Schlüsselement beim Ausbruch von Aufständen, ist die Schwäche im System der Kontrolle anzusehen.“¹⁴

Neben verschiedenen Taktiken des polizeilichen und militärischen Einsatzes empfiehlt Janowitz insbesondere detaillierte Geheimdienstmethoden, um organisierte Gruppen besser überwachen zu können.

„Verschwörerische Gewalt macht Überwachung notwendig, sowohl offene wie geheime. Solche Kontrolle erfordert geheimdienstliche Vorgehensweisen. Je geschlossener und zusammenhängender die Gruppe, um so größer sind die Probleme der geheimdienstlichen Durchdringung. Es gibt allerdings beträchtliche Hoffnung, nach den Erfahrungen die bisher vorliegen, daß diese paramilitärischen Gruppen in Fraktionen auseinanderbrechen, so daß ihr operationeller Code den gesetzesschützenden Stellen schnell bekannt wird. Wenn nicht, wird die Aufgabe außerordentlich schwierig. Es ist ein schlechter Ausgangspunkt, wenn man sich auf geheime Agenten verlassen muß. Die Kontrolle geheimer Operationen ist überaus schwierig. Die Aufgabe wird immer komplexer und schwieriger, wenn die Überwachungsagenturen die Konzeption entwickeln, wie sie es oft tun, daß die Sammlung von Information allein nicht genug ist. Sie beginnen zu glauben, daß sie als aktive Agenten der Kontrolle agieren müssen, insbesondere indem sie Mißtrauen innerhalb dieser Organisationen verbreiten.“¹⁵

Die hier beschriebenen geheimdienstlichen Überwachungstechniken scheinen mit

den Methoden sozialwissenschaftlicher Informationssammlung nichts gemein zu haben. Angesichts neuerer Techniken von Sozialforschern an Materialien über politisch oppositionelle Studentengruppen heranzukommen, muß man sich fragen, ob zwischen den beiden Vorgehensweisen wirklich qualitative Unterschiede bestehen und ob die in wertfreien empirischen Umfragen gesammelten Materialien nicht den gleichen Zwecken dienen können.

Techniken der Spionage

Die Veranstalter von Studentenumfragen, die administrativen Zwecken dienen sollen, sehen sich heute immer größeren Schwierigkeiten gegenüber, diese Forschungen erfolgreich durchzuführen. Neben die steigende Zahl der individuellen Verweigerer treten inzwischen die organisierten Proteste von Hochschulgruppen, die die disziplinierende Absicht hinter den meisten Studien erkannt haben.

Angesichts der Unmöglichkeit, wie bisher an das naive Interesse der Befragungsobjekte appellieren zu können, sehen sich die Forscher heute gezwungen, mit handfesten Methoden zu arbeiten, um überhaupt noch auswertbare Daten zu erhalten. Bereits in den technischen Verfahrensanleitungen werden heute an die Interviewer Ratschläge gegeben, wie sie bei mißtrauischen Studenten argumentieren müssen. In den Vereinigten Staaten wird häufig die Technik angewandt, den Studenten vorzumachen, die Beantwortung des Fragebogens sei ein normaler Teil der Studienaufgaben.

„Unsere eigenen und die Erfahrungen anderer weisen darauf hin, daß mit einer freiwilligen Kooperation der Studenten gerechnet werden kann, wenn man den Studenten von Anfang an nahelegt, daß die kontinuierliche Teilnahme an der Forschung als einem normalen Teil ihrer Studienaufgaben erwartet wird.“¹⁶

Eine weitere unauffällige Technik besteht darin, vornehmlich Jugendliche bzw. Studenten als Interviewer auszuwählen, weil ihnen gegenüber das Mißtrauen geringer und die Bereitschaft, dank der Generationensolidarität detaillierte Informationen zu geben, größer ist.

Schließlich sollte die Befragung natürlich nicht zu viel Zeit des Studenten in Anspruch nehmen, damit er nicht schon aufgrund der Häufigkeit, Breite und Intensität der Befragung in eine ablehnende Haltung verfällt. Die Devise des Vorgehens heißt also: So wenig wie möglich auffallen!

Beispielhaft für die schwierige Lage, in der sich Sozialwissenschaftler heute befinden, ist ein Brief von Marshall Meyer an die Studenten von Harvard, in dem er auf verschiedenste Weise die akademische Respektabilität seiner Studie zu versichern sucht. Der SDS der Harvard University hatte zur Sabotage der Umfrage von Meyer, der eng mit dem US-Air Force-Forscher S. M. Lipset zusammenarbeitet, aufgefordert, weil dessen Umfrage unmittelbar nach der

Besetzung der Universität geradezu kriminaltechnische Details von den Studenten erfragte, die ohne weiteres für die strafrechtliche Verfolgung einzelner Studenten zu benutzen waren.

Als die geringe Bereitschaft der Studenten, die Fragebögen zurückzuschicken, die ganze Untersuchung infrage stellte, schickte Meyer an alle Personen seiner Stichprobe einen zweiten Brief, in dem er das rein wissenschaftliche Interesse beteuerte, das seiner Umfrage zugrunde liege.

„Lassen Sie mich einige Dinge in bezug auf den beiliegenden Fragebogen klären. Erstens: er ist nicht Teil einer größeren Studie. Ich unternehme diese Umfrage aus eigener Initiative mit der Hilfe meiner Forschungsassistentin Sara Feininger. Das Center for Behavioral Science hat die Gebühren für Post und Druck getragen. Es sind keinerlei Gelder von der Regierung oder von Stiftungen verwendet worden. Zweitens: die Ergebnisse dieser Studie werden nicht dafür benutzt, um irgendwelche Propaganda zu machen, sie werden nicht und sie können nicht in einer Weise, die den Studenten schadet, eingesetzt werden. Es werden für einige Monate überhaupt keine Ergebnisse verfügbar sein, so daß die disziplinarischen Entscheidungen bei Erscheinen der Ergebnisse bereits getroffen sein werden. Die Ergebnisse werden allein in akademischen Zeitschriften veröffentlicht werden. Ich nehme an, daß die Ergebnisse einige Leute aufschrecken werden, aber es ist unvorstellbar, daß die Daten verwendet werden könnten, um die Studentenbewegungen zu unterdrücken. Drittens: Ihre Antwort wird absolut vertraulich behandelt werden...“¹⁷

Wenn Meyer auch vorgibt, daß seine Studie nicht für administrative und disziplinarische Zwecke ausgewertet werde, so gesteht er doch ein, daß in der Anlage und Durchführung ähnliche Untersuchungen für Zwecke der Eindämmung studentischer Bewegungen verwendbar sind.

Von Studenten in einer Diskussion nach der Intention seiner Untersuchung gefragt, gibt er die aufschlußreiche Antwort:

„Es gibt überhaupt nur eine Möglichkeit, wie die Studie der Verwaltung helfen könnte. Vielleicht könnte sie ihr Techniken zur Pazifizierung der Studenten zeigen. Aber Pazifizierungsprogramme waren immer — wie ja bekannt ist — ohne Erfolg.“¹⁸

Technisch differenziertere und ausgeklügeltere Methoden müssen amerikanische Sozialwissenschaftler entwickeln, die in Ländern der Dritten Welt Umfragen zum politischen Bewußtsein der Studenten durchführen wollen. Von einer Zusammenarbeit von Sozialforscher und Befragungsperson kann nicht mehr die Rede sein.

Sozialwissenschaftler und Student definieren sich gegenseitig als Gegner, dem es sich zu verweigern bzw. den es zu überlisten gilt. So thematisiert der amerikanische Studentenforscher Myrin Glazer seine Bemühungen, Studenten zu gewinnen, die bereit sind, sich interviewen zu lassen, mit den Worten: Feldarbeit in einer feindlichen Umgebung.¹⁹

Glazer beschreibt u. a. folgende Sicherheitsvorkehrungen, um sein Projekt reibungslos über die Bühne zu bringen:

1. Der erste Schritt besteht in einer intensiven Kontaktsuche mit linken Studentengruppen und radikalen Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft das Mißtrauen anderer progressiver Individuen zurückdrängen soll.
2. Jeder Kontakt mit der amerikanischen Botschaft oder anderen US-Dienststellen muß vermieden werden, um den Verdacht zu vermeiden, daß die Studie von einer Agentur der amerikanischen Regierung finanziert wird.
3. Auf Zusammenarbeit und Hilfe der einheimischen Universitätsverwaltung und des Lehrkörpers muß verzichtet werden, damit die Studie nicht bekannt und in der Universität diskutiert wird.
4. Es werden nur studentische Mitarbeiter für die Interviewaufgaben angeworben.
5. Die Anwerbung von einheimischen chilenischen Studenten ist unter dem Aspekt wichtig, der Studie den Charakter eines kooperativen Projekts zu geben.
6. In einem für seine politisch desinteressierten Studenten bekannten Institut erscheint es sinnvoll, sich der Kooperation der Studenten mittels der Autorität eines Professors zu versichern.

Trotz all dieser Vorsichtsmaßnahmen ist die Durchführung der Untersuchung von Glazer an vielen Stellen gefährdet.

„Gerüchte hielten sich und zirkulierten an der Historischen Schule. Wir wurden von einigen Studenten beschuldigt, in Wirklichkeit CIA-Agenten zu sein. Andere behaupteten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten im geheimen die Studie finanziere. Viele wiesen unsere Erklärung, daß wir versuchten, eine repräsentative Stichprobe zu bekommen, zurück, und beschuldigten uns, daß wir die Studenten mit den radikalsten Meinungen herausfinden wollten.“²⁰

Wenn Glazer, ähnlich wie Meyer, die ausschließlich wissenschaftlichen Absichten seiner Studie beteuert und die ihm unterstellten Vorwürfe zurückweist, so kommt er doch nicht umhin, zuzugeben, daß Untersuchungen von amerikanischen Botschaften und amerikanischen Agenturen durchgeführt werden, gegenüber denen die von den Studenten gemachten Anschuldigungen vollkommen berechtigt sind.

„In der folgenden Woche, gerade als der Sturm der Kontroversen (um die Studie) sich etwas abzuschwächen schien, fragte mich eine Studentin, die ich gerade interviewte, ob die Studie von der Botschaft der USA unterstützt wurde. Ich versuchte ihr schnell klarzumachen, daß mein Projekt nichts mit irgendeiner offiziellen Stelle der USA zu tun hätte. Sie bemerkte, daß ihr Bruder häufig für ein kommerzielles Meinungsforschungsinstitut gearbeitet und dort erfahren hätte, daß die Botschaft eine Studie über die politischen Ansichten der Studenten durchführte. Sie hatte angenommen, daß meine Studie diejenige sei, von der ihr Bruder gesprochen hatte. Ich war sehr betroffen von den möglichen

Folgen einer Verwechslung meiner Untersuchung mit einem Projekt, das tatsächlich von amerikanischen Behörden durchgeführt wurde. Da ich keinen Kontakt mit der Botschaft hatte, fragte ich einen Freund, der mehrere Leute kannte, ob er etwas über die Existenz einer solchen Studie herausbekommen könnte. Er sprach mit dem betreffenden Beamten der Botschaft, der außerordentlich verstört schien. Dieser gab zu, daß eine solche Studie von der Botschaft geplant wurde, da die Botschaft nun selbst wirkliche sozialwissenschaftliche Forschung betreiben wollte, um ihre Aufgaben effektiver erfüllen zu können. Allerdings sollte geheimbleiben, daß die Botschaft als fördernde Instanz hinter der Studie stand. Mein Freund fragte, ob es möglich wäre, die Ergebnisse der Studie zu sehen, da er als Sozialwissenschaftler sehr an den studentischen Einstellungen interessiert sei. Der Beamte der Botschaft antwortete, daß die Ergebnisse Geheimhaltungsbedingungen unterlägen und in den nächsten 25 Jahren nicht veröffentlicht würden.“²¹

Zur Pervertierung sozialwissenschaftlicher Forschung

Diese Ausführungen stellen den Versuch dar, am Untersuchungsgegenstand „Studentenproteste“ exemplarisch nachzuweisen, wie sozialwissenschaftliche Forschung zunehmend durchdrungen wird von Fragestellungen und Methoden, die nicht der Aufklärung und Befreiung der Menschen, sondern ihrer Disziplinierung, Unterdrückung und zuweilen ihrer Vernichtung dienen.

Sie werfen daher mit ganzer Schärfe die Frage auf, wie der Sozialwissenschaftler das Verhältnis zu seinen Auftraggebern einerseits und zu seinen Untersuchungsobjekten andererseits definiert.

Angesichts der in diesem Bericht zusammengestellten Fakten kann man heute die Mehrzahl der in diesem Forschungszweig angewandter Sozialwissenschaft arbeitenden Soziologen als einen verlängerten Arm der herrschenden Klasse bezeichnen. Was die Soziologen untersuchen, ist das, was die herrschende Klasse als „soziales Problem“ definiert. Die Themen, die heute soziologisch interessant sind, bezeichnen die Probleme, die die Herrschenden zur Ausübung ihrer gesellschaftlichen Macht zu klären haben.

„Soziologen stehen Wache und berichten ihren Herren über die Bewegungen der unterworfenen Bevölkerung. Die abenteuerlichen Soziologen verkleiden sich, mischen sich unters Volk und kehren mit Büchern und Artikeln zurück, die den schützenden Schleier, mit dem sich die unterworfenen Bevölkerungen umhüllen, abreißen und diese der Kontrolle und Manipulation leichter zugänglich machen ... Der Soziologe, als Forscher im Dienst seines Arbeitgebers, ist in diesem Sinne ein Spion. Das heißt, von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen, sind die Augen der Soziologen immer nach unten gerichtet, ihre Hände immer nach oben. Die Augen sind nach unten gerichtet, um die Aktivitäten der

unteren Schichten zu studieren, jene Aktivitäten, die die Probleme schaffen, die einer weichen Ausübung der Herrschaft im Wege stehen . . .“²²

Die Probleme einer pervertierten Sozialwissenschaft, die ihre Ergebnisse, ihr Wissen und ihre Techniken unkritisch an die herrschende Klasse verkauft, wird gegenwärtig in Amerika nur von einigen Außenseitern der sozialwissenschaftlichen Disziplin gesehen und offen diskutiert. Neben anderen formuliert der amerikanische Sozialwissenschaftler Herbert C. Kelman seine Besorgnis über die manipulativen Entwicklungen der Sozialwissenschaften folgendermaßen:

„Der Grund für meine tiefe Besorgnis ist der, daß die Produkte, die Verfahrensweisen und die Orientierungen der Sozialforschung den Menschen mehr als Objekt betrachten denn als aktives auswählendes und verantwortliches Subjekt. Es besteht daher die Gefahr, daß der weitverbreitete Gebrauch sozialwissenschaftlicher Ansätze — psychologischer Tests, Interviews, Experimente und Beobachtung — selber zu dem Gefühl der Entfremdung und der Hilflosigkeit der Menschen beitragen kann, und daß darüber hinaus diese Ansätze sich anbieten für die Zwecke jener Agenturen, die mit der Manipulation und Kontrolle des Verhaltens der Menschen beschäftigt sind, ob mit oder ohne Beratung und aktives Engagement des Sozialwissenschaftlers selber. In dem Ausmaß, wie diese Gefahr zur Realität wird, wird der Sozialwissenschaftler ein Agent und Vermittler inhumaner Kräfte. Es ist sogar denkbar, daß eine karikierte und pervertierte Version von sozialwissenschaftlichen Prinzipien und Techniken zum operativen Code für eine wirksame technokratisierte Gesellschaft wird.“²³

Die Mehrzahl der Sozialwissenschaftler und sozialwissenschaftlichen Institutionen verfolgt heute mehr oder weniger willig die Aufgabe, Informationen an diejenigen zu liefern, die es sich leisten können, sozialwissenschaftliche Forschungen zu bezahlen. Wie der linke amerikanische Soziologe Nicolaus schreibt:

„Es ist ja kein Geheimnis und keine originelle Entdeckung, öffentlich davon Notiz zu nehmen, daß die großen und dominierenden Sektoren der Soziologie heute verkauft sind: Computer, Codes und Fragebögen, verkauft an die Leute, die genug Geld haben um sich diese Ornamente zu leisten.“²⁴

Wenn nicht behauptet werden soll, daß jeder Sozialwissenschaftler seine Arbeitskraft den herrschenden gesellschaftlichen Kreisen zur Verfügung stellt, so zeichnet sich doch die vorherrschende Struktur dieses Berufes dadurch aus, daß wissenschaftliche Arbeit für die herrschende Klasse als die höchste Form der Ehre und Leistung angesehen wird.

Da sich heute die Korruption sozialwissenschaftlicher Forschung an den Universitäten und Forschungsinstitutionen unter dem Schleier akademischer Respektabilität und wertfreier Forschung vollzieht, kann dieser Tendenz nur Einhalt geboten werden, wenn gegen die sich unpolitisch verstehende positivistische Soziologie eine parteiliche politisierte Soziologie gesetzt wird, die die Frage nach gesellschaftlichem Nutzen und Verwendungszweck, nach Möglichkeiten des politischen Mißbrauchs der Forschung nicht ausklammert.

¹ In einer Werbeschrift mit dem Titel „Dienstleistungen für internationale Unternehmen“ beschreibt das Institute for International Education seine Nützlichkeit für die amerikanische Wirtschaft: „Im letzten Jahrzehnt haben amerikanische Unternehmen ihre direkten ausländischen Investitionen um 60 Prozent erweitert — auf eine Gesamtsumme von 60 Milliarden Dollar am Ende des Jahres 1963. Sie haben erkannt — im Ausland so gut wie hier —, daß Erziehung das beste Mittel ist, um den Handel zu stimulieren, um politische Stabilität zu gewährleisten und um ein Reservoir von trainiertem menschlichem Potential zu entwickeln, daß es auf diese Weise notwendig wird, die Operationen in Übersee durchführen zu können. Dennoch sind amerikanische Unternehmen mit großen Schwierigkeiten konfrontiert, sie haben zwischen Alternativen zu wählen, um gesunde und profitbringende Wagnisse in der internationalen Erziehung durchzuführen. Unbekannte Kulturen, komplexe Situationen, nicht ausgebildete Arbeitskraft und oft eine dünne Schicht der ausgebildeten und technischen Ressourcen bilden ein ernstes Problem in ausländischen Umgebungen. Bei der Lösung dieser Probleme haben viele Unternehmen profitiert von der großen Erfahrung und der Beratung unseres Instituts.“ Nacla Newsletter 1 (9), Dezember 1967, S. 1

² Zitiert nach: Foreign Student Exchange in Perspective. Prepared for the Office of External Research. U. S. Department of State, September 1967, S. 5

³ ebenda, S. 4

⁴ ebenda, S. 3

⁵ ebenda, S. 6

⁶ John Gardener, „The Foreign Student in America“ in: Foreign Affairs, Juli 1962, zitiert ebenda, S. 7

⁷ ebenda, S. 9

⁸ Education and World Affairs: U. S. University Abroad. Implications of the Mexican Case. New York 1968, S. 31

⁹ Center for Research in Social Systems. Annual Report 1967, S. 5

¹⁰ ebenda, S. 11

¹¹ Charles Bray: „Toward a Technology of Human Behavior“, in: American Psychologist 17, August 1962, S. 527 bis 541

¹² Institute for Defense Analysis. Task Force Report on Science and Technology. Government Printing Office, 1967, S. 21

¹³ Charles Bray: „Towards a Technology of Human Behavior“, a. a. O., S. 528

¹⁴ Ulf Kadritzke, „Rezeption und Interpretation der Studentenbewegung in der europäischen Sozialforschung“, in: Sozialistische Politik, 1 (2), Juni 1969, Seite 36 bis 48

¹⁵ The Uses of U. C. Berkeley Research: Radical Student Union. Berkeley, University of California 1969, S. 32

¹⁶ Morris Janowitz, „Social Control of Escalated Riots“, The University of Chicago. Center for Policy Studies 1968, S. 1

¹⁷ ebenda, S. 28

¹⁸ Donald R. Brown: An Inter-University Program of Research on Residentially Based Units for Undergraduate Study. Draft of Proposal, The Center for Research on Learning and Teaching, Ann Arbor, Michigan, S. 11

¹⁹ Rundschreiben von M. Meyers an die von Meyers befragten Harvard Studenten, April 1969

²⁰ „Sociologist Defenses Study against Radical Criticism“. In: Harvard Crimson, 8. Mai 1969, S. 1

²¹ Myron Glazer, „Field Work in an Hostile Environment. A Chapter in the Sociology of Social Research in Chile.“ In: Comparative Education Review 10 (2), Juni 1966, S. 367 bis 375

²² ebenda, S. 372

²³ ebenda, S. 375

²⁴ Martin Nicolaus, „Remarks at the S. S. A. Convention 1968, Boston, S. 2 bis 3

²⁵ Herbert Kelman, „The Social Consequences of Social Research: A New Social Issue.“ Zitiert nach E. Crawford and A. D. Bideman, eds. Social Scientists and International Affairs. New York, London, John Wiley and Sons, Inc. 1969, S. 241

²⁶ M. Nicolaus, ebenda, S. 3

Michael Buselmeier/Günter Schehl Die Kinder von Coca Cola

Subkultur

Der Begriff Subkultur ist so schillernd wie diese selbst. Ihre Anhänger sind rasch bei der Hand, sich als Schöpfer einer Gegenkultur, gar einer Gegengesellschaft, zu begreifen und sich damit selbst zu überschätzen. Andererseits war es gerade die bürgerliche Soziologie und Psychologie der Jugend, die Subkultur im Sinne einer Teilkultur als „relativ kohärente kulturelle Systeme innerhalb des Gesamtsystems“ bestimmte. Diese Ansicht von der Subkultur als Teilkultur versteht diese bestenfalls als eine unerhebliche Abweichung von der herrschenden Kultur; hier wird kein qualitativer Unterschied zwischen dem sogenannten jugendbedingten Protest und einer grundsätzlichen Ablehnung der bestehenden Gesellschaft gemacht, beides wird zur aus Pubertätskonflikten resultierenden Rebellion reduziert und als das unruhige, aber vorübergehende Stadium des Rollenübergangs von der Kindheit zum Leben der Erwachsenen betrachtet.

Für die Auflehnung der Halbstarcken und Blousons noirs traf dies sicher zu; sie stellte keineswegs die kapitalistischen Verhältnisse in Frage, sie war eine hilflose und unorganisierte Revolte gegen die „Vaterlosigkeit“ der Gesellschaft, der verzweifelte Versuch, von der Gesellschaft angenommen zu werden, an ihr partizipieren zu dürfen, aus der man sich verstoßen fühlte.

Es bedurfte also gar nicht der wissenschaftlichen Immunisierungsstrategie eines Robert R. Bell („The Adolescent Subculture“) oder Friedrich H. Tenbruck, auch nicht der „verständnisvoll“ und „aufgeschlossen“ vereinnahmenden Pädagogik, wie sie sich zum Beispiel in Dieter Baackes „Beat — die sprachlose Opposition“ äußert: „Wir sollten dem Beat den ihm notwendigen Spielraum bereitstellen; der Beat, so meinen wir, erlaubt, frei von den Instrumenten des sozialen Zwanges, solcherlei expressive Ingeniosität.“

Einen beredten Apologeten fand die Subkultur als Gegenkultur kürzlich in Walter Hollstein („Der Untergrund“), der die avantgardistischen Hofnarren des Kapitalismus zur revolutionären Avantgarde aufmöbelt. Zwar fand gerade in Amerika eine zunehmende Politisierung des underground statt, sofern man dem Aufleben eines perspektivlosen, anarchistischen Linksradikalismus politi-

sches Bewußtsein zusprechen mag. Wo jedoch Hollstein das gänzlich Neue und Positive der Bewegung vermutet, sitzt ihr ideologischer Pferdefuß, da wird Marx auf den Kopf gestellt, da spukt Hegel im underground. „Im Gegensatz zum traditionellen Marxismus baut die bezeichnete Protestbewegung nicht mehr auf eine dialektische Identität von ökonomischer Krise und menschlicher Befreiung, welche letztere quasi automatisch erfolgen sollte. Vielmehr verlegen die neuen Rebellen den Akzent von der objektiven Entwicklung und dem damit verbundenen Attentismus der Betroffenen auf das subjektive Engagement und die Emanzipation des Einzelnen.“ (Hollstein)

Unter dem Vorwand der Selbstverwirklichung heizt man die Surpluskultur des Kapitalismus an — Subversion im Namen der Künste ist freilich nur möglich, wo sie unterdrückt werden, nicht aber, wo sie als Sumpfdotterblume subkultiviert werden, wo gesellschaftlicher Zwang ästhetisch aufgehoben wird.

Die Feuilletonisten der bürgerlichen Presse entdeckten die Poesie der Revolution, nicht zu Unrecht erinnerten sie sich bei den Graffiti des französischen Mai an die Manifeste der Futuristen und Surrealisten oder an die frühromantischen revolutionären Affiches eines Novalis und Friedrich Schlegel, was doch etwas über den literarischen Charakter der Mai-Revolte aussagt.

Die Romantik war überhaupt die erste und prototypische europäische „Kulturrevolution“, eine künstlerisch tätige Subkultur anfänglich, die mit ihrem antibürgerlichen Affekt in Kleidung und Verhaltensformen, der positiven Beurteilung der Spontaneität, der libertinen Sexualauffassung, dem extremen Subjektivismus verbunden mit dem Streben nach Solidarisierung mit Gleichartigen und Gleichaltrigen, der Skepsis gegenüber dem Leistungsprinzip, der Bevorzugung informeller Gruppen statt formeller Organisation, mit ihrer Esoterik und Wirklichkeitsflucht, und mit der intendierten Aufhebung der Trennung von Leben und Kunst durch die „progressive Universalpoesie“ das subkulturelle Syndrom idealtypisch erfüllte.

Bereits diese erste Manifestation einer künstlerisch-literarischen „Revolution“, die undialektisch die Selbstbefreiung und die individuelle Aufhebung der Entfremdung durch die Produktion von Kunst in einer unbefreiten feudalistischen Gesellschaft propagierte, dieser Versuch der Befreiung ohne Reflexion der objektiven Bedingungen von Freiheit, mündete nach ihrem scheinradikalen Aktivismus in die Resignation und fiel der Restauration in den Schoß — und mit ihr die resignierte Intelligenz.

Selbstbefreiung in einer unbefreiten Gesellschaft durch die Revolutionierung des Bewußtseins und die anarchistische Propaganda der Tat postulieren die geschäftigen Propheten der Subkultur; daß Freiheit nur als Qualität einer veränderten freien Gesellschaft möglich ist, kommt ihnen nicht in den Sinn oder wird verschwiegen.

Eines der verfehlten Emanzipationsmodelle der Subkultur stellt die halluzinogene Praxis dar. Die psychedelische „Revolution“ soll die Pforten der Wahr-

nehmung sprengen, die verheißenen Paradiese erweisen sich jedoch als künstlich. Der Hippie-Philosoph Timothy Leary, Gründer der „Internationalen Föderation für innere Freiheit“ (IFIF), gab die Parole der Bewegung aus: „Turn on, tune in, drop out!“ (deutsch etwa: „schalt ein, stell ein, fall raus!“) Drogenkonsum putscht die Rückbildung des Bewußtseins zur vermeintlichen Befreiung auf.

In seiner Erlösungssehnsucht begibt man sich auf den ausgetretenen Pilgerpfad in die „Innerlichkeit“ Indiens und Ostasiens, zu den Gurus am Ganges und in die Klöster des Zen-Buddhismus. Dabei konnte nicht einmal die durch den Genuß des Wassers aus dem heiligen Fluß verursachte vierwöchige Diarrhoe Allen Ginsberg ernüchtern und ihn auf das Elend der Menschen in der Dritten Welt hinweisen. Er will es nicht wahrhaben, wie korrupt der Weg ins Nirwana geworden ist.

Bei den Drogenschluckern wird deutlich, wie wenig sie mit einer linken politischen Bewegung zu tun haben, im Gegenteil, sie wollen gar nichts mit ihr gemein haben. Der Rückzug auf sich selbst und in die frömmelnde Idylle, die Mystizismen und irrationalistischen Praktiken sind also so harmlos nicht. In einem Interview mit der underground-Zeitschrift „The City of San Francisco Oracle“ machte Leary keinen Hehl aus seiner Verachtung von Massenbewegungen: „Ich halte Massenbewegungen für unsinnig und will nichts mit ihnen zu tun haben“; den Widerspruch „zwischen der Bewegung der linken Aktivisten und der psychedelisch-religiösen Bewegung“ hält er für unvereinbar und geht so weit, den Linken das bloße Streben nach Macht vorzuwerfen. Tuli Kupferberg, zusammen mit Ed Sanders Mentor der „Fugs“ und Autor von „Fuck Nam“ entlarvt sich als Konterrevolutionär, wenn er in „The East Village Other“ (EVO) schreibt: „Marx vertagt die Lösung der wesentlich menschlichen Probleme bis nach der Revolution. Aber es ist jetzt nach der Revolution.“

„Die psychedelische Erfahrung ist im Kern eine religiöse“ verkündet Peter Stafford in „Acid, Rock and Revolution“ — Opium wird demnach zur Religion und Religion bleibt Opium. Apathisiert und zu jeglicher Veränderung unfähig, verlassen sich die abgeklärten Heiligen auf die Weisheit Krishnamurtis, „daß die Veränderung der äußeren Welt die Veränderung des Individuums voraussetzt“. Der Eskapismus ist nicht folgenlos, sondern gefährlich. „Es ist in der Tat Flucht, aber nicht, wie es behauptet wird, Flucht vor der schlechten Realität, sondern vor dem letzten Gedanken an Widerstand, den jene noch übrig gelassen hat.“ (Adorno)

Die Vision, Freiheit in einer Art Enklave inmitten der kapitalistischen Gesellschaft schon jetzt zu antizipieren und das von Marcuse gepredigte Strategiesurrogat der „Großen Weigerung“ treiben ihr Unwesen besonders hartnäckig in den Katakomben des underground. Marcuses Theorie verdrängt die „revolutionären“ Aktionen aus der Produktionssphäre in die des Konsums. Die Große Weigerung entpuppt sich als „Privatisierung der Revolution“ (H. G. Helms),

als Stirnersche „Empörung“ und als Rationalisierung des subjektivistischen Eskapismus. Konsumverzicht erscheint naiv als politisches Instrument; die von einem antitechnologischen Affekt gefärbten rousseauistischen Sehnsüchte nach reiner Natural- und Tauschwirtschaft als Zusammenbruchthese des Kapitalismus auszugeben, ist unsinnig. Ein Nachlaß von Nachfrage kann durch staatliche Interventionen leicht aufgefangen werden; dafür hat Keynes Vorsorge getroffen, daß er keinen Krisencharakter annehmen kann. Eine ernsthaftere Gefährdung des Systems wäre theoretisch durch Verzicht auf Arbeit möglich, da in hoch-industrialisierten Ländern Kapital verfügbar, Arbeit gegenwärtig aber in der Regel knapp ist. Wahrscheinlich würde er aber nur den ohnehin vorhandenen Anreiz, arbeitssparenden technischen Fortschritt zu realisieren, verstärken. Konsumverzicht mag dem Einzelnen Einsicht in den Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis, von Produktion und Konsum vermitteln; als politisches Konzept erweist er sich als untauglich. Zumeist treten nur neue Konsumentenbehaviorismen als Folge auf. Die „plastic hippies“ haben aus der Welt der Blumenkinder längst einen modischen Gag gemacht — in der Freizeit nimmt man sich die „Freiheiten“ der Hippies heraus.

Der Traum von der heilen Welt läßt sich nur durch despektierliches Auslöschen der unbequemen, und daher zu verändernden, gesellschaftlichen Wirklichkeit im eigenen Bewußtsein träumen; die Hoffnung, Sauerteig einer neuen Gesellschaft zu sein, mag sich im Frieden des Ghettos einstellen. „Die Vermittlung subkultureller Normen mit den Bedürfnissen der Massen“, wie sie der Wiener Subkultur-Philosoph Rolf Schwendter fordert, ist nur für den denkbar, der über die Bedürfnisse der Massen herzlich wenig nachgedacht hat und statt dessen elitär subkultiviert.

In ländlichen Kommunen wie „Morningstar“ oder „Holiday“ haben sich einzelne Hippie-Konventikel ansässig gemacht, ihre Ich-Schwäche durch ein kollektives Über-Ich kompensierend. In dieser Brüdergemeinde erwarten die Heiligen der letzten Tage die Erfüllung der Zeit.

Utopistischen Schwarmgeistern gleich vermeinen sie das Reich der Freiheit im Kapitalismus errichtet zu haben. Mit ihrer ungestümen Forderung nach totalem Gegenwartsglück, dem Ruf nach dem „Paradise now“ des Living Theatre verschweigen sie gerade die Differenz zwischen dem Anspruch auf Glück und der mühsamen Praxis, die auf seine Realisierung gerichtet ist und ihm in ihrer notwendigen Disziplin häufig genug zuwiderläuft. Statt revolutionärer Praxis betreiben sie kleinbürgerliche Rebellion, sie fallen auf die Positionen des Idealismus und des chiliastischen Pietismus zurück. Diese zielten ebenfalls auf Änderung der Gesellschaft, wurden jedoch ebenso zu Fluchttorten des aufgegebenen Anspruchs, als der rasche Erfolg ausblieb. Vermeintlich unbürgerlich reproduzieren sie bürgerliche Ideologie, die Attitüde kleinbourgeoiser Anarchisten, „eine Übertreibung des bürgerlichen Selbstbewußtseins von der eigenen Freiheit, die jetzt und überall zu verwirklichen sei, wenn man nur wolle, eine Konsequenz der

idealistischen Ansicht, daß die materiellen Bedingungen keine Rolle spielen.“ (Horkheimer) Mit ihrer innerweltlichen Eschatologie und dem Versuch, das gegebene Wirkliche auf künftig Mögliches zu transzendieren, eliminieren sie „den Begriff des Fortschreitens zugunsten einer Idee des Überschreitens, ohne zu berücksichtigen, daß Grenzen nur dann überschritten werden können, wenn sie fortschreitend einmal erreicht wurden“. (H. H. Holz) Vor allem aber bedeutet Glücklichkeit im Kapitalismus Einverständnis, die anarchistische Rebellion schlägt um in Bestätigung des Bestehenden.

Im Reich der Kunst, dem bürgerlichen Reich der Freiheit, finden ständig „Revolutionen“ statt, weil sie ohne Folgen bleiben. Die Produktivkraft des bürgerlichen Künstlers ist seine eigene Entfremdung.

Die Funktion der künstlerischen Avantgarde im Spätkapitalismus hat sich auch durch die „Experimente“ der Subkultur- und underground-Künstler nicht verändert. Sie sind Zulieferer der affirmativen und massenbetrügerischen Kultur- und Bewußtseinsindustrie. Das System toleriert und konstituiert Freiräume, in denen antibürgerliche Verhaltensweisen erlaubt sind. Die Freiheit der Kunst und der Künstler ist weniger ein Beispiel dafür, daß Freiheit im Rahmen der kapitalistischen Strukturen erreicht werden kann, als ein Beweis für die raffinierten Möglichkeiten des Kapitalismus, ohne bewußte Anstrengung diejenigen hinters Licht zu führen, die er unterdrückt. Die vielzitierte Spontaneität wird erstickt und in Pseudo-Aktivitäten kanalisiert. Pseudo-Aktivität ist generell der Versuch, inmitten einer durch und durch verhärteten Gesellschaft sich Enklaven der Unmittelbarkeit zu retten. Die Surpluskultur macht das Leben den Menschen nicht erträglicher, sie setzt das Elend fort. „Der Gedanke des Ausschöpfens von Kapazitäten für ästhetischen Massenkonsum gehört dem ökonomischen System an, das die Ausnutzung der Kapazitäten verweigert, wo es um die Abschaffung des Hungers geht.“ (Adorno)

Die Funktion und Nutzenanwendung der Subkultur zeigte sich konkret bei der Düsseldorfer *teenage-fair*, der Entdeckung des „jungen“ Marktes. Ein Manager der Ausstellung sprach es zur Eröffnung offen aus: „Beat und Pop sind kein Selbstzweck, sondern die ädäquate Verpackung des jungen Marktes“, und er fügte anbiedernd hinzu: „Wir wollen keinen Konsumzwang ausüben, wir wollen Gespräche führen.“ Da hatte der Wolf eine Unmenge Kreide gefressen.

Dabei wurden die Jugendlichen doppelt betrogen, obgleich sie zu neunzig Prozent mit dem Schein des umfassenden Glücksversprechens, das ihnen vorgegaukelt wurde, zufrieden waren. Einmal wurden sie keineswegs informiert und aufgeklärt, wie man es ihnen versprochen hatte. Zum anderen wurden sie als Testobjekte der Industrie benutzt, für Möglichkeiten, die Warenproduktion zu verändern und zu expandieren. Der Nimbus der „Jugendlichkeit“ wird als Werbesymbol für den „erwachsenen“ Markt gebraucht, der profitabler ist. Denn es werden nicht Waren, sondern Werte offeriert, Dinge werden vertauscht, die nicht vertauschbar sind.

Aus dem Konsumverzicht ist längst eine scheinbar separate Warenwelt geworden aus Beat- und Rock-Platten, aus Posters und Protestknöpfen. Werber Wilp versetzt die ganze Welt in Afri-Cola-Rausch, er hat „Pop in der Pupille“. Das Hippie-Musical „Hair“ ist allerorten ausverkauft, die psychedelische Rock-Musik erwies sich als Saisonsgeschäft, während ihr naiver Apologet Rolf Ulrich Kaiser („Das Buch der neuen Pop-Musik“) immer noch von „Pop-Guerilla“ und subversivem Rock faselt und San Francisco als „Rom einer zukünftigen Welt, die auf Liebe gegründet ist“, als „neues Jerusalem“ weissagt.

Den Blumenkindern sollte man es nicht so übel nehmen, wenn sie dem System, aus dem sie emigrierten, um es zu verändern, so zupaß kommen. Wenn aus „Kulturrevolutionären“ allerdings Privatunternehmer werden, die das Spiel mit der Revolution zur klingenden Münze machen, hört das Verständnis auf. Ein treffendes Beispiel dafür ist auf der deutschen Szenerie Bernhard Höke, einst als Kunststoff-Höke bekannt, inzwischen Hersteller von Kulturwaffen und Wegwerfmaschinen. In seinem Manifest „Underground-Alchemie und Trip-Therapie“ (song 2/69) verkündet der Maulheld, den Stoff der Weisen gefunden zu haben. In dieser obskuren Heilsbotschaft gehen Anfälligkeit für irrationale, mystische Lehre mit einer extremen Wissenschaftsgläubigkeit jene typische Mischung ein, wie sie schon aus Marinettis futuristischem Manifest bekannt ist. „Ein Laboratoriumskittel verhüllt die von visionären Krämpfen durchzuckte Brust.“ (Enzensberger) Wortkaskaden betäuben den Zuhörer, ein Wust von pseudowissenschaftlichen Formulierungen breitet sich aus: ‚Bewußtseinsexpansion‘, ‚kreative Selbsterfüllung‘, ‚Kulminationspunkt‘, ‚Transportproblem‘, ‚Informationsfluß‘, ‚multisensorischer Lustgewinn‘, ‚psychochemisches Wunder der Wirklichkeit‘, ‚offensive Phantasie‘. Die rebellische Ungeduld des revolutionierenden Kleinbürgers schäumt: „Lieber überschnell als nie. Wir von der Projektgruppe Trip-Therapie sehen es eilig, wir wollen es noch erleben, wir brauchen Beschleuniger und Verstärker, wir werfen einen Trip ein, denn die schnelle Befreiung des Bewußtseins richtet die Gedanken auf größere Zusammenhänge und in die Zukunft.“

Als der Plastiker Eberhard Fiebig Höke kürzlich beim Wort nahm und einen Wegwerfer wegwarf, entlarvte sich der Scheinrevoluzzer. Vom Sachschaden betroffen, präsentierte er eine Sachschadenrechnung. Die „Revolution“ des Posenreißers war vorbei. Als Fiebig den Verbalradikalismus — „Zerschlagt die Kunst, sprengt die Museen“ — in die Tat umsetzte, zeigte sich, daß Höke es so ernst nie gemeint hatte. Augenzwinkernd hatte er schon immer zu verstehen gegeben, daß es ihm nur um neue Spielarten der Kunst geht, und nicht um Revolution. Leute wie Höke geben dem Kapitalismus Glanzfolienkaschierung. Sie reproduzieren die Innovationen der kapitalistischen Basis im Überbau, sie zerstören im Sinne von Schumpeters „schöpferischer Zerstörung“. Nichts darf beim Alten bleiben, alles muß unablässig in Bewegung sein — dazu besitzt der Kapitalismus Bewegter wie Bazon Brock oder Bernhard Höke.

Formalismus

Angebliche zwecklose ästhetische Objekte dienen dem Kapitalismus besser als zweckhafte. Indem sie nämlich ihren Zweck verbergen und sich gleichzeitig formal progressiv gebärden, gelingt ihnen der Einbruch ins naive Bewußtsein derjenigen, die um keinen Preis reaktionär sein wollen. Es käme darauf an, den ideologischen Hintergrund scheinbar wertfreier Objekte zu beleuchten, zu zeigen, daß „das reine Spiel der Mittel“ (ebenso wie eine Wissenschaft, die sich als „rein“ versteht, d. h. nicht als gesellschaftskritisch und emanzipatorisch) immer schon Partei ergriffen hat, in der Weise, daß es die bestehende Herrschaft bestätigt.

Es geht also um die soziale Funktion der Produktionen einer heute in sämtlichen Bereichen der Kunst führenden technokratischen Avantgarde. Deren Ideologie sieht von gesellschaftlichen Inhalten ab. Ihr Fortschrittsbegriff zielt nicht auf die Produktionsverhältnisse, sondern auf die Produktionsmittel. Die „Revolution“ der ästhetischen Strukturen tritt an die Stelle der sozialen Revolution.

In seinem Buch „The Medium is the Message“ zitiert der amerikanische Pop-Philosoph und Medienforscher Marshall McLuhan den zur Avantgarde zählenden Komponisten John Cage: „Der höchste Zweck ist es, überhaupt keinen Zweck zu haben. Dies bringt einen mit der Natur in Einklang.“ Dieses romantische Bekenntnis ist so reaktionär wie die Ideologie dessen, der sich darauf beruft. Gleichwohl bestimmt sie längst den amerikanischen Meinungsmarkt und gewinnt auch auf die aktuellen Diskussionen über die Formen neuer Kunst in Europa immer größeren Einfluß. „Ich bin ein Forscher. Ich sondiere. Ich habe keinen Standpunkt. Ich nehme keine feste Position ein“, erklärt McLuhan. Seiner Geschichtsphilosophie zufolge leben wir gegenwärtig im elektrisch-simultanen Zeitalter, das „oral-auditiv“ ausgerichtet ist, mithin eine Rückkehr zur „magischen Welt des Ohres“, zur Urzeit darstellt. Diese mythische Theorie der Sinne ist längst von jener Naturwissenschaft überholt, auf die McLuhan sich häufig beruft. Da er zudem auf soziologische Aspekte verzichtet, wird seine medientechnische Kulturtheorie vollends zur Dämonologie. Die Welt, zum „globalen Dorf“ geschrumpft, wird von der Eigenbewegung der Medien geprägt. Ihnen gegenüber wäre jeder revolutionäre Impuls sinnlos. Man muß sich anpassen, der Fernsehwerbung fatalistisch ausgeliefert. Derlei Pseudowissenschaft ist gefährlich, insofern sie sich als pure Legitimation monopolkapitalistischer Herrschaft erweist. Dem Faschismus geht folgerichtig die Formalisierung des gesellschaftlichen Lebens voraus: „Gesellschaftsformen sind schon immer stärker durch die besondere Natur der Kommunikationsmedien als durch den Inhalt der Kommunikation geformt worden.“

Das Medium ist die Botschaft. Auch hierzulande wurde sie vernommen und verbreitet, vom Soziologen Erwin K. Scheuch etwa, von Axel C. Springer (der *Bild* die Zeitung des optischen Zeitalters nennt; ein harmloses Medium, von

dessen Inhalt abstrahiert wird), vom Ästhetiker Bazon Brock, vom Mixed-Media-Künstler Ferdinand Kriwet („Die permanente Allgegenwärtigkeit von Information erfordert eine schwierige sensorische Anpassung der Menschen, eine Verfeinerung der multisensorischen Rezeption. Diese muß trainiert werden.“). Das heißt nicht, daß etwa die formalistischen Schreibweisen der jungen deutschen Literatur von McLuhan direkt beeinflusst sind. Die Destruktion der Sprache, der Syntax wie einzelner Wörter, und die Konzentration auf sinnliche Wahrnehmung sind seit Mitte der 50er Jahre Kennzeichen literarischer Arbeiten, die als progressiv verstanden werden. Heissenbüttel, Franz Mon und der frühe Peter Weiss haben das hier Gemeinte exemplarisch praktiziert, jüngere Autoren wie Ror Wolf und Jürgen Becker sind ihnen gefolgt. Heissenbüttel hat als Theoretiker die „Heilslehre von der reinen (sterilen, autistischen) Sprache“ (K. M. Michel) entwickelt: „Für uns gibt es Sachen nur noch in der Form von Wörtern. Nur indem wir den im Wort gespeicherten Sachbezug zitieren, vermögen wir uns dem zu nähern, was man außerhalb der Sprache Welt nennen könnte ... Realistisch wäre eine Literatur, die Welt und Sachen im abgelösten Sprachzitat zu verdoppeln suchte und in dieser Verdoppelung zeigte, daß wir nicht sinngebend und ordnend in die Welt einzudringen vermögen, es sei denn im Sinne der spezialwissenschaftlichen Statistik oder der Photographie.“ Die durch willkürliche Operationen zerstörte Sprache ermöglicht weder Veränderung noch Interpretation von Welt, sondern bloß deren Verdoppelung im Zitat und zeigt noch das, was ist, in subjektiv-fatalistischer Verzerrung. Zugleich wetteifert solche Literatur undialektisch mit Wissenschaft, versucht beharrlich, mit der Kybernetik gleichzuziehen. „Die Extreme berühren sich: was die letzte Kommunikation durchschneidet, wird zur Beute der Kommunikationstheorie“ (Adorno). Die subjektiv radikale Verweigerung schlägt um in Affirmation. Während der Autor die verlogene Positivität negieren will, fällt er ihr gerade anheim. Über Werbung und Design assimiliert die spätkapitalistische Gesellschaft jede formalästhetische „Revolution“. Das Medium Sprache ist hier nicht mehr selber die Botschaft, es verkündet die Botschaft des Kapitals. Bereitwilliger als Heissenbüttels asketische Sprache haben sich die formalen Scherze der „Wiener Gruppe“ (Artmann, Rühm, Wiener) in die Konsumsphäre eingefügt. Literatur ist hier zum manchmal witzigen, aber gänzlich unverbindlichen Wiederholungsspiel mit Formeln, zum Tapetenmuster degeneriert. Der dem kapitalistischen System immanente Zwang zur Innovation bestimmt wie alle Produzenten so auch die von Kunst, die auf dem Markt erfolgreich sein wollen, immer neue Darstellungsmethoden zu erklügeln und mit kleinen werbewirksamen Schocks auf sich aufmerksam zu machen. Die neue Mode ist bereits dadurch legitimiert, daß sie nicht die alte ist. Peter Handke, selbstbewußter Erbe der „Wiener Gruppe“, hat den Zwang zum immer Neuen restlos verinnerlicht. Ausdruck dessen ist eine verdinglichte Sprache, in der die Begriffe vorwiegend akustische Qualität tragen. Solcher

Sprachpositivismus „abstrahiert“ automatisch von gesellschaftlichen Sachverhalten, derweil er damit beschäftigt ist, die ihn determinierende Literaturgeschichte (die als Ausdruck der Marktgesetze den Leistungsdruck auf die Avantgarde ausübt) um eine neue Variante zu bereichern, also mit Worten zu spielen, Formen auszuprobieren, „immer neue Methoden zu finden“ (Handke, ich bin ein Bewohner des elfenbeinturms, 1968). Der ästhetische Überbau wird absolut gesetzt, die Entfremdung perpetuiert. Ein Blick in die Geschichte (etwa der Romantik) zeigt, daß die Ideologie des Spiels, die Handke so beredt vertritt, immer dann sich breit machte, wenn bürgerliche Intellektuelle, statt den Unterdrückungsmechanismen der Gesellschaft aktiv Widerstand zu leisten, resignierten und in ästhetische Scheinfreiheit sich flüchteten.

Gerade dort fühlt sich Handke wohl. Zwar kann er es sich heute im Gegensatz zu 1966 nicht mehr leisten, zu erklären, er interessiere sich nicht für die Wirklichkeit, sondern bloß für die Sprache, doch nimmt er Realität, wie seine in der *Zeit* (Juni 1969) publizierte Dramaturgie zeigt, einzig unter ästhetischem Aspekt wahr. Handke verlangt vom Theater, daß es mit Hilfe der Bühnendramaturgie die für Natur genommene Dramaturgie der Wirklichkeit durchschaubar macht, daß es dem Zuschauer „den fremden Blick“ eintrimmt, über den bislang nur besonders Privilegierte verfügen. Diejenigen, denen Handkes „ruhige klare Reflexion beim distanzierten Zuschauen“ abgeht, und speziell diejenigen, die es satt haben, alles passiv hinzunehmen, vielmehr Zwischenrufe wagen, werden als genormte Idioten diffamiert, als „linke Scheiße“, auf die man Bomben schmeißen sollte. Hier zeigt sich, wie eine nicht mehr ganz neue Wahrnehmungsästhetik in Verbindung mit der autoritär strukturierten Psyche dessen, der sie vertritt, in offenen Konsumfaschismus umschlägt.

Einige Privilegierte sind durch Handkes hermetische Arbeiten zweifellos aufmerksam gemacht worden auf sinnlich Wahrnehmbares. Die Annahme aber, daß über elitäre Kontemplation und Verinnerlichung eine Gesellschaft verändert werden könnte, deren Macht auf der ökonomischen Ausbeutung der Massen beruht und die mithin im Produktionsbereich nur von der Arbeiterklasse selbst gebrochen werden kann, ist grotesk.

Pop Art

„Ihr seid frei!“ rief der Pop-Philosoph Bazon Brock am Ende seiner „Dramatisierten Illustrierten“ auf der Frankfurter Experimenta 1966, nachdem er Büstenhalter, Waschmittelkartons und die Klischees der Werbung und der Massenpresse auf der Bühne versammelt hatte. Ihr seid frei, meinte er, wenn ihr das alles anerkennt; denn die Entfremdung zwischen dem Menschen und der von ihm produzierten Ware sei nicht aufzuheben durch Negation und Kampf gegen die Ursache der Entfremdung, sondern durch Zustimmung und private Aneignung der Produkte.

Nachdem Marx die Hegelsche Dialektik auf die Füße gestellt hat, demonstriert

Brock, wie man sie noch einmal auf den Kopf stellen kann. Für den bürgerlichen Intellektuellen Brock bestimmt das Bewußtsein das Sein. Insofern darf er als Repräsentant der bestehenden Produktionsverhältnisse sich im Überbau relativ frei tummeln. Fest ins System integriert, ist Brock einerseits nicht bereit, seinen Klassenstandpunkt aufzugeben, und hat andererseits erkannt, daß Protest innerhalb des Systems unsinnig ist. Als die Studenten damit anfangen, das System zu bekämpfen, erwies sich Brock als bürgerlicher Ideologieproduzent für das Kapital nützlich und propagierte die Strategie der Affirmation.

Brocks „Revolution des Ja“ unterstellt, daß jede Negation Bestandteil der herrschenden Verhältnisse sei, Dutschke mithin „ein Agent des Systems“. Veränderung sei nur zu erwarten in der Bejahung des Herrschaftsanspruchs bis in seine radikalste Form: „der Herrschaftsanspruch hebt sich selber auf“. Diese Technik erweise sich als leistungsfähiger denn die der Negation, weil sich „für den Widerspruch keine reale gesellschaftliche Macht mehr finden läßt wie etwa eine Arbeiterklasse.“ Brocks Herrschaftsideologie immanent zu kritisieren lohnt sich kaum.

Die Technik des Jasagens lehrt Brock besonders im Bereich der ästhetischen Praxis. Was er unter gesellschaftlicher Arbeit versteht, ist die Perpetuierung wesentlicher Bestimmungen der abendländischen Kunstideologie. Indem er die bürgerliche Ästhetik von ihren metaphysischen Implikationen reinigt, zweckrationalisiert er sie, bringt sie auf den Stand der industriellen Produktion, macht sie zur noch besseren Unterdrückung der Menschen verfügbar. Praktisch verlegt er den Akzent von der Produktion auf die Rezeption ästhetischer Gegenstände. Er vermittelt in autoritärer Weise einigen privilegierten Konsumenten das, was er für aktuelle Formen heutiger Kunst hält: die Strategie der affirmativen Praxis, Aneignungstechniken und Rezeptionspraktiken, die sinnliche Erfahrung von Objekten. Sein Ziel ist eine Gesellschaft, die bewußt konsumiert. Auf diese Weise rechtfertigt Brock die kapitalistischen Verhältnisse und trägt auf sublimale Art gleichzeitig zu deren Verlängerung aktiv bei.

Brocks Ideen werden bereits von der avantgardistischen Werbung adaptiert. Charles Wilp plant die totale Manipulation der Konsumenten durch dreidimensionale Bilder, durch Töne, die das Bedürfnis nach bestimmten Waren evozieren, durch haptische Erlebnisse: der Käufer soll durch Watte nach Eiern greifen, durch kühle Perlonschnüre in Cola-Regale. Der Kapitalismus wird immer sinnlicher. Da er vom beschleunigten Warenverschleiß lebt, bedarf er der einfallsreichen „Beweger“, die ihn attraktiv halten.

„All is pretty“, lautet eine von Andy Warhols Parolen; alles ist hübsch, annehmbar. „Pop Art ist erschienen, ihre Umwelt zu akzeptieren“, erklärt Roy Lichtenstein. Pop ist ein amerikanischer Mythos, meint Robert Indiana, und stellt „die beste aller möglichen Welten dar“. Solche Zitate belegen, daß die bisweilen geäußerte Deutung, Pop Art sei Kritik an der Konsumgesellschaft, falsch ist. Das Gegenteil ist richtig. Warhol sagt: „Ich versuche in keiner Weise die USA zu

kritisieren. Ich bin einverstanden mit allem, was gemacht wird.“ Solcher Ideologie erscheint jeglicher Widerstand „altmodisch und zu pessimistisch“. Willi Bongard, Wirtschaftsredakteur der *Zeit*, freut sich mit Grund: „Inzwischen ist eine Künstlergeneration herangewachsen, die sich nicht mehr als außerhalb der Gesellschaft und außerhalb des modernen Produktions- und Verteilungsprozesses stehend empfindet, sondern als ein integrierender Bestandteil unserer Gesellschaft.“

Pop Art gab es lange vor dem Ende des Tachismus. Aber erst nach einem Kurssturz an der New Yorker Börse, in dessen Folge auch die Preise für abstrakte Kunst rasch fielen und der Kunstmarkt „frische Ware“ brauchte, wurde die Pop Art „entdeckt“. Es ist mittlerweile bekannt, daß Kunstwerke wie Aktien gehandelt werden und ihren Kurswert haben. Selten aber wird der Zusammenhang von Kapital- und Kunstmarkt so offensichtlich wie hier.

Pop Art ist ein konsequentes Produkt der kapitalistischen Gesellschaft, deren Mentalität sie verdoppelt. Die Zustimmung zur Kulturindustrie, die falsches Bewußtsein erzeugt und den Konsumenten falsche Bedürfnisse suggeriert, die sie nur scheinbar befriedigt, braucht den Pop-Artisten, im Gegensatz zu den arbeitenden Massen, nicht erst abgezwungen zu werden. Sie sagen freiwillig und bewußt „ja“ zu allem, was diese versklavt: zur Konsumpropaganda, zu Groschenblatt und Illustrierte, zu Fernsehen, Comics, Stars und Supermärkten, zu Mode, Beat und Automaten.

Die Elemente dieser industriellen Kulturwaren werden zu Werken der Pop Art collagiert. Als solche richten sie sich weiterhin nach dem Prinzip der Verwertung. Kaum noch vermögen sie ihren Warencharakter zu transzendieren. Die Verkaufsanstrengung dringt ins Produkt selber ein, vergegenständlicht sich darin, prägt sein Gesicht. Der hektische Warenverschleiß der Konsumsphäre wird in den grellen Farben und Formen der Pop Art manifest. Kunst wird, indem sie sich gänzlich den verhärteten Verhältnissen anpaßt, in diese eingegliedert und „entwürdigt die Menschen noch einmal. Geistige Produkte kulturindustriellen Stils sind nicht länger *auch* Waren, sondern sind es durch und durch“ (Adorno).

Nicht daß Pop Art Kunst aus zweiter Hand ist, nicht daß sie subkulturelle Elemente adaptiert, wäre ihr vorzuwerfen, sondern daß sie es in konformistischer, den Konsum verherrlichender Weise tut. Pop ist nicht Interpretation und Reflexion von Realität, sondern deren bloße Reproduktion. Die vorgefundene Wirklichkeit wird nur präsentiert, nicht aber in ihrer Bedingtheit kritisiert, sie wird der Kritik vielmehr entzogen. Die Rezeption von Bildern der Pop Art wiederholt so nur das tägliche Konsumverhalten. Wo Bild und Wirklichkeit identisch sind, kann ein Bewußtseinsprozeß nicht in Gang kommen, dessen Voraussetzung ein Überschuß über das bloß Faktische hinaus wäre. Cola-Flaschen sind Cola-Flaschen, Suppendosen sind Suppendosen: Pop Art produziert Tautologien.

Pop ist eine der Staatskünste der kapitalistischen Welt, die optimistische Schau-
seite einer Gesellschaft, die den Vietnamkrieg führt, die die Schwarzen brutal unterdrückt, die die Individuen täglich deformiert. Die Komplizenschaft der Pop Art mit den Interessen des Kapitals wird von den meisten Künstlern nicht reflektiert. Sie insistieren statt dessen auf immanenten Formgesetzen. So hat es Pop nach Jim Dine nicht mit Ideologie, sondern nur „mit formalen Elementen zu tun“. Als wäre die Autonomie der Kunst, die es in purer Form sowieso nie gab, von der Bewußtseinsindustrie nicht endgültig beseitigt worden; als wäre Kunst nicht längst zu einem (unwesentlichen) Aspekt dieser Industrie degradiert worden und ihr dienstbar. Pop Art ist Ideologie der Herrschenden.

Trotz ihrer sozialen Korruption hat die englische und amerikanische Pop Art anfangs auch positive Folgen gehabt. Einigen hat sie die entfremdete Umwelt erst bewußt gemacht, ihnen geholfen, die Anbiederung der Kulturindustrie zu durchschauen. Die überall sich vermehrenden Epigonen haben den neuen Stil variierend wiederholt. Etwas anderes ließ der dominierende amerikanische Kunstmarkt auch gar nicht zu. So haben sich die deutschen Pop-Artisten denn zynisch zum „kapitalistischen Realismus“ bekannt.

Eine nennenswerte Untergrundliteratur im amerikanischen Sinn, wie sie etwa die Anthologie „Aoid“ präsentiert, existiert in Westdeutschland nicht. (Was wir haben, sind die politischen Flugschriften sozialistischer Gruppen.) Was als deutsche Pop-Literatur sich anbietet, ist im Gegensatz zum underground geglättet und artifizell, verhält sich zu diesem parasitär: präzise kalkulierte Kulturwaren modischer Schöngelster, nicht die spontanen Produkte vitaler Outsider. Die Trennung in hohe und niedere Kunst, die nach Ansicht der Pop-Theoretiker aufgehoben ist, besteht solange fort, wie die Klassengesellschaft fortbesteht, die eben der schichtenspezifischen Manipulation bedarf. Zwischen Pop und underground vermittelt aber ein weitgehend unpolitisches Bewußtsein.

Vagelis Tsakiridis hat die Anthologie „Super Garde“ herausgegeben, Prosa der Beat- und Pop-Generation, Informationen über das süße Leben junger deutscher Schriftsteller. Im Anhang entfesselt der Herausgeber auf Fragen im „Jasmin“-Stil wie „Welche Art Sex mögen Sie?“, „Mit welcher Frau möchten Sie gern mal?“ einen Leistungskampf um die originellsten Antworten. Im Vorwort biedert sich der nicht sehr junge Tsakiridis, als Subkultureller maskiert, bei der Jugend an, die Sprache von 17jährigen imitierend, denen er zum Konformismus rät: „Der Weg zur Freiheit führt durch den eigenen Leib.“ Und er demonstriert unbewußt, was man im Kapitalismus unter Veränderung versteht, ein formalistisches Mätzchen: „Morgen wird vielleicht alles wieder mal auf den Kopf gestellt. Morgen werden wir vielleicht Pop poP nennen.“

Die 13 Supergardisten kommen sich ungemein witzig und oppositionell vor und sind dabei völlig integriert. Sex, Haschisch, Comics, Beat — das sehen die Herrschenden gern. Qualitativ andere Wünsche äußern diese Autoren, auch die talentierteren darunter (Chotjewitz, Brinkmann, Miehe, Wondratschek) kaum. Zu-

dem ist ihre Assoziationstechnik literarisch längst epigonal. Einige produzieren konventionellen Kitsch. Fetischisierung der Jugend und Verachtung der Alten äußern sich brutal. Interessant ist, was inzwischen zum Freizeit-Hippie gemauserte Salzinger, Literaturkritiker der *Zeit*, unter Revolution versteht: „was für ne wundervolle revolution mit gitarren und sex und pot und aufhören und neinsagen und lachen ... die revolution ist ein unendlicher wundervoller orgasmus ...“ Wer Salzingers Text gelesen hat, wird das Mißtrauen verstehen, das Sozialisten, die mühsame politische Arbeit leisten, sogenannten Künstlern entgegenbringen, die utopisch von Revolution faseln und das Gegenteil meinen: „um den neuen menschen geht es den unsterblichen was weiß ich wo da die arbeitervklasse bleibt ...“ Dazu paßt der Aufruf zum Terror: „macht es gefährlich das leben in diesem staat ... schafft alles ab schlägt alles zusammen ...“ Das erinnert an die aktionistische Kunstkritik der Surrealisten und Dadaisten, die nur symbolisch Realität zerstörten und ihren Status als bürgerliche Künstler nicht ändern wollten. Der revolutionäre Gestus tritt an die Stelle revolutionärer Politik. Die Revolution wird zum Markenzeichen. Verbalanarchisten wie Salzinger verstehen sie als Happening und witzige Vernissage. Indem sie die Notwendigkeit einer Kulturrevolution proklamieren, meinen sie damit letztlich nichts anderes, als die Erweiterung ihres Marktes.

Auch das Theater hat die Elemente der Pop Art adaptiert. Diese werden von einigen sich als fortschrittlich begreifenden Regisseuren verwendet, ohne daß ihre soziale Funktion reflektiert wird. Das Theater versucht dabei lediglich zu beweisen, daß es in der Lage ist, mit der bildenden Kunst gleichzuziehen, daß es jugendlich und von morgen sein kann, daß es fähig ist, den Duft der großen weiten Welt zu vermitteln, der nichts als der Mief von gestern ist. Die der Reklame angeglichenen Konsumkunst wird, sofern sie im verstaubten Apparat des Theaters sich darstellt, von der bürgerlichen Kritik für besonders revolutionär gehalten, obgleich sie ideologisch reaktionär geblieben und ästhetisch epigonal geworden ist. Sie zeigt lediglich das, was Hortens Schaufenster und diverse Kunsthallen schon länger zeigen. Der Konsumterror und der Terror der ästhetischen Mittel bedingen einander.

Dieses Pop-Theater hat das spezifische Bildungsbewußtsein, das auf die schöne Seele orientiert ist, abgebaut. Nicht die vergleichsweise biederen Spielwarte, für welche Bühne „geistiger Raum“ ist, nicht diejenigen, die von der „Aura“ des Kunstwerks ausgehen, dessen Sensibilisierung zelebrieren, fordern heute die Kritik linker Studenten heraus, sondern gerade die Regisseure, die, indem sie eine industriegesellschaftliche Kunstideologie zumindest ansatzweise vertreten, dem fortgeschrittenen Kapitalismus dienstbar sind: die Inszenatoren des perfekten ästhetischen Genusses. Sie, die sich für progressiv halten und schon die Hand ausgestreckt haben, um sie gönnerhaft auf die Schulter des Linken zu legen, reagieren gereizt, wenn er plötzlich in ihr Theater eindringt, ihre Selbstdarstellung störend, und sie behaupten, sie verstünden das nicht.

Peter Zadek hat zuerst die Pop Art aufs Theater gebracht. Die Mittel, die Zadek in seinen Inszenierungen verwendet, um die Stücke total zu formalisieren, sind keineswegs auf ihn allein beschränkt. Beim Living Theatre gibt es, was Sprach- und Körperbehandlung betrifft, ähnliche Tendenzen. Während aber das Living Theatre, dessen Mitglieder sich als radikale Outsider verstehen, der Gewalt der Wirklichkeit mit Gewalt zu begegnen versucht, mit Terror und Meditation missionieren will, entfaltet Zadek einen pausenlosen Gag-Mechanismus. Zadek und das Living Theatre stimmen darin überein, daß sie, im Verweis auf eine nebulöse Phantasie, irrationale Wirkungen hervorrufen, die jede Reflektion verhindern. So die „Mysteries“; so Schillers „Räuber“, von Zadek zum Comic-Strip verzerrt.

Zadek hat Nachfolger gefunden: Wilfried Minks („Gewidmet: Friedrich dem Großen“, eine apolitische Revue), Bazon Brock („Unterstützuberst“) und besonders den Heidelberger Regisseur Hans Neuenfels. Neuenfels zählt zu den jungen Regisseuren, die im Theaterbetrieb schnell arriviert sind. Um frei inszenieren zu dürfen, ist er bereit, jeden Kompromiß mit dem scheinfreien System einzugehen, dessen Normen er verinnerlicht hat: „Wer etwas leistet, hat auch eine Funktion. Ich maße mir Leistung an und bin aus diesem Grund Establishment.“ Neuenfelsens Identifikation mit dem autoritären Staat äußert sich jedoch nicht nur als unreflektierte Zustimmung zum Leistungsprinzip, sondern grundsätzlich als gesellschaftliche Bewußtlosigkeit: „Auf die Frage: haben Sie ein politisches, gesellschaftliches Bewußtsein, würde ich kategorisch sagen: Nein!“ (Neuenfels im „Monat“, 2/1969.)

Dieser formalistischen Auffassung zufolge hat das Theater nichts mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu tun. Folglich können nur „theaterszenische Probleme“ relevant sein. Das Theater muß sich, fordert Neuenfels, endlich „auf seine eigentlichen Mittel besinnen“. Die ständige Erneuerung dieser Mittel, die das kapitalistische System denjenigen abzwängt, die es in Gang halten, wird von Neuenfels allein als Ausdruck der „verwandelnden“ Leistungsfähigkeit des regieführenden Individuums mißverstanden und akzeptiert. Im Theater feiert heute der Künstlertypus des 19. Jahrhunderts seine Auferstehung. Die naive Insistenz auf der „Unabhängigkeit der Kunst“ und ein kritikloses Vertrauen in die eigenen Einfälle kennzeichnen diese Avantgarde.

Vom Medienforscher Simon als „Deutschlands junges Regiegenie“ inthronisiert, von „Christ und Welt“ unfreiwillig richtig als „dekorativ gelagerter Aphorismus“ definiert, exerziert Neuenfels sein Theater der Jugend. Diese lockt er mit denselben sozialen Kennzeichnungen, mit denen sie die Reklame lockt. Sein Pop-Theater ist schick, witzig, sexy, big business, spielerisch, aufregend, funny und so weiter.

Neuenfels hat bislang die für ihn letztlich verhängnisvolle Neigung zu gesellschaftlich relevanten Stücken, deren inhaltlicher Problematik er intellektuell keineswegs gewachsen ist, nicht zu unterdrücken vermocht. Was ihm dabei in die

Hand fällt, das funktioniert er um. So wurde aus dem „Marat“ von Peter Weiss die Party im Beatschuppen, aus Edward Bonds „Gerettet“, das die Entfremdung junger Arbeiter darstellt, ein Boulevardstück; Peter Tersons „Zicke-Zacke“, gleichfalls ein Stück über die Auswirkungen der totalen Manipulation, erschien als Musical auf der Bühne; Büchners „Dantons Tod“ als psychedelisches Hippie-Fest. Mit den Hippies teilt Neuenfels die irrationale Abneigung gegen Massenbewegungen, deren mögliche Funktion und deren Verhältnis zur Intelligenz Büchner im „Danton“ reflektiert, was Neuenfels allerdings entgangen ist. Gleichwohl sind Massenszenen seine Spezialität. Wann immer er die Möglichkeit bekommt, Massen abzurichten, setzt er seine Effektivitätsästhetik rücksichtslos ein, entlockt den Schauspielern Emotionen, die er ins Publikum schleudern läßt. So will er in „Zicke-Zacke“ den latenten Faschismus von Massen manifest machen. Dazu setzt er die Terrormaschinerie sämtlicher theatralischer Mittel ein. Die Aktionen der Fußballfans werden als Sensationen aufgebaut, als Anreißer im Stil der *Bild*-Zeitung aufgemöbelt, Gewalt wird punktuell permanent innervert, nicht aber motiviert, nicht in ihren Bedingungen gezeigt. Das bewirkt die Emotionalisierung der Zuschauer, von denen spontane Zustimmung erheischt wird. Dies gleicht dem Terror, den faschistische Spektakel stets auf das unkritische Publikum ausüben: sie verhindern die Möglichkeit kritischer Stellungnahme und lassen über Ursachen und Konsequenzen im Unklaren.

Konkrete Möglichkeiten der Bewußtseinsbildung werden von diesem Theater weder gesehen noch gesucht. Wo jede rationale Vermittlung fehlt, wird der Einblick in die tatsächlichen Zusammenhänge verhindert. Die Entpolitisierung politischer Stücke erweist sich als eminent politisch. Sie ermöglicht es dem Regisseur, unter dem Deckmantel einer modisch aufgeputzten Ästhetik reaktionäre Ideologie zu verbreiten.

„Ich bin kein politischer Regisseur. Ich kann und will nicht über das aufregende Spiel einer Inszenierung hinaus denken. Übt sie dann doch politische Wirkung aus, um so besser“ (Neuenfels). Sie tut es im Interesse derjenigen, die die Macht haben. Politische Abstinenz wird zur Parteinahme, angemaßte Zweckfreiheit zu faktischer Dienstbarkeit. Der Regisseur hat alle Stücke formalisiert und scheinbar entpolitisiert, in Wirklichkeit aber durch Umfunktionierung erst politisch brauchbar gemacht im Sinn des bestehenden Systems. Er ist insofern, in seiner Bewußtlosigkeit, durchaus ein politischer Regisseur.

Der ästhetische und ideologische Terror, den das Pop-Theater ausübt, ist nur schwer zu durchschauen, weil es schick und fortschrittlich maskiert auftritt: als „rasselnder, rauschender Flug in die Pop-Welt“ (Stuttgarter Zeitung). Dieses Theater kann es sich sogar erlauben, den Konsumenten ein bestimmtes Maß an Opposition vorzuspielen, um ihnen dadurch ihre Anpassung an die Gesellschaft als oppositionellen Akt glaubhaft zu machen und zu erleichtern. Die Pop-Kultur der Beatgeneration, die genehmigte Revolte gegen antiquierte Aspekte der Kulturindustrie und gegen Moralbegriffe, die zur Unterdrückung überflüssig

geworden sind, beschleunigt die gesellschaftliche Integration, weil der Zwangscharakter der Anpassung als Befreiung mißverstanden und als Konsumfreiheit angenehm empfunden wird.

Bibliographie:

- Acid, Neue amerikanische Szene, herausgegeben von R. D. Brinkmann und R. R. Rygulla, März Verlag, Darmstadt 1969.
- Dieter Baacke, Beat — Die sprachlose Opposition, Juventa Verlag, München 1968.
- La Chienlit, Dokumente zur französischen Mai-Revolution, herausgegeben im Auftrag eines Komitees der Bewegung des 22. März, Melzer Verlag, Darmstadt 1969.
- Walter Hollstein, Der Untergrund, Luchterhand Verlag, Neuwied 1969.
- Rolf-Ulrich Kaiser, Das Buch der neuen Pop-Musik, Econ Verlag, Düsseldorf 1969.
- Heinz Ohff, Pop und die Folgen, Droste Verlag, Düsseldorf 1968.
- Subkultur Berlin, herausgegeben von H. Sander und U. Christians, März Verlag, Darmstadt 1969.
- Protestfibel, Formen einer neuen Kultur, herausgegeben von R.-U. Kaiser, Scherz Verlag, München 1968.
- Jochim Schickel, China: Die Revolution der Literatur, Hanser Verlag, München 1969.
- Super Garde, Prosa der Beat- und Pop-Generation, herausgegeben von Vagelis Tsakiridis, Droste Verlag, Düsseldorf 1969.

Wilfried von Bredow Zwischen Kitsch und Krise

Vorstudien zum westdeutschen Film der 60er Jahre

I.

Alle Beteiligten pflegen ihm nachzutraumern — dem Weltniveau des deutschen Films vor 1933. Die etwas genauer Bescheid wissen, raunen sich Namen zu: Murnau, Mayer, Lang, Lubitsch usw. Der Rückblick auf diese Zeiten stimmt melancholisch, wobei man allerdings meist vergißt, daß auch damals Filme mit Henny Porten, mit Willy Fritsch und Lilian Harvey weitaus „publikumswirksamer“ waren¹ als z. B. „Der müde Tod“ von Fritz Lang. Und Siegfried Kracauers vielzitierte und leider wohl nur selten intensiv gelesene Studie über die Geschichte des deutschen Films in der Weimarer Republik² kommt ja auch zu dem Schluß, daß die damals produzierten Filme an der „seelischen Rückbildung“ der deutschen Bevölkerung durchaus beteiligt waren. Läßt man Kracauers etwas seltsam anmutende Vorstellungen über die Ursachen des Sieges des Nationalsozialismus einmal beiseite (der Name des Chefs der UFA, Alfred Hugenberg, fällt nur einmal in seinem Buch), so bleibt dennoch seine bemerkenswerte Einsicht, daß bis auf wenige Ausnahmen³ der deutsche Film dieser Zeit die Bevölkerung eingelullt und ihre politische Wachsamkeit eingeschläfert hat. Obwohl der glänzende Erfolg des sowjetrussischen Films dieser Jahre auch und gerade in Deutschland darauf hindeutete, daß wirksame und dem Medium adäquate Filmkunst politisch links engagiert zu sein habe, ließen sich die deutschen Filmkünstler mehr oder weniger widerstandslos von der politischen Zensur und der wirtschaftlichen Macht der herrschenden deutschnational argumentierenden Reaktion dazu bringen, daß ihre Filme zu Propagandaträgern der Herrschenden wurden. Die nationalsozialistische Machtergreifung brachte denn auch in das Gefüge von Filmkunst und -industrie kaum schwerwiegende Veränderungen. Die Perfektionierung des Films als Medium der Propaganda erreichte in der Zeit von 1933 bis 1945 allerdings ihren Höhepunkt — eine grundlegende Untersuchung darüber liegt leider noch nicht vor⁴, obwohl erst sie der Tatsache ihre richtige Bedeutung geben wird, daß die personelle und ideelle Kontinuität zwischen dem nationalsozialistischen und dem westdeutschen Nachkriegsfilm nahezu bruchlos war.

Dieses ‚nahezu‘ ist einigen Filmen zu verdanken, die zwischen 1946 und 1948 in den damaligen Besatzungszonen Deutschlands produziert wurden. Zwar dominierten bereits zu dieser Zeit Filme, die auf ebenso unehrliche wie den Traditionen deutschen Obrigkeitsstaats-Denkens verhafteten Weise dem Publikum anboten, Vergangenheit und Gegenwart zu ‚bewältigen‘. Eine mit den Methoden der Inhaltsanalyse arbeitende Untersuchung über den deutschen Spielfilm dieser Jahre kommt denn auch zu der Schlußfolgerung: „Die Inhalte vieler Nachkriegsfilme bezeugen die Ohnmacht des Individuums gegenüber den Zeitverhältnissen (den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten in Gegenwart und Vergangenheit), die Konzentration der menschlichen Interessen auf den privaten Bereich, den Optimismus im Hinblick auf die Lösung aller privaten Probleme, eine spezielle Glückserwartung nicht so sehr aufgrund eigener Initiative als vielmehr aufgrund zwischenmenschlicher Solidarität und besonders aufgrund des Waltens einer überirdischen Macht, die die Geschicke der Menschen bestimmt.“⁵ Die wenigen Ansätze zu einem zeitbezogenen, auch formal selbstbewußteren Film, etwa bei Wolfgang Staudtes „Die Mörder sind unter uns“, 1946, wurden zudem in den Westzonen überlagert und erstickt von einer Riesenwelle nordamerikanischer Liebes- und Abenteuerfilme, die oft ein Vielfaches von dem einspielten, was deutsche Filme an finanziellen Erfolgen aufweisen konnten. Diesem „Trend“ schloß sich die westdeutsche Filmindustrie nach 1949 zunächst an: es wurde viel und billig produziert, meist flachste Unterhaltung, dem Anspruch nach eine unpolitische Limonade. Wer aber die Filme machte, das waren die alten Kämpen aus der Zeit vor 1945. Während nämlich in anderen Künsten wenigstens der Versuch unternommen wurde, nationalsozialistische „Kunst“ und ihre Protagonisten aus dem Kunstbetrieb herauszunehmen, war beim Film alles ganz anders. „Die personale Verflechtung zwischen den Schöpfern des NS-Films und des westdeutschen Nachkriegsfilms ist so stark, daß man ohne Übertreibung von einer kontinuierlichen Fortführung des Films im Dritten Reich in Westdeutschland sprechen kann.“⁶ Zum Beweis dieser Aussage fügt ihr Autor eine mehrere Seiten umfassende eng bedruckte Liste mit Namen von Filmern bei, die diese Kontinuität verkörperten. Man findet dort fast ausnahmslos jeden Regisseur und jeden älteren Darsteller verzeichnet, die das Profil des westdeutschen Films der fünfziger Jahre bestimmt haben. Dasselbe gilt für die formalen und inhaltlichen Aspekte der Filme. Es ist alles erhalten geblieben: „die Heimatfilme, die Melodramen, der Antikommunismus, die Verehrung autoritärer Persönlichkeiten und Systeme, die Liebe zur deutschen Wehrmacht, die Betonung des deutschen Gemüts und der billige Verwechslungs- und Bauernschwank; selbst den Arztfilm gab es bereits im Dritten Reich. (...) Der Eindruck der Kontinuität wird dadurch verstärkt, daß etwa 90 Prozent der Filme der NS-Zeit Unterhaltungsfilme waren, deren Inhalt nicht aktuell politisch war.“⁷ Schon der letzte Satz dieses Zitats weist mit Nachdruck darauf hin, daß der Film als Propaganda-Instrument für politische und sozialpolitische Ziele durchaus

nicht mit aktuellen politischen Inhalten operieren muß. Gerade die indirekte Beeinflussung von Norm- und Wertvorstellungen verlangt vielmehr Verschleierung, Kostümierung. Daß „unpolitische“ Filme politisch brisant sein können, ist nicht mehr als eine logische Folgerung daraus.

Betrachtet man die westdeutsche Filmproduktion der fünfziger Jahre, so fällt ins Auge, daß vor allem zwei Gattungen in ihr das Feld beherrschten, nämlich der Heimatfilm und der Militärfilm. Über die Gründe der Erfolge des Heimatfilms brauchen nicht viele Worte verloren zu werden; sie reflektieren recht präzise die Vorstellungen einer heilen Welt und einer reinen Natur, welche in die Köpfe der hart um den Wiederaufbau kämpfenden Bevölkerung projiziert waren, um ihnen die ausreichende Ration an Höherem und Schönerem zu vermitteln. Bereits die höfische Variante der Heimatfilme („Sissi“ usw.) stellte den Bezug zur aktuellen Politik her, wenn auch in ebenso naiver wie eindringlich-vergangenheitsbezogener Art: ging es doch um ihre ach so menschlichen Aspekte. Politik war hier ein Patriarchen-Geschäft.

Auch in der Bundesrepublik war die Politik ein Geschäft der Patriarchen. Zu ihrem höheren Ruhm wurden Filme wie „Stresemann“ produziert, in denen autoritäre (aber natürlich auch gütige) Persönlichkeiten das Volk zu dessen Nutz und Frommen führen und sich selbst dabei nicht schonen. Das Hauptgewicht westdeutscher Politik lag nun aber nicht auf dem Ziel der Wiedervereinigung Deutschlands, wie immer gesagt wurde, sondern auf dem der bedingungslosen Einordnung der Bundesrepublik in das westliche Militärbündnis. Deshalb wurde zu einer der wichtigsten Voraussetzung dieser Politik die Remilitarisierung der Bundesrepublik. „Die Datierung der Bundeswehrpolitik und die Rehabilitierung des Soldatenheros und des unbedingten Gehorsams (im Film) sind nicht die einzigen Entsprechungen. Die filmische Aufbereitung wurde zur Vorbereitung der politischen Intentionen.“⁸ Tatsächlich kann man sehr gut verfolgen, wie im deutschen Film der fünfziger Jahre quantitativ und ideologisch die Problematik Militär/Gesellschaft in den Vordergrund rückt. Es ist bezeichnend, daß sich die Zahl der in der Bundesrepublik gezeigten Kriegsfilme von 1952 bis 1958 vervierfacht hat.⁹ Diese Welle begann mit Filmen, welche die lustigen Soldatenstreiche als echte Männer-Erlebnisse in den Vordergrund des Militärischen rückten (Mikosch rückt ein, 1951); in anderen Filmen wurde der Krieg als ein faires, sportliches Spiel für harte, aber irgendwie jugenhaft gebliebene Männer geschildert. Beliebt im westdeutschen Film wurde die Unterscheidung in „böse“ Nationalsozialisten und „gute“ Wehrmachtsangehörige. Am raffiniertesten erscheinen in diesem Zusammenhang Filme, die Kritik vortäuschen, um dann aber doch das Kritisierte als Einzelfall inmitten einer ansonsten erfreulichen Entwicklung hinzustellen — Beispiel dafür sind die Filme der O/8/15-Serie.

Eine Gesamtbeurteilung des westdeutschen Films der fünfziger Jahre kann sich des Hinweises von Urs Jenny bedienen: sie, die gezeigten Filme, „waren (mit verschwindend wenigen, fast wirkungslosen Ausnahmen) darauf angelegt, das

Bewußtsein ihrer Zuschauer — das ästhetische sowohl wie das politische — lahmzulegen, verkümmern zu lassen; und in den besten Zeiten waren Bund und Länder durch ihre Finanzbürgschaft höchst aktiv daran beteiligt.“¹⁰

Zu Beginn der sechziger Jahre gab es die Quittung: die Krise des westdeutschen Films, die schon lange ein bandwurmartiges Dasein im Bauch der Industrie geführt hatte, trat nunmehr auch äußerlich in Erscheinung. Die Kinos buchten immer weniger Besucher; Produktions- und Verleihfirmen mußten sich auflösen. Besonders penibel erschien der Zusammenbruch der gerade wiederbelebten UFA. Es ist kein Zufall, daß der offene Ausbruch dieser Krise zeitlich ziemlich genau mit einer Reihe von politischen Ereignissen zusammenfiel, die deutlich machten, daß auch die bisherige Politik Adenauers vor ihrem Scheitern stand. Vor allem die Berlin-Krise 1961 führte zu einer „Entzauberung“ (Karl Dietrich Bracher) dieser Politik. „Die künstlerische Bedeutungslosigkeit des deutschen Films spiegelt die politische und soziale Lethargie der Bundesrepublik in erschreckender Deutlichkeit wider“, schrieb Walther Schmieding.¹¹ Es war dieselbe Lethargie, die die Ruhrkrise verschleppte, die die Bauern immer weiter mit teuren Subventionen vertröstete. Nur immer dann schlug sie um in hektische Betriebsamkeit, wenn man — wie zu Beginn der fünfziger Jahre — mit dem Medium Film ganz bestimmte politische Zwecke verfolgte.

So schien 1961 der westdeutsche Film am Ende zu sein. Allerdings war von vornherein abzusehen, daß die Filmindustrie vom wirtschaftlichen und ideologischen Blickwinkel her auch nach ihrem Bankrott interessant bleiben würde: mittels staatlicher Eingriffe würde es nach einer Gesundschimpfung schon gelingen, wieder gut zu verdienen. Auf der Ebene des kommerziellen Films gelang dies einigermaßen mit den Serien nach Romanverlagen von Karl May und Edgar Wallace und mit dem kräftigen Ausnutzen der Sex-Welle. Über diese Filme urteilt Lothar Hack: „Der bundesdeutsche Gegenwartsfilm drückt in vielen seiner Motive und Verfahrensweisen ein Maß an Infantilismus aus, das einen zögern läßt, Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der BRD zu ziehen.“¹²

Auf der anderen Seite dieser Entwicklung schien sich jedoch seit 1961 etwas anzubahnen, was man etwas vorschnell als die Wiedergeburt des künstlerisch interessanten deutschen Films westlicher Provenienz zu bezeichnen begann. Die Voraussetzungen für das selbstbewußte Auftreten einer Reihe von jungen Filmemachern, das sich zunächst nur rhetorisch zu artikulieren vermochte, sind nicht ganz einfach aufzuzählen. Ordnet man sie zunächst ein in gesamtgesellschaftliche Vorgänge, so muß wiederum auf das Scheitern der westdeutschen Politik verwiesen werden, das besonders der jungen Generation deutlich wurde. Seit Beginn der sechziger Jahre verbreitete sich hier das, was gern „Staatsverdrossenheit“ genannt wird, hauptsächlich aber eine zunehmende kritische Distanz zur herrschenden Politik bedeutet. Hand in Hand damit ging auf der Ebene der Kulturentwicklung ein kräftiger Anstieg des Interesses für das Medium Film,

einmal herrührend von Anstößen aus dem Ausland (die „Nouvelle vague“ in Frankreich, das britische sozialkritisch engagierte Kino, Filme aus Polen), dann aber auch wegen der Möglichkeiten, die diese neue „Kunst“ zu bieten schien und die weitaus faszinierender, weil vielfältiger waren, als man sich lange Zeit vorgestellt hatte. Große Verdienste um die aufkeimende „Film-Kultur“ in der Bundesrepublik erwarben sich die Filmclubs, die vor allem in den Universitätsstädten einem wachsenden Kreis Filminteressierter (sie nennen sich gern Cinéasten) ein Filmangebot unterbreiten konnten, zu dem sich die „normalen“ Kinobesitzer nicht in der Lage sahen, weil sie von den großen Verleihfirmen mehr oder weniger abhängig waren. Große Verdienste erwarb sich ferner die Zeitschrift „Filmkritik“. Ihre Herausgeber, Enno Patalas und Wilfried Berghahn, wuchsen ungefähr seit 1960 immer mehr in die Rolle der „grand old men“ einer ernst zu nehmenden westdeutschen Filmkritiker-Schule heran. Denn bis dahin hatte es im Grunde kaum seriöse Filmkritik in der Bundesrepublik gegeben. Das Feld beherrschten opportunistische und ästhetisch ahnungslose „Kulturjournalisten“ wie Friedrich Luft oder Karl Korn; schrieben diese für die großen, überregionalen Zeitungen, so brachten die Provinz-Zeitungen meist nur Kurzkritiken von Volontären, die mit Filmkritik nichts mehr zu tun hatten. Die „Filmkritik“ und ihre Mitarbeiter fühlten sich zunächst einer Methode der kritischen Filmbetrachtung verpflichtet, die mit soziologischen und sozialpsychologischen Kriterien operierte. Adorno, Kracauer und ein bißchen Benjamin galten ihnen als Vorbilder. Von ihnen übernahmen sie die Dynamik ihrer ideologiekritischen Feldzüge, die Vitalität ihrer Angriffe auf verschleierte politische und gesellschaftspolitische Tendenzen im Film, leider aber auch oft genug die Kompliziertheit der Formulierungen (insbesondere von Adorno) und den Hang zu einem elitären Bewußtsein, das den Sprung von der Theorie zur Praxis zu einem Hüpfen auf der Stelle werden ließ. In den älteren Jahrgängen der „Filmkritik“ (bis etwa 1965/66) sind es weniger die Einzelkritiken, die heute noch faszinieren, vielmehr längere Aufsätze über den Zusammenhang zwischen Filmkunst und Politik, Ideologie und Gesellschaft. Die frühen Mitarbeiter der „Filmkritik“ zeigten sich als findige Rechercheure im Aufweisen solcher Interdependenzen¹³, und es ist zu bedauern, daß in den letzten Jahren der Kurs dieser Zeitschrift so weitgehend gewechselt wurde. (Ich komme darauf zurück.)

Im Ausland ist die Zahl der Filmzeitschriften, die ihren Gegenstand ästhetisch und sozial ernst nehmen, sehr hoch. In der Bundesrepublik war „Filmkritik“ ein Pionier auf diesem Gebiet; für einige Zeit gewissermaßen ein kritisches Instrument für ein Objekt, das es noch gar nicht gab. Denn was hier theoretisch-normativ und anhand von Filmen gefordert und auf ästhetische und politische Ergiebigkeit überprüft wurde, war die Auseinandersetzung des Films mit der Wirklichkeit. Diese aber fand im westdeutschen Film selbst keineswegs statt. Wie wir sahen, ist ein ähnlicher Fall von Wirklichkeitsverlust in der Politik der Bundesregierung zu konstatieren gewesen. Und auf der ökonomischen Ebene,

auf der im Bereich der Filmwirtschaft oft genug noch nach Methoden des vor-monopolistischen Kapitalismus gekämpft wurde, ging es bergab. Das ergab eine günstige Konstellation für alle diejenigen, die einem „Neuanfang“ das Wort redeten. Mit viel Schwung und Publicity versuchten dies eine Reihe von Jungfilmern mit dem „Oberhausener Manifest“, unter ihnen Herbert Vesely, Haro Senft, Franz-Josef Spieker, Peter Schamoni, Edgar Reitz, Alexander Kluge und Rob Houwer: „Der Zusammenbruch des konventionellen deutschen Films entzieht einer von uns abgelehnten Geisteshaltung endlich den wirtschaftlichen Boden. Dadurch hat der neue Film die Chance lebendig zu werden. Deutsche Kurzfilme von jungen Autoren, Regisseuren und Produzenten erhielten in den letzten Jahren eine große Zahl von Preisen auf internationalen Festivals und fanden Anerkennung der internationalen Kritik. Diese Arbeiten und ihre Erfolge zeigen, daß die Zukunft des deutschen Films bei denen liegt, die bewiesen haben, daß sie eine neue Sprache des Films sprechen. Wie in anderen Ländern, so ist auch in Deutschland der Kurzfilm Schule und Experimentierfeld des Spielfilms geworden. Wir erklären unseren Anspruch, den neuen Spielfilm zu schaffen. Dieser neue Film braucht neue Freiheiten. Freiheit von den branchenüblichen Konventionen. Freiheit von der Beeinflussung durch kommerzielle Partner. Freiheit von der Bevormundung durch Interessengruppen. Wir haben von der Produktion des neuen deutschen Films konkrete, geistige, formale und wirtschaftliche Vorstellungen. Wir sind gemeinsam bereit, wirtschaftliche Risiken zu tragen. Der alte Film ist tot. Wir glauben an den neuen.“¹⁴

Es ist heute im Rückblick ziemlich schwer, sich das zwiespältige und in seinen Pro- und Contrapositionen verzerrte Echo zu vergegenwärtigen. Von der Presse und den direkten Adressaten wurde das „Oberhausener Manifest“ mit schulterklopfender Ironie kommentiert, weder in seinem Selbstverständnis noch in seiner objektiven Bedeutung ernst genommen. Unter den Cineasten andererseits breitete sich ein Mythos aus: der Mythos vom Vaternord an Papas Kino. Alles würde demnächst besser werden, weil sich alles ändern würde. Die Beteiligten selbst woben an diesem Mythos mit, sicherlich meist unbewußt. Dabei läßt sich der Inhalt des „Oberhausener Manifestes“, das die Zusammenhänge von Film und Gesellschaft mit keinem Wort erwähnt, in dürren Worten wiedergeben: die Geldgeber sollen den jungen Leuten mehr Geld geben. „Der damalige Kampf sieht sich heute wie ein Schlagabtausch zweier Generationen an: ein Faustschlag auf den Tisch im Familienkreis verbunden mit der Forderung nach höherem Taschengeld.“¹⁵ In einer Umfrage der Schweizer Zeitschrift „Cinema“ über die Überwindung der Krise des westdeutschen Films findet sich denn auch in fast jeder Antwort aus dem Kreis der Sympathisanten die stereotype Redewendung: „Die jüngere Generation muß größere Chancen erhalten, neue Themen und Stile gefunden werden, die Produktionskosten sinken.“¹⁶ Es ist heute leicht einzusehen, daß die Unterzeichner des „Oberhausener Manifestes“ mit viel Aufwand nicht mehr taten, als für sich selbst ein Stück vom

großen Kuchen zu fordern. Fatal war, daß ein Teil von ihnen selbst und fast alle Cineasten in der Bundesrepublik dies nicht erkannten. Nur so ist es zu erklären, daß Illusionen über den „jungen deutschen Film“ aufgebaut wurden, die zu überwinden für manche ein schmerzvoller Prozeß wurde.¹⁷

II.

*Die Filme eines Volkes spiegeln
seine Denkart unmittelbar wider
als andere Ausdrucksmittel.*

Siegfried Kracauer

Der erste Ansatz zur Erneuerung des westdeutschen Films erwies sich als wenig fruchtbar: Veselys Film „Das Brot der frühen Jahre“ (nach einer Vorlage von Heinrich Böll) scheiterte sowohl künstlerisch als auch finanziell. Die Kommentare darüber waren günstigenfalls enttäuscht und melancholisch, meist aber hämisch. Der zweite Start der Jungfilmer gelang besser: In der Saison 1965/66 liefen in der Bundesrepublik die ersten Filme von Volker Schlöndorff, von den Brüdern Schamoni und von Alexander Kluge an. Vor allem Schlöndorffs „Törlösch“ und Kluges „Abschied von gestern“ erregten Aufsehen, nicht zuletzt im Ausland. Der Bann war gebrochen. Von nun an war es für Jungfilmer verhältnismäßig einfach, einen Geldgeber für die Realisierung ihrer Projekte zu finden. Die Zahl der Produktionen des „jungen deutschen Films“ hat inzwischen fünfzig überschritten und es finden sich nicht wenige darunter, die kommerziell höchst erfolgreich waren.

Wir wollen nicht jeden dieser Filme analysieren; wichtiger erscheint zunächst eine Orientierung über ästhetische und ideologische Tendenzen, die jene Produktionen bestimmen. Vorab ist jedoch noch einmal auf den Zusammenhang hinzuweisen, der den „Durchbruch“ des jungen westdeutschen Films umrahmt: er ist von künstlerischen und kapitalistischen Ambitionen gekennzeichnet. An anderer Stelle werden wir anhand einzelner Filmer deutlich erkennen, wie sich solche Ambitionen subjektiv miteinander vereinbaren lassen. Hier geht es um den gesellschaftlichen Rahmen. Gewiß haben jene Kritiker recht, die, wie etwa Wolfram Schütte, feststellen: „Die Entscheidung für oder gegen die grundsätzliche Existenz des jungen Films in der Bundesrepublik lag, ungeachtet seiner künstlerischen und politischen Substanz, vorab bei der Kasse.“¹⁸ Daraus scheint logisch zu folgen: „Film jedoch ist durch seine hohen Herstellungskosten und seine Verbreitungsweise ein so stark an etablierte Systeme gebundenes Medium, daß radikale Kritik an der Gesellschaft, radikaler Protest gegen das Bestehende sich in ihm kaum formulieren können.“¹⁹ Aber heißt das, es gehe für die Filmemacher nur darum, Produktionen auf den Markt zu bringen, die das Bestehende

nur bestätigen? Natürlich, wenn der Film sich lediglich als Traumfabrik begreift, dem Publikum zwei „schöne Stunden“ bereiten will, es aus der Realität entführen möchte — dann wird das „Bestehende“ schon allein deswegen nicht kritisiert, weil es umgangen wird. Wie aber steht es bei einem Film, der gesellschaftliche Wirklichkeit in seine Darstellung miteinbezieht? Eine Darstellung, „die, was sie darstellt, nicht als veränderbar darstellt, verdoppelt nur die schlechte Gegenwart, die sie duldet und unterstützt.“²⁰ Hier also gibt es doch offensichtlich Möglichkeiten zur Kritik. Diese Möglichkeiten zu leugnen, ist ebenso verfehlt wie die Annahme, daß mittels der Filmkunst allein gesellschaftliche Zustände radikal verändert werden können. (Solche „kulturrevolutionären“ Euphorien wurden übrigens überzeugend als Geschwätz entlarvt, als mit den französischen Mai-Unruhen der vorgebliche Revolutionsfilm Godards „La chinoise“ von der Wirklichkeit überholt wurde.) Wir fragen: welche Ansatzpunkte für eine Kritik gibt es, wen muß man ansprechen, wie weit kann sie gehen, um dem Publikum verständlich und nachvollziehbar zu sein? Offenbar kann ein kritisch orientierter Film die konkrete soziale und politische Umwelt seines Publikums nicht einfach ignorieren. Wie sah das 1966 in der BRD aus?

Die zunehmende Unfähigkeit der Regierung, bestimmte Teile der Bevölkerung für sich und ihre Politik zu gewinnen, traf sich mit einem kinosoziologischen Phänomen, das hier nur konstatiert, nicht näher erläutert zu werden braucht — dem Phänomen nämlich, daß das Durchschnittsalter der Kinobesucher in den letzten Jahren erheblich gesunken ist. Teens und Twens aus allen Schichten der Bevölkerung, vor allem aber aus denen des Kleinbürgertums, gehören heute viel mehr zur Stammkundschaft der Filmtheater als die Generation der Vierzig- bis Sechzigjährigen. So falsch es ist, politisch und wirtschaftlich begründete Widersprüche auf Konflikte zwischen den Generationen zurückzuführen, so sehr frappiert doch, daß gerade dieser Aspekt sowohl bei den Filmemachern wie bei ihrem Publikum im Vordergrund steht. Man machte sich gewiß falsche Vorstellungen, hielte man das generelle „Unbehagen“ der jungen Generation für politisch artikuliert. Nach einer Umfrage über das Konsumverhalten junger Leute gehört zum Selbstverständnis dieser Generation zunächst, daß man kameradschaftlich und gut gepflegt ist, daß man über Autos Bescheid weiß. Erst an 16. Stelle wird genannt: aktives Interesse an politischen Entwicklungen.²¹ Auf der anderen Seite verfügen diese jungen Leute jährlich über eine Kaufkraft von 20 Milliarden Deutscher Mark. Man darf sich nicht vorstellen, daß dieses Geld unter all den Angesprochenen auch nur annähernd gleichmäßig verteilt wäre.

Fassen wir zusammen: die Verdrossenheit über die politische und gesellschaftliche Entwicklung in unserem Lande findet sich besonders häufig unter Jugendlichen; nur ein geringer Teil davon ist in der Lage, dieses Gefühl rational zu formulieren und auf seine Ursachen hin zu untersuchen. Diese Generation verfügt aber auch über beträchtliche Beträge, die für Konsum benutzt werden. Die mittlerweile ins Riesige gewachsene Jugend-Industrie verfolgt somit einen doppelten Zweck:

einmal läßt sich an der Jugend gut verdienen, zum andern werden ihr Unbehagen und ihre Kritikfreudigkeit abgelenkt und auf ein Feld gewendet, wo sie politisch unschädlich bleiben. Die von vielen Soziologen konstatierte „Jugendkultur“ mit Beat-Musik, Boutiquen-Mode, Comics und Pop wird auf diese Weise zu einer Hilfskonstruktion zur Abstützung des Bestehenden. Eine Riesenkrake zieht den jungen Leuten das Geld aus der Tasche, das sie oft genug auch noch sauer verdient haben. Ein geschickt funktionierendes System verkauft weiter Non-Konformismus und billige Verachtung für die „Welt der Erwachsenen“ — aber der Protest bleibt harmlos, wenn er unpolitisch bleibt. Und er bleibt auch dann unpolitisch, wenn er sich, weil's chic ist, politischer Begriffe und Phrasen bedient. (Wie bewußt diese Manipulation erfolgt, beweist die Zeitschrift „Twen“.)

Daß es schwierig ist, innerhalb der gegebenen politischen und ökonomischen Ordnung Filme herzustellen und zu verbreiten, die eben diese Ordnung als veränderungswürdig hinstellen, das versteht sich von selbst. Aber prinzipiell unmöglich, wie Urs Jenny meint, ist es durchaus nicht. Einzelne Filme des Free Cinema aus England, René Allios „Die unwürdige Greisin“ oder der eine oder andere Film von Pasolini, Antonioni, Resnais scheinen mir das Gegenteil schlüssig zu beweisen. Allerdings hat man dort versucht, der Wirklichkeit nicht einfach aus dem Weg zu gehen.

Angesichts der oben geschilderten Konstellation standen die Jungfilmer vor der Alternative, sich entweder in den Dienst dieser Konsumkultur für die Jugend zu stellen oder deren politische und soziale Funktion aufzudecken. In seiner Prognose für die weitere Entwicklung des jungen westdeutschen Films heißt es in diesem Sinne bei Wolfram Schütte: „Der junge Film in der Bundesrepublik wird ein politischer, analytischer, reflektierender Film sein — oder einer, der nicht der Rede wert ist.“²² Nun, der Rede (oder besser: der Gegenrede) wert sind Filme wie „Jet-Generation“ von Eckhart Schmidt oder „Engelchen oder die Jungfrau von Bamberg“ von Marran Gosov schon, auch wenn sie wahrlich nicht analytisch oder reflektiert sind. Aber eine politisch relevante Wirkung haben auch sie. In der Tat, so wie sich der westdeutsche Film schon immer gern dazu hergegeben hat, Verhüllungskampagnen, Ablenkungsmanöver und versteckte ideologische Aufrüstungen zu unterstützen, so, sieht man von einigen Ausnahmen ab, haben auch die Jungfilmer entweder naiv oder zynisch, entweder unbewußt oder mit der simplen Absicht, ein „schönes Leben“ zu führen, entweder voll politischer Ignoranz oder aus Resignation nichts anderes getan, als dem Filmpublikum Anpassungshilfen zu geben für eine Wirklichkeit, die zu verändern die Mehrheit unseres Volkes aufgerufen ist. Die Mechanismen der Verführung und des Selbstbetrugs, die im jungen Film der Bundesrepublik verwendet werden, sind zum Teil neu. Vielleicht liegt es daran, daß sie oft nicht durchschaut wurden.

Von Anfang an gab es Indizien für die politische Harmlosigkeit oder gar obrig-

keitliche Botmäßigkeit der Jungfilmer. Mit Recht weist Urs Jenny darauf hin, daß das kulturpolitische Konzept, das dem „jungen deutschen Film“ zu seinem zweiten Start verholfen hat, von Anbeginn an höchst opportunistisch war.²³ Alexander Kluge, der für dieses kulturpolitische Konzept auf seiten der Jungfilmer hauptsächlich verantwortlich zeichnet, leistete sich z. B. die Naivität, die Tatsache der Bildung einer CDU/CSU/SPD-Koalition als eine „Chance für die Filmpolitik“²⁴ zu interpretieren. Über das schwerwiegende Ergebnis dieser Chance, das Filmförderungsgesetz, wird noch zu reden sein. Aber auch eine andere Konsequenz hat das andauernde Antichambrieren der „Diplomaten“ unter den Jungfilmern in Bonn gehabt: zwar wird der „junge deutsche Film“ mit Staatsgeldern kräftig gefördert, aber seither hat sich auch die stillschweigende Übereinstimmung herausgebildet, „daß alles, was den Film angeht, vom Bund wahrgenommen werden soll.“²⁵ Die stillschweigende Übernahme dieser Kompetenz gerade zu einer Zeit, in der eine allgemeine Zentralisierungswelle durch die Bundesrepublik rollt, verweist wieder einmal auf den gesamtgesellschaftlichen und gesamtpolitischen Zusammenhang.

III.

Man kann heute nicht mehr neutral bleiben und man kann sich nicht darauf hinausreden, daß es ja die anderen sind, die einen zum Politikum machen.

Werner Herzog

Ich möchte angenehm leben, und das kann man mit Filmemachen, vorausgesetzt, man hat Erfolg.

Roger Fritz

Vor die Alternative gestellt, sich für oder gegen eine Darstellung von Wirklichkeit zu entscheiden, wählten die meisten der Jungfilmer den einfacheren Weg: ihre Filme wurden Fluchtwege. Das große Angebot an Realität beachteten sie nicht: die DDR existiert für sie ebensowenig wie für die alte Garde der Filmemacher vom Schlage eines Thiele oder Weidenmann, ebensowenig wie für Kiesinger und Barzel. Der Zusammenstoß mit der Autorität spielt sich für ihre Protagonisten in einem abstrakten Generationskonflikt ab, Notstandsgesetze gibt's im jungen deutschen Film nicht, die NPD auch nicht. Der Arbeitstag einer Industriearbeiterin, die Probleme eines Soldaten oder eines Kriegsdienstverweigerers — nichts davon; einige wenige Versuche zum Einfangen von Wirklichkeit, auch wenn sie manchmal nur wenig gescheitert sind, ändern das Bild nicht.

Nicht unwichtig scheint mir der Hinweis darauf zu sein, daß die ersten Filme des „zweiten Anlaufs“ durchaus die Problematik in den Griff zu bekommen suchten, die hauptsächlich aus der Spannung zwischen der äußeren Position besteht, in der sich die Filmemacher befinden und der in ihrem Film gebotenen Widerspiegelung jener Position. Ich spreche von Jean-Marie Straubs „Nicht versöhnt“, von Volker Schlöndorffs „Törless“ und von Alexander Kluges „Abschied von gestern“. Mit ganz erheblichen Einschränkungen mag dies auch noch für „Es“ und „Schonzeit für Füchse“ von den Gebrüdern Schamoni gelten, wenngleich deren folgende Filme die Oberflächlichkeit ihrer Regisseure offenbarten. Vergleichbare Anstrengungen unternahmen auch Theodor Kotulla in seinem Film „Bis zum happy-end“ und das Team Strobel/Tichawsky in „Eine Ehe“. Auch Edgar Reitz' „Mahlzeiten“, Christian Rischerts „Kopfstand, Madam“ und Franz-Josef Spiekers „Wilder Reiter GmbH“ gehören wohl noch in diese Kategorie. Von den jüngsten Produktionen der westdeutschen Filme kann allenfalls Peter Fleischmanns „Jagdscenen aus Niederbayern“ den Anspruch erheben, sehenswert zu sein, obgleich dieser Film wegen der Verständnislosigkeit des Regisseurs für das von ihm gefilmte soziale Milieu letztlich mißlungen ist. Gegenüber der Masse der Produktionen des „jungen deutschen Films“ stellen diese Filme eine verschwindende Minderheit dar. Filmere wie Lemke, May Spils, Eckhart Schmidt, George Moorse, Marran Gosov, Roger Fritz und Rudolf Thome, um nur einige zu nennen, interessieren sich gar nicht erst für politische und soziale Wirklichkeit. Entweder verharren sie in einer selbstgefälligen Außenseiterposition oder sie unterstützen in aller Offenheit die grassierenden „Wellen“ (Kinokult, Jugendkult, Kommerzkult, Sexualkult) oder sie sind einfach nur dumm, langweilig und krampfhaft frivol wie etwa Schamoni mit „Quartett im Bett“.

Diese Übersicht ist so deprimierend wie der Tatbestand selbst. Das sollte im folgenden nicht vergessen werden, wenn bei der Besprechung einzelner Filme differenzierter geurteilt wird: muß man nämlich bei solch genauerem Hinsehen etwa doch zwischen dem ‚gelungenen‘ „48 Stunden bis Acapulco“ und dem ‚ganz und gar nicht gelungenen‘ „Negresco“ unterscheiden, so ist für eine allgemeine Betrachtung der Produktion westdeutscher Jungfilmer schließlich nur der Hinweis relevant, daß beide Lemke-Filme einem esoterischen Kino-Eskapismus frönen, einem Narzismus des Kinokenners, zwar modernistisch drapiert, aber reaktionär sind. Daß der eine „besser reaktionär“ ist als der andere, kann nur beiläufig interessieren. Dennoch wollen wir versuchen, auch hierfür ästhetische Kategorien zu benutzen. Und das aus zwei Gründen: Einmal lassen sich auf dem Felde der Kunstkritik (und Filmkritik ist Kunstkritik, wobei man nicht vergessen darf, daß der Begriff „Kunst“ im Augenblick einen Bedeutungswandel durchzumachen scheint, den nicht zuletzt der Film in Gang gesetzt hat) soziologische, politologische und ästhetische Kategorien nicht getrennt anwenden. Zum anderen sollte man den heute in der westdeutschen Filmkritik herrschen-

den Tendenzen zur Verabsolutierung des Ästhetischen nicht dadurch entgegenkommen, daß man einfach die entgegengesetzte Extremposition, etwa die Verabsolutierung des Politischen, postuliert.

Konfrontation mit der Wirklichkeit gab es durchaus in einem der ersten erfolgreichen Filme des „jungen deutschen Films“, in Volker Schlöndorffs Musil-Verfilmung „Der junge Törless“. Mit finanzieller Unterstützung von Louis Malle, dessen Assistent Schlöndorff einige Zeit gewesen war, wurde hier versucht, ein Stück Vergangenheit so zu rekonstruieren, daß man in ihr die Ansätze zu Entwicklungen erkennen konnte, die in der Diktatur Hitlers gipfelten. Nach einer Aussage des Regisseurs sollte der „Törless“ zwar keine Literatur-Verfilmung werden,²⁰ aber dennoch hat er auf lange Strecken hin die Musil'sche Sprache beibehalten, oft versucht, für beschreibende Sätze des Schriftstellers adäquate Bilder zu finden. „Eine kleine Station an der Strecke, die nach Rußland führt“, heißt der erste Satz des Buches, und der Film beginnt mit einer Bildfolge, die auch so heißt. Der Film bleibt auf seine ganze Länge hin erstaunlich kühl und distanziert, manchmal erscheint er fast wie ein Lehrfilm über ein Experiment. Das Experiment aber, um das es geht, ist eine im kleinen Rahmen durchexerzierte Vorwegnahme des Hitlerschen Unternehmens, die Juden auszurotten. Sein innerer Ablauf basiert vor allem auf einer folgenschweren Operation — das Opfer muß so präpariert werden, daß es der menschlichen Solidarität entrückt bleibt. Ist dies erst einmal erreicht, dann kann man mit ihm anstellen, was einem beliebt, man bleibt vor sich selber doch immer sauber. Diesen Grundmechanismus hat Schlöndorff in seinem Film sehr deutlich herausgearbeitet, so deutlich, daß der Kulturattaché der Bundesrepublik, der einer Vorführung dieses Streifens bei den Festspielen in Cannes beiwohnte, den Saal voller Empörung verließ. Jedenfalls besaß dieser erste Film von Schlöndorff die Fähigkeit, dem Publikum mit leiser Hartnäckigkeit diesen Mechanismus der Entmenslichung so vor Augen zu führen, daß die üblichen und besonders gern im Kino beim Besuch von „aufrüttelnden“ Filmen praktizierten Reaktionen des Nicht-Betroffenen-Fühlens kaum in Gang gesetzt werden konnten.

Gingen von diesem Film so etwas wie subversive Wirkungen aus, wenn auch nur verhaltene, so mutet das zweite Projekt Schlöndorffs wie eine mürrisch vorgenommene Selbstaufgabe an: hier ist nichts mehr zu spüren von der Nachdenklichkeit des Autors, hier werden mit grellen Effekten dumme und aggressive Späßchen getrieben, die die Tristesse des Ganzen kaum zu überdecken vermögen. „Ich möchte meine Filme für junge Leute drehen, und daher bemühe ich mich auch, besonders ihre Welt abzubilden“, sagte Schlöndorff in dem schon zitierten Interview. Tonart und Aussage bleiben denkbar flach. So ist es denn auch im Film: der Sieben-Jahres-Vertrag, mit dem eine große nordamerikanische Firma winkte, zeigte prompt Konsequenzen. Das „Lebensgefühl“ junger Menschen (welcher?), so wie Drehbuch-Mitverfasser Gregor von Rezzori es sich vorstellt, kulminiert in einer sagenhaften Kaltschnäuzigkeit. Dazu kommen ein paar

Herrenwitze (sehr jugendlich!), und dem ganzen ist eine ziellose, vom schlechten Gewissen des Regisseurs diktierte und mit modischen Knall-Farben unterlegte und überpinselte Aggressivität beigemischt. „Mord und Totschlag“, wie der reißerische Titel dieses Films lautet, bildet alles andere ab als die „Welt der jungen Leute“. Die Verspottung bürgerlicher Normen und die erreichte Freizügigkeit im Umgang miteinander dienen als Ersatzbefriedigungen — als solche ist auch der ganze Film konzipiert: Ein mit Beat-Musik und dicken Scheckbüchern begleiteter Untergang.

Auch die Schamonis, Johannes Schaaf, Theodor Kotulla („Bis zum happy-end“) und Strobel/Tichawsky („Eine Ehe“) wollten bundesrepublikanische Realität in ihren Filmen widerspiegeln, meist die Situation der Generation knapp über dreißig, die Generation der „Angepaßten“. In diesem Vorhaben mag der eine oder andere durch die eigene Nuance Details gesellschaftlichen Lebens der Bürger Westdeutschlands recht hübsch ins Bild gebracht haben. Aber es ist doch bezeichnend, daß aus dieser ganzen Gruppe von Filmen, die sich durch eine staunenswerte Ungenauigkeit in der Wiedergabe sozialer Tatbestände auszeichnen, neben Kluges „Abschied von gestern“ einzig ein Werk herausragt, dessen Regisseur sich nicht gescheut hat, auf eine drastische und kolportagehafte Geschichte zurückzugreifen. Edgar Reitz' „Mahlzeiten“ ist so tatsächlich fast zu einem guten Film geworden. Woran liegt das? Zuerst wohl daran, daß Reitz es versteht, das, was er sagt, mit den Mitteln des Films zu sagen, möglicherweise gänzlich unbeabsichtigt. Da werden keine entsetzlich langweiligen und hochtrabenden Tiraden gehalten, da müssen keine technischen Tricks die fehlende intellektuelle Substanz bemänteln. Vielmehr versucht der Regisseur, der auch das Drehbuch verfaßt hat, anhand einer ein wenig ausgefallenen Ehegeschichte die ideologische Grundhaltung einer breiten (Mittel-)Schicht in der Bundesrepublik und ihre immanenten Widersprüche dingfest zu machen. Die Lebenslüge vom schönen Leben zu zweit und mit den glücklichen Kindern, von den edlen Freunden und den tief-sinnigen Gesprächen, bei denen man auf dem Boden hockt und Tee zu sich nimmt: hier ist sie nachhaltig und ohne Nostalgie (wie etwa in „Le bonheur“ von Agnès Varda) entlarvt und in ihrer Grausamkeit überführt worden.

Wieviel trauriger dagegen sieht es aus, wenn Michael Lentz und Ulrich Schamoni westfälische Wirklichkeit verspotten wollen. „Alle Jahre wieder“, dessen Geschichte autobiographische Erlebnisse zugrunde liegen sollen, kann als Musterbeispiel dafür gewertet werden, wie vom Sujet her sogar noch erkennbare zeitkritische Ansätze kläglich vertan werden. Der Mief, der decouviert werden soll, umnebelt zunehmend die Filmemacher selbst. „Alle Jahre wieder“ ist, nach der bekannt gewordenen und treffenden Formulierung Uwe Nettelbecks, ein Film von Spießern über Spießer — eine fade Angelegenheit. War dieser Film Schamonis schon sehr viel schlechter als sein Debut, „Es“, so wurde sein nächstes Produkt eine widerwärtige Mischung aus billiger Pop-Masche und West-Berlin-Werbung: „Quartett im Bett“ hat seinen Regisseur endgültig disqualifiziert.

Für die Filme der Schamonis, von Roger Fritz, Haro Senft und Johannes Schaaf gilt, was Urs Jenny kritisch feststellte: „(...) da werden überall, wenigstens vage artikuliert, Protesthaltungen sichtbar, Protest gegen muffige Bürgerlichkeit, Protest gegen die zweideutige Sexualmoral, Protest gegen die wirtschaftswunderliche Erfolgs-Ideologie; doch all diese Filme reproduzieren die ohnmächtige Prorethaltung, das gesellschaftliche Unbehagen und das individualistische Lebensgefühl, ohne es zu überprüfen oder zu präzisieren; (...). All diese Filme täuschen Engagement lediglich vor; sie sind im Grund (...) rein affirmativ.“²⁷ Solches Engagement gar nicht mehr vortäuschen, sondern seine Fruchtbarkeit schon überhaupt nicht erst anerkennen wollen die erklärten Eskapisten des „jungen deutschen Films“, die sich um Lemke, Schmidt und Gosov lose in der Münchner Gruppe zusammengeschlossen haben. Sie predigen eine „neue Naivität“, die sich vor allem dadurch artikuliert, daß man einen Riesenschatz von Kino-Erfahrungen besitzt und damit protzt. Klaus Lemkes Gangsterfilm „48 Stunden bis Acapulco“ war der erste Langfilm, der aus dieser Richtung kam, und für diesen Streifen, so wird man zugestehen müssen, reichte der Atem gerade noch. Ein Gangsterfilm mit den Schauplätzen der „großen Welt“, dazu Dialoge, die Dashiell Hammett nachempfunden waren (nur eben: Hammett war Mitglied der KP der USA, während die Autoren dieses Films kaum wissen dürften, was die Buchstaben KPD bedeuten), eine Anspruchslosigkeit auf allen Feldern: „48 Stunden bis Acapulco“ wurde so eine umfanga- und bedeutungsmäßig geringe, aber doch eine runde Angelegenheit. Allerdings: dabei blieb es natürlich nicht. Lemkes zweiter Film, mit mehr Aufwand gedreht, so daß die Hilflosigkeit des Regisseurs schneller offenbar wurde, langweilte nur noch, weil er nach demselben Schema gemacht war. Die Naivität, auf die man so stolz war, erwies sich als Resultat einer „langen Geschichte voll Verdrängungen und Frustrationen. Sie ist gebrochene, gleichgeschaltete Sensibilität, die zu den fatalen Schablonen von einst zurückkehrt und sich dabei noch vormachen muß, daß diese Rückkehr ein Fortschritt, etwas absolut Neues ist.“²⁸ Wenn schon ein begabter und intelligenter Filmer wie Volker Schlöndorff so schnell den Korruptionsangeboten der Filmindustrie erlegen war, so deutet allein das schon darauf hin, daß bei den naiven Münchner Sensibilisten dieser Vorgang noch schneller abgelaufen ist — nämlich bereits vor der Realisierung des ersten Films. Ihre Angst vor der Wirklichkeit resultiert aus der Verinnerlichung der kapitalistischen Gebote, die die Filmindustrie beherrschen. Dazu Max Zihlmann, Lemkes Drehbuchautor: „Ich finde, daß man der Realität viel näher kommt, wenn man das zeigt, was man liebt, wenn man aus diesen Elementen seine persönliche Welt zusammenbaut, wenn man seine persönliche Welt definiert, als wenn man direkt Wirklichkeit angeht, wenn man sagt, man will deutsche Wirklichkeit bewältigen. Und je persönlicher man wird, desto allgemeiner wird man.“²⁹ Mag sein, daß dies in den Gemütern der Münchner Gruppe für Dialektik gehalten wird; jedenfalls kann von einer auch nur annähernd adäquaten

Spiegelung der Realität in ihren Filmen nicht die Rede sein.

Im Gegenteil, aus München ist (neben den Gosov-Produktionen) auch der finanziell erfolgreichste westdeutsche Jungfilm gekommen, May Spils' „Zur Sache Schätzchen“. Hier vereinigten sich sensibler Humor und Schamoni-Gelder zu einem Rühmann-Film der jüngeren Generation. „Zur Sache Schätzchen“, gleich verständlich für jung und alt und doch exotisch genug, hat es fertig gebracht, den Protest der Jugend auch seines letzten Restes politischen Unbehagens zu entkleiden; hier herrschen nur noch Mode und Werbung, hier ist das Angenehme des Lebens so richtig in Kinomanier breitgewalzt worden. Es darf gelacht werden. Es gibt kaum ein treffenderes Urteil über den „jungen deutschen Film“ als das von dem wütenden Klaus Kreimeier: „Künftige Historiker werden sich mit dem verborgenen Konsensus befassen müssen, der heute den Prozeß der Erstarrung politischer und gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen in vielen Ländern mit dem Prozeß der Freisetzung eines scheinbar rebellischen élan vital in den Daseinsformen und ästhetischen Äußerungen der jugendlichen Subkultur verbindet. Sie werden das geheime, historisch wirksame Einverständnis benennen und analysieren müssen, das zwischen dem Vietnam-Krieg, den Notstandsgesetzen, der Konsumideologie des ‚Establishments‘ auf der einen Seite und den modischen Formen des Aufbegehrens, der Flucht in Rausch und Traum, in Beat und LSD, in Happening und Hippiebewegung auf der andern herrscht. Sie werden der Kausalität auf die Schliche kommen, die Phänomene wie die Große Koalition und die Pop-Kultur zu Zeitgenossen macht, und wahrscheinlich werden sie — posthum — feststellen, wie ein spätkapitalistisches ancien régime seine revolutionäre Antithese mit Hilfe eines effektvoll inszenierten und gelenkten Irrationalismus entschärft hat.“³⁰

Es stimmt nachdenklich, daß man mit der Aufzählung der einigermaßen gelungenen Filme kaum Zeit verliert. Jean-Marie Straub, der inzwischen die Bundesrepublik aus politischen Gründen wieder verlassen hat, war viel zu isoliert, als daß seine schwierigen und intelligenten Filme ein breites Publikum hätten ansprechen können. Und Alexander Kluge, der lange Zeit Illusionen über die Zukunft des „jungen deutschen Films“ genährt hat, ist zwar von ausgesuchter Redlichkeit. Aber „Abschied von gestern“ war in vielem zu unklar und zu melancholisch, als daß er den Erwartungen entsprochen hätte, die an einen gelungenen Film zu stellen sind. Gewiß, man wird „Abschied von gestern“ für den bisher besten westdeutschen Film der sechziger Jahre halten müssen (wiewohl solche Superlative immer problematisch sind), gewiß auch, daß seine Unklarheiten im Gegensatz zu denen in anderen Filmen durchaus dokumentarischen Wert besitzen. Aber was diesem Film (und dem folgenden: „Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos“) fehlt, das ist die Einsicht des Regisseurs in die Verzerrtheit der eigenen Sichtweite. Kluge hat zwei Tui-Filme gedreht. Er ist weitsichtig genug, zu erkennen, daß die bürgerliche Gesellschaft unmenschlich ist, aber nicht weitsichtig genug, sein humanistisches Engagement

in politisch wirksame Filmsprache umzusetzen. Von diesem seinem persönlichen Problem (es trifft sich mit dem allgemeinen Problem der bürgerlichen Intelligenz) handelt der Artisten-Film. Immerhin zeigt sich an so scheinbar unwichtigen Details wie dem folgenden, daß Kluge noch nicht am Ende seiner Überlegungen angelangt ist: als vor kurzem in Athen eine Sammelvorführung mit „jungen deutschen Filmen“ stattfinden sollte, zog er als einziger seine Filme mit einer politischen Begründung zurück. Wenngleich kaum anzunehmen ist, daß Alexander Kluge zu den kreativen Vorkämpfern eines nun wirklich „anderen“ Kinos gehören wird, so muß man ihm doch immer konzedieren, daß seine politische und künstlerische Aktivität einen großen Teil des Schutts weggeräumt hat, der eine zukunftssträchtigere Perspektive verdeckte.

IV. Entwicklungen seit 1967/68

Seit 1967/68 ist nur mehr schwer zu entscheiden, ob man der Wirklichkeit des bundesdeutschen Films am ehesten gerecht wird, wenn man von der These ausgeht, das, was als „Junger deutscher Film“ propagiert wurde, siehe nur noch dahin, oder ob es nicht so ist, daß es einen künstlerischen Aufschwung überhaupt nicht gegeben habe, vielmehr nur eine Wachablösung der Regisseure. Es ist immer schwieriger geworden, die anlaufenden westdeutschen Produktionen zu klassifizieren. Sexfilmchen der allerbilligsten Sorte stammen von Rolf Thiele („Komm, mein liebste Vögelein“) und Marran Gosov („Bengelchen“); und der prominenteste der Produzenten von jungdeutschen Filmen, Rob Houwer, streitet sich mit einem seiner Regisseure, weil der sich Einmischungsversuche in der branchenüblichen Art nicht gefallen lassen will.

Gegen einen unvermuteten Einbruch nicht-konformer Filme in die Gefilde, die inzwischen fester denn je in der Hand einiger weniger Filmgiganten sind, gibt es seit dem 22. Dezember 1967 eine weitere Sicherung. An diesem Tag verabschiedete der Bundestag das sogenannte „Gesetz über Maßnahmen zur Förderung des deutschen Films“. Der Bundestag der Großen Koalition hat damit Alexander Kluge, der sich soviel von ihm erhoffte, mit geradezu erfrischender politischer Offenheit eine Lehre erteilt. Denn versteht man unter Film, der förderungswürdig sein soll, vor allem den künstlerisch fortschrittlichen oder zumindest interessanten Film, so müßte man eher von einem Gesetz über Maßnahmen zum Abwürgen des westdeutschen Films sprechen.³¹ Seit mehreren Jahren gab es in der Bundesrepublik von der Lobby der Filmindustrie unterstützte Bemühungen, ein Filmhilfegesetz zustandezubringen. Nach einer Erklärung der Bundestagsfraktion der CDU/CSU war es das Ziel dieser Bemühungen, ein „Vordringen der sowjetzonalen Filme“ zu verhindern. Die goldenen Zeiten der Manipulationen mit dem „Stresemann“-Film waren vorbei. Die Art und Weise, wie nun in manchen der Filme von jungen Regisseuren politische und soziale Kritik an der Bundesrepublik geübt wurde, ließ es den Kulturpolitikern der beiden großen Par-

teien geraten erscheinen, voller Eile die Macht der Legislative dahingehend einzusetzen, daß das westdeutsche Filmgeschäft wieder ganz und gar in die Hände derer geraten konnte, die seit Jahren botmäßige Mittelmäßigkeit produzierten. Nach der Ansicht des Promoters des „Filmförderungsgesetzes“, des CDU-MdB Dr. Hans Toussaint, handelt es sich hierbei um ein reines Wirtschaftsgesetz. Und auch der Abgeordnete Dr. Meinecke von der SPD schloß sich dieser Meinung an: kulturelle Impulse, die von diesem Gesetz ausgehen könnten, meinte er, seien allenfalls Nebeneffekte. Ob sich Toussaint darüber klar war, daß er damit in aller Naivität eines der Bewegungsgesetze aller kapitalistischen Kulturpolitiker formulierte?

Das Gesetz selbst sieht in § 1 eine Filmförderungs-Anstalt (FFA) vor, die am 15. März 1968 in Westberlin ihre Tätigkeit aufnahm. Der Präsident ihres Verwaltungsrates wurde übrigens Dr. Hans Toussaint. Dem Gesetzestext nach hat die Filmförderungsanstalt die Aufgaben, die Qualität des westdeutschen Films auf breiter Grundlage zu steigern, deutsch-ausländische Koproduktionen zu unterstützen und für die gesamtwirtschaftlichen Belange der Filmwirtschaft aktiv zu sein. (Damit diese letzte Tätigkeit auch sachgerecht ausgeübt werde, sitzen im Verwaltungsrat der FFA auch die Vertreter eben der zu unterstützenden Filmwirtschaft.) Filme werden nach folgenden Grundsätzen gefördert: jeder Hersteller eines abendfüllenden Films, der im Laufe von zwei Jahren eine halbe Million DM Einnahmen erzielt hat, bekommt 150 000 DM für die Produktion eines neuen Films zur Verfügung gestellt. Filme, die von der Filmbewertungsstelle (FBW) ein Prädikat („Besonders wertvoll“ oder „Wertvoll“) erhalten haben, brauchen lediglich 300 000 DM einzuspielen. Diese und andere Filme, die als „gute Unterhaltung“ (sic!) eingestuft werden können, erhalten außerdem eine Zusatzförderung. Nicht gefördert werden Filme, die gegen die Verfassung und Gesetze verstoßen oder das sittliche oder religiöse Gefühl verletzen (die sogenannte Sittenklausel). Ein bißchen Geld bekommen auch Filmtheaterbesitzer, die ihre Kinos renovieren lassen wollen. Da aber die FFA monopolartig die Fernsehrechte der gesamten Spielfilmproduktion besitzt — zusätzlich zu dem Groschen, den jeder Filmbesuch seit Januar 1968 mehr kostet, und der in die Taschen der FFA wandert —, kommen also noch großen Summen aus den Fernsehanstalten dazu. Inzwischen sind die Prämien der FFA schon über 80mal vergeben worden. Ein Blick auf die Liste der Produktionen, die ihren Herstellern solche Steuergelder eingebracht haben, bestätigt die schlimmsten Befürchtungen. Gefördert wurden zum Beispiel: „Agent S 3 setzt alles auf eine Karte“, „Heißes Pflaster Köln“, „Die Hölle von Macao“, „Liebesnächte in der Taiga“, „Der Mönch mit der Peitsche“, „Die Nibelungen (2. Teil)“, „Die Rache des Dr. Fu Man Chu“, „Das Rasthaus der grausamen Puppen“, „Wenn es Nacht wird auf der Reeperbahn“, „Angélique und der Sultan“, „Der Arzt von St. Pauli“, „Der Gorilla von Soho“, „Immer Ärger mit den Paukern“, „Die Lümmel von der ersten Bank“, „Die Nichten der Frau Oberst“, „Der Tod ritt dienstags“, „Der

Todeskuß des Dr. Fu Man Chu“, „Das Haus der tausend Freuden“, „Heißer Sand auf Sylt“, „Heubodengeflüster“, „Oswalt Kolle: Das Wunder der Liebe (1. und 2. Teil)“, „Sartana“, „Wenn Ludwig ins Manöver zieht“. Wer dabei gewonnen hat, ist eindeutig: denn die Hälfte aller dieser „Referenzfilme“ laufen im Constantin-Verleih, der zum Besitz des Bertelsmann-Konzerns gehört.³² Die knapp zwei Jahre dauernde Existenz der Filmförderungsanstalt hat bewirkt, daß bereits heute das Durchschnittsniveau des westdeutschen Films unter den Standard gesunken ist, den man lange Zeit für den überhaupt unüberbietbar-niedrigsten gehalten hatte. Dazu kommt, daß bis auf zwei, drei Ausnahmen auch die wenigen geförderten Filme von Jungfilmern zu den erbärmlichsten Produktionen aus dieser Richtung gehören (z. B. „Jet-Generation“ oder „Mädchen, Mädchen“).

Nach den Worten des ernüchterten Alexander Kluge handelt es sich bei dem Filmförderungsgesetz um ein lückenloses System zur Behinderung des Autorenfilms. Das ist der eine Aspekt. Von dem anderen, dem kulturpolitischen, war schon in Andeutungen die Rede. Selbst wenn der „junge deutsche Film“ eine so große Hoffnung nie gewesen ist, so daß mit dem Filmförderungsgesetz einer ohnehin schon höchst brüchigen Angelegenheit noch ein letzter Stoß versetzt wurde, so bleibt doch die Zukunftsperspektive. Und genau hier ist die perfideste Auswirkung des Filmförderungsgesetzes zu erwarten. So wie Franz-Josef Spieker aus ästhetisch-ökonomischen Gründen mit seinem Produzenten Streit bekommen hat, so geht es mehr oder weniger versteckt jedem der Regisseure, die ihre eigenen kritischen Vorstellungen in ihre Filme mithineinnehmen wollen. Unbehelligt Filme machen werden nur noch Leute wie die Schamonis oder Gosov.

Unbehelligt Filme machen — das ist auch das erklärte Ziel der steigenden Zahl der Underground-Filmer. Der Mythos des Underground und der Habitus seiner Bewohner lassen allerdings schon auf den ersten Blick vermuten, daß hier nicht nur unbehelligt von den kapitalistischen Zwängen produziert werden will, sondern auch ohne lästigen Kontakt zur Wirklichkeit überhaupt. Das Vorbild des New American Cinema und seine rasante Degeneration, seine Geschäftstüchtigkeit und sein kunstgewerblicher Geschmack (Markopoulos, Emshwiller, Andy Warhol) — hier liegt bereits ein höchst instruktives Beispiel dafür vor, wie eine bewußte kulturell-ökonomische Abspaltung entweder im zweiten Schritt doch integriert wird oder an den eigenen Irrationalitäten erstickt.

Zudem sollte man nicht übersehen — vielen Besuchern der Hamburger Filmschau im März 1969 (dem wichtigsten westdeutschen Underground-Festival) wurde dies deutlich —, daß die steigende Zahl der Underground-Filmer bereits selbst wieder einen für die angeblich bekämpfte Wirtschaftsordnung interessanten Markt darstellt. Die Zahl der belichteten Meter Film steigt unablässig, zur Freude von Ferrania und Agfa-Gevaert.

Diese Freude wird auch kaum gemildert durch die Ergebnisse der Untergrund-

Filmer. Einige von ihnen haben sich inzwischen einen Namen gemacht: Lutz Mommartz, Werner Nekes, Thomas Struck, Adolf Winkelmann, Hellmuth Costard. Werner Nekes hat es sogar zu einem Bambi (!) gebracht. Der gemeinsame Nenner aller ihrer Produkte besteht in der Abstinenz von der Wirklichkeit. Dem entspricht ein intensiver und raffinierter Narzismus, der dem Zuschauer andauernd suggeriert, er „erlebe“ etwas ungemein Interessantes, wo es doch nur einen Film zur irrationalen Selbstbespiegelung zu sehen gibt. „Im Jahrzehnt der Verabschiedung der Notstandsgesetze, der Vorbeugehaft, des Justiz- und Polizeiterrors, wo die Bedingungen konstituiert und institutionalisiert werden, die ein politisches System reibungslos in den Faschismus überführen lassen, da stellt der intelligenteste und derzeit beste Experimentalfilmer Deutschlands (so das Jahrbuch 1968 von ‚Film‘) seine Kamera auf eine norddeutsche Weide, um 12 Minuten lang Kühe aufzunehmen.“³³ Die proklamierte Progressivität solchen Filmes, sofern überhaupt vorhanden, geht ganz gewiß in die falsche Richtung. Deutlich genug wird das etwa anhand eines Farbfilms von Thomas Struck, der auf der Hamburger Filmschau vielumjubelt war: „Hans im Glück“. Die ironische Transponierung des Märchens in die heutige Zeit, wobei Einsprengsel der Märchen-Atmosphäre beibehalten werden, läuft auf genau dasselbe heraus, was einer der Schamoni-Brüder mit „Quartett im Bett“ auch erreicht hat. Verspielt und mäßig witzig, eingepackt in ein wenig albernen Libertinismus und (bei Struck) viel Farbe wird dem Publikum vorgemacht, daß alles gar nicht so wichtig und Ernsthaftigkeit per se blöde ist. War „Quartett im Bett“ ein dem Spießbürger exotisch kommender Werbefilm für Westberlin, so ist „Hans im Glück“ eine Idylle für Intellektuelle. Es war wohl kein Zufall, daß der Kritiker von Springers „Welt“ diesen Film enthusiastisch lobte.

Die Spezies der Untergrund-Filmer vermehrt sich außerordentlich schnell. Dagegen ist zunächst nichts einzuwenden. Traurig stimmt nur die Tatsache, daß so wenige unter ihnen mehr wollen, als persönliche Stimmungen und Gefühle zu illustrieren. Die wenigen politischen Filme des Underground lassen sich bei aller Hochschätzung der Motive und Ambitionen ihrer Autoren durchaus nicht als gelungen einschätzen. Einmal gilt es dabei, mit technischen und formalen Problemen fertig zu werden, die weit über das hinausgehen, was üblicherweise dazu gezählt wird. Denn es genügt nicht, im Vorspann kundzutun, daß der nun folgende Streifen Martin Luther King, Che Guevara und Robert Kennedy gewidmet sei³⁴, um sicher zu sein, politische Arbeit zu leisten. Es genügt auch nicht, sich auf die aufklärende Kraft von Bildern zu verlassen, in denen Polizisten auf demonstrierende Studenten einschlagen.

Auf der Hamburger Filmschau (auf die noch einmal zurückzukommen ist, weil hier bis auf wenige, noch zu bezeichnende Ausnahmen wirklich die gesamte westdeutsche Underground-Filmproduktion ausgebreitet wurde) beanspruchten von über 300 gezeigten Filmen ganze zehn mit einigem Recht, politisch wirksam sein zu wollen. Unter ihnen gab es nur ein einziges gelungenes Produkt: Peter Nest-

lers Film „Im Ruhrgebiet“. Es ist bezeichnend, daß Nestler diesen Film in der Bundesrepublik nicht drehen konnte, sondern nach Schweden umsiedeln mußte. „Im Ruhrgebiet“ zeichnet sich vor allen anderen politischen Untergrund-Filmen durch ein klares, historisch begründetes Konzept aus. Der Film, der zur Zeit der letzten Krise im Ruhrgebiet gemacht wurde, vermittelt so ein Panorama der Entwicklung von 1918 bis heute, wobei sehr klar darauf verwiesen wird, daß sich die Fronten gar nicht und die Akteure kaum geändert haben: Der Kampf der Arbeiter in der Novemberrevolution und während der Nazizeit wird heute fortgesetzt und ist dem Wesen der Sache nach derselbe geblieben. Alle Bilder, Interviews und Kommentare werden kühl und ohne Pathos vorgeführt, manche Unbeholfenheit steigert dabei nur den Wert des Dokumentierten. Hier war ein ebenso einfacher wie präziser, ebenso filmgerechter wie fast wissenschaftlich leidenschaftloser Film entstanden, der dem lemurhaften Publikum in Hamburg, das auf der Jagd nach ästhetischen Gags war, wenig gefiel. Bis auf Jean-Marie Straub und wenige andere hat kaum jemand gesehen, daß mit Nestlers Film „Im Ruhrgebiet“ eines von vielen möglichen Mustern des politischen Films vorlag. Anders als Frédéric Rossif mit „Mourir à Madrid“ oder Fernando E. Solanas' „La hora de los hornos“ steht dem politischen Filmemacher in der Bundesrepublik, der auf seine Mitbürger aufklärerisch einwirken will, nicht ein gesicherter Schatz historischer Erkenntnisse oder der gestaute Haß eines ganzen Volkes zur Verfügung, die es gewissermaßen nur zu illustrieren gilt. Dieses „nur“ mag an dieser Stelle etwas überheblich klingen; jedoch sollte nicht vergessen werden, daß eben in einem Land wie der Bundesrepublik jeder bewußt und dezidiert politische Film in erster Linie ein politisierender Film zu sein hat. Und dabei sollte man sich nicht auf kurzfristige Emotionen zwischen Kinossessel und -ausgang verlassen!

Wer in Hamburg *nicht* vertreten war, das sind die Vertreter der im November 1968 von der „Deutschen Film- und Fernsehakademie“ relegierten 18 Studenten, die ohne Zweifel zu den intelligentesten und meistversprechenden dieses ominösen Instituts gehörten. Von ihnen und ihren Versuchen, eine sozialistische Filmkultur als expandierende Insel inmitten des Kapitalismus zu bilden, weiß ich nur über eine Reihe von theoretischen Arbeiten, die in der Filmzeitschrift „Film“ veröffentlicht wurden.³⁵

Diese Versuche sollten aufmerksam verfolgt werden, wenngleich aus den theoretischen Äußerungen der Mitglieder einer inzwischen in Westberlin gegründeten Sozialistischen Kooperative manche Unsicherheiten und Fehleinschätzungen zu ersehen sind. „Die Projektgruppen sozialistischer Filmemacher können und wollen mittels Film keine Revolution durchführen und die Gesellschaft verändern, sondern den Film als spezielles Medium politisch praktischer Arbeit einsetzen — und damit dem Film Anteil an seiner eigenen Befreiung vermitteln (. .).“³⁶ Hinter diesem Satz verbirgt sich ein Konzept praktischer Filmarbeit, nach dem versucht werden soll, eine ad-hoc-Wochenschau nach Art der Ciné-Tracts an den

Orten politischen Geschehens zu drehen und gleich zu zeigen. Angestrebt wird also, mit den Worten Wolfram Schüttes, eine Fortsetzung der Politik mit anderen, filmischen Mitteln.³⁷ Dieser Satz könnte auch von einem Mitglied der Münchner Gruppe „Das Team“ stammen, von der inzwischen eine ganze Reihe kleinerer und mittlerer Projekte verwirklicht wurde. Am bekanntesten dürften dabei die Versuche sein, aktiv in den politischen Kampf gegen Reaktion und Neonazismus einzugreifen. Über die Praktikabilität und vor allem die Effizienz dieses Konzepts kann noch nicht viel gesagt werden. Mir scheint ein anderer, noch nicht wieder aufgenommener Ansatz ebenfalls verheißungsvoll zu sein: nämlich der Versuch einer Übertragung der Kriterien des russischen Revolutionsfilms, der in den zwanziger Jahren auch in Deutschland große Erfolge aufweisen konnte, auf unsere heutige Situation. Eisensteins Streifen „Über die Generalinie“ ist unter diesem Gesichtspunkt völlig neu zu sehen.

Immerhin wird man als Gesamturteil über die vielfältigen Versuche der Untergrundfilmer sagen können, daß von hier aus sehr wohl Impulse ausgehen können für die Entwicklung des westdeutschen Films. Zumal auch zu berücksichtigen ist, daß das negative (auch in wichtigen Punkten anders gelagerte) Beispiel des New American Cinema manch einem als Warnung dient. Auf der anderen Seite ist parallel zu der politischen Verwirrung vieler junger Anhänger der Neuen Linken eine steigende Konfusion auf einem Feld zu beobachten, die in den besonders üblen Jahren des bundesdeutschen Films bei der Filmkritik kritisch reflektiert wurde.

Die gleichnamige Zeitschrift besteht zwar noch immer, und Enno Patalas ist weiter ihr Chefredakteur, aber von dem engagierten Pionier-Geist aus der Zeit, als Wilfried Berghahn noch der Redaktion angehörte, ist seit ein paar Jahren immer weniger zu spüren. Die Dialektik von sozialer und ästhetischer Fragestellung wird immer weniger ausgehalten, und bei zunehmender Platzvergeudung für pseudo-theoretische Aufsätze ist das Niveau beträchtlich gesunken. Freilich stammen von Patalas etwa folgende Sätze: „Die Geschichte des Films ist ein Dialog mit der Geschichte. Das gilt für den Konsumfilm wie für die raren Fälle, in denen Film zu Kunst geraten ist. Konsumfilm und Filmkunst interpretieren die Zeitgeschichte, aber nur in der Anstrengung der Künstler gewinnt der Film Distanz zum Zustand der Gesellschaft und zur Ideologie, die der Konsumfilm nur kritiklos widerspiegelt. (...) die Filme, deren künstlerische Bedeutung auch die nicht-engagierten³⁸ Betrachter einhellig eingestehen, waren zugleich diejenigen, die sich sozialer und politischer Thematik am intensivsten zugewendet haben.“³⁸ Bei aller Naivität über das Verhältnis von Engagement und Kunstfertigkeit, über die Machbarkeit von ‚Interpretationen der Zeitgeschichte‘ im jeweils gewünschten Sinne — hier spricht doch immerhin jemand, der auf der Suche nach einem brauchbaren Ansatz für eine politische Ästhetik der Filmkunst zu sein scheint. Heute ist Patalas der Promoter einer „ästhetischen Linken“, die ihr schlechtes Gewissen über ihren Ästhetizismus mit der Proklamation übertönt,

man sei eben auch links. Davon kann natürlich keine Rede sein: „Eine solchermaßen ästhetisch engagierte Kritik hat nicht so sehr die fertigen Ideen des Werkes in ihre Sprache zu übersetzen und auch nicht die in ihm angelegten Bedeutungen auszuformulieren, sondern den Blick des Betrachters freizulegen von fermentierten Auffassungen, die ihm den Zugang verstellen, und durch Vertiefung in die Struktur des Werkes seinen objektiven Gehalt zu erkennen und zu aktivieren — oder lahmzulegen, je nach der erkannten Richtung. Indem die ästhetische Kritik nicht so sehr den ablösbaren Bedeutungen nachspürt als den Regeln, nach denen Bedeutungen ausgelöst werden, und den Richtungen, die diese nehmen, indem sie nicht so sehr daran interessiert ist, jene Bedeutung zu formulieren, als vielmehr daran, den Prozeß zu aktivieren, der zu neuen Bedeutungen führt, ist sie auch politisch jenen voraus, die im Film Bestätigungen für ihre politischen und sonstigen Einsichten, und seien es die progressivsten, suchen.“³⁹ In der Tat: die „ästhetische Linke“, als deren Hauptvertreter die Filmkritik-Mitarbeiter Grafe, Linder und Schober sowie der als sein eigener Parodist schon wieder genießbare frühere Zeit- und konkret-Redakteur Uwe Nettelbeck⁴⁰ gelten müssen, hat sich so gründlich in die Fesseln der eigenen Irrationalismen verfangen, daß ihre stammelnden Prediger inzwischen Rezensionen schreiben, als wären sie ein Pseudonym des FAZ-Kritikers Karl Korn. So bewundert Frieda Grafe in einem längeren Aufsatz die verquollen-mythologischen Filme Ingmar Bergmanns, die nach „Das Schweigen“ entstanden sind⁴¹. Herbert Linder formuliert: „Ein Film ist ein Pflug, mit dem ich mich umgrabe — die Kritik das Protokoll einer Begegnung. Ich halte es für die modernste Form der Ausbeutung, für oder gegen etwas zu schreiben, und sich bei irgendwelchen Ideen hintanzuhängen als Gegner oder Anhänger.“ Und etwas später: „Ich trete also für keine Art zu schreiben ein als für meine eigene und gründe meine eigene Generallinie.“⁴² Dieser Solipsismus ist an Dummheit nicht zu übertreffen; und es ist gewiß kein Zufall, daß die daraus entstehenden Rezensionen subjektive Kunstbeschreibungen sind, die ohne Schwierigkeit umfunktioniert werden können in das, was im Dritten Reich auf diesem Gebiet gefordert wurde. Siegfried Schober etwa verfaßte einen längeren Aufsatz, nachdem er eine Rossellini-Retrospektive gesehen hatte. Dem Leser wird dabei u. a. folgendes zugemutet: „Rossellinis Filme haben mich ganz direkt ergriffen und bewegt, so fern mir seine Ideen- und Bilderwelt erschien, objektiv, wenn ich, darüber nachdenkend, mit fremden Elementen in die Filme eingriff, so eigentümlich berührend waren sie mir aber dann wieder nahe, wenn ich die Kälte meiner Reflexion zurückzog und viel mehr im Sinne hatte...“⁴³ Vor derartigen Infantilismen kann man nur den Kopf schütteln. Das Ganze wäre nun weiter nicht ernst zu nehmen, wenn die vorkommende Filmkritik der ‚Filmkritik‘ eine vernünftige Konkurrenz hätte. Das läßt sich aber mit Blick auf „film“, die zweite im Bereich des Films verhältnismäßig einflußreiche Zeitschrift, nicht behaupten, weil Werner Kliess, der Chefredakteur von „film“ immer noch nicht verstanden hat, die kaufmännischen Interessen seines

Verlegers mit denen fortschrittlich eingestellter Filmpublizisten zu vereinen; statt dessen wird in „film“ praktisch jeder Film des „Jungen deutschen Films“ zunächst einmal und mit viel Aufwand und Enthusiasmus gelobt, statt dessen publizieren dort Leute wie Heissenbüttel eine gelehrt-unverständige, Herburger eine mürrisch-unverständige und Handke eine schlicht unverständige Kolumne. Daß in „film“ trotz alledem viel interessantes Material ausgebreitet wird — was sich wegen des Umfangs und der monatlichen Erscheinungsweise von selbst versteht —, ist kein Trost. Bis vor ungefähr einem Jahr war das „Filmstudio“ die einzige bundesrepublikanische Filmzeitschrift mit kritischem Niveau. Hier schrieben Wolfram Schütte und F. W. Vöbel ihre auch heute noch nicht überholte und widerlegte Polemik gegen die „ästhetische Linke“⁴⁴; hier wurde von allen Mitarbeitern die Verbindung zur Wirklichkeit nie bewußt oder unbewußt, melancholisch oder mit Genuß aus den Augen verloren. Leider befindet sich „Filmstudio“ seit einiger Zeit in finanziellen Schwierigkeiten, so daß kaum noch Hefte erscheinen.

Die Lage sieht ziemlich trostlos aus. Zwar erscheinen in der „Filmkritik“ auch hin und wieder Diskussionsbeiträge älterer Mitarbeiter, die den Kurs der sogenannten „Ästhetischen Linken“⁴⁵ kritisieren. Aber jene sind inzwischen mehr oder weniger ausgebootet. Übrig bleiben die kleinkariert selbstbewußten wie weltfremden Schwärmer, die sich, wie etwa Siegfried Schober, das ideale Kinopublikum so vorstellen: „Ich dachte vielleicht an Leute, die eine Platte der Stones hören, dann einen Kaffee trinken oder ein Bier, mit einem Mädchen etwas Hübsches machen, dann müssen sie halt mal raus aus ihren vier Wänden, irgendwann, und dann geht man eben in ‚Rio Bravo‘ oder jetzt in die ‚Detektive‘. Nachher passiert dann wieder dasselbe, Rolling Stones und so, und wenn der Film schön war, dann ist das Leben nachher vielleicht ein bißchen anders.“⁴⁶ Was muß das für eine feine Sache sein, in der Bundesrepublik des Jahres 1969 zu leben, Hauptsache, man kann oft genug ins Kino gehen.

Hier wird gesellschaftskritisches Engagement nicht einmal mehr im Selbstverständnis des eigenen Lebens für notwendig erachtet, hier ist der Eskapismus zum Kult erhoben.

Wie aber sähe die Alternative aus?⁴⁷ Sicher natürlich stimmt an der Kritik von Patalas und seinen Mit-Ästheten an der früheren Position der „Filmkritik“ das eine: daß man damals nur einen Ansatzpunkt besaß, von dem aus man weiterzugehen hatte. Die einen hielten das nicht für nötig und die anderen marschierten in die falsche Richtung. Was aber ist die richtige? Falsch scheint es mir zu sein, wollte man vorschnell mit dem Hinweis auf die künstlerischen Erfolge sozialistischer Filme den Versuch unternehmen, auch für Filme aus kapitalistischen Ländern Kategorien zu verwenden, die für Filme aus jenen Ländern stammen. Falsch ist aber auch die Meinung, daß ein gewisses Quantum an Gesellschaftskritik allein bereits genüge, um das Publikum dazu zu bringen, seine gesellschaftlichen Verhältnisse zu ändern. Filmemacher und Filmkritiker sollten sich heute darum be-

mühen, in ihren Filmen und Kritiken ein höchstes Maß an gesellschaftlicher Präzision zu erreichen. Nur so kann erreicht werden, daß die Verbindung zwischen Film und Wirklichkeit wiederhergestellt wird. Es ist leicht erklärbar, aber kaum zu entschuldigen, daß ein großer Teil der Spielfilme des „Jungen deutschen Films“ in Milieus spielt, die für die Realität der Bundesrepublik unerheblich sind. Nicht in Boutiquen, sondern in Fabriken und Büros spielt sich das Leben der Menschen hier ab. Nicht der Konflikt mit einer abstrakten Autorität, sondern mit dem Lehrherrn oder dem Kompaniefeldwebel beeinflusst die Verhaltensweisen junger Männer. 31 Prozent der Haushalte in Westdeutschland müssen mit weniger als 600 DM im Monat auskommen. Ist das alles für den Film uninteressant? René Allios Film „Die unwürdige Greisin“ hat dem Publikum und einer Reihe selbstgefälliger Filmkritiker gezeigt, daß Präzision und Kinostil, Schilderung und Kritik sozialer Verhältnisse und das Vergnügen an den Vorgängen auf der Leinwand, daß Film und Wirklichkeit sich sehr wohl vermitteln lassen. Ob in diese Richtung ein Weg führt? Das hängt davon ab, wer ihn einschlagen wird.

⁴⁴ „Publikumswirksam“ ist natürlich ein Euphemismus, leider einer, der kaum jemals als solcher erkannt wird, auch nicht von fortschrittlichen Kritikern. Der Begriff bezieht sich einzig und allein auf die Höhe der Einspielergebnisse.

⁴⁵ Siegfried Kracauer, Von Caligari bis Hitler. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Films, Hamburg 1958. (Die deutsche Übersetzung ist nicht unerheblich gekürzt.)

⁴⁶ Vgl. z. B. die Bestrebungen des Volksverbandes für Filmkunst, in dessen Vorstand u. a. H. Mann, E. Piscator und G. W. Pabst saßen.

⁴⁷ Das Bündchen von Erwin Leiser „Deutschland, erwache!“ Propaganda im Film des Dritten Reiches, Untersuchung zu stellen sind. Vgl. auch: Gerd Albrecht, Nationalsozialistische Filmpolitik. Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reiches. Stuttgart 1969.

⁴⁸ Peter Pleyer, Deutscher Nachkriegsfilm 1946–1948, Münster 1965 (Studien zur Publizistik, Münstersche Reihe, Bd. 4), S. 159.

⁴⁹ H. P. Kochenrath, Kontinuität im deutschen Film, in: Filmstudio, H. 50.

⁵⁰ ebenda.

⁵¹ Peter H. Schröder, Sex and Crime. Die Krise des deutschen Films und die Tendenzen der sechziger Jahre, in: Filmstudio, H. 39.

⁵² Vgl. R. E. Thiel, Acht Typen des Kriegsfilms, in: Filmkritik, H. 11/1961.

⁵³ Urs Jenny, Abschied von Illusionen, in: R.-U. Kaisers (Hg.), Protestfibel. Formen einer neuen Kultur, Bern/München/Wien 1968, S. 99; dieser letzte Hinweis Jennys wird erhellt durch eine Berechnung des SPD-Bundestagsabgeordneten Kahn-Ackermann, wonach die Bundesregierung zwischen 1953 und 1956 mittels der Ausfallbürgschaften ca. 50 Prozent der gesamten Spielfilmproduktion der BRD bis in die Besetzungslisten kontrolliert hat.

⁵⁴ W. Schmieding, Kunst oder Kasse. Der Arger mit dem deutschen Film, Hamburg 1961, S. 7.

⁵⁵ Lothar Hack, Soziologische Bemerkungen zum deutschen Gegenwartsfilm, in: Frankfurter Hefte, 21. Jg. 1966, S. 182. Hacks ausführliche, mit sozialpsychologischen Kriterien arbeitende Studie kommt zu bemerkenswerten Schlüssen über die Parallelen zwischen dem Zustand des Gesellschaftssystems und dem z. T. unterschwelligen Inhalt der in ihm produzierten Filme. Als für den bundesrepublikanischen Film relevante Motive führt Hack an: die Angst vor der Wirklichkeit, die Angst vor sozialen Konflikten, die Hinwendung zu der Kritik enthobenen Führerpersönlichkeiten.

⁵⁶ Hier einige Beispiele für auch heute noch lesbare und informative Aufsätze: W. Bergmann, Der Realismus der Traumfabrik, in: Filmkritik, 1961/9; R. E. Thiel, Acht Typen des Kriegsfilms, in: Filmkritik, 1961/11; H. Ungureit, Filmpolitik in der BRD, in: Filmkritik, 1964/1.

⁵⁷ zit. nach „Cinema“ (Zürich), H. 31/1962.

⁵⁸ Klaus Bädkerl, Alles kennen — nichts erkennen, in: Filmkritik H. 4/1969.

- ¹⁰ So äußert sich im Namen vieler Ulrich Gregor; in: Cinema a.a.O.
- ¹¹ Vgl. z. B. die verhaltene Trauer des weniger fortschrittlichen als für Modernes aufgeschlossenen Kritikers Urs Jenny in: Abschied von Illusionen, a.a.O.
- ¹² Wolfram Schütte, Für eine rationale Phantasie im Kino, in: Frankfurter Rundschau v. 18. 11. 1967.
- ¹³ Urs Jenny a.a.O. S. 96.
- ¹⁴ Schütte, a.a.O.
- ¹⁵ Diese Erhebung wurde vom Allensbacher Institut für Demoskopie durchgeführt. Ihre Ergebnisse sind zusammengefaßt in Spontan, H. 2/1969. Die normierende Funktion derartiger Erhebungen sei hier außer acht gelassen.
- ¹⁶ W. Schütte, a.a.O.
- ¹⁷ Urs Jenny, a.a.O. S. 111.
- ¹⁸ Alexander Kluge, Ungeduld hilft nicht, aber Geduld auch nicht, in: Film, H. 3/1967.
- ¹⁹ K. J. Fischer, Wer fördert den Film? Ein Seitanz zwischen Länderkompetenzen und Bundesinitiative, in: Rheinischer Merkur v. 7. 2. 1969.
- ²⁰ Interview mit Volker Schlöndorff in action, Heft 1/1967.
- ²¹ Urs Jenny, Abschied, a.a.O. S. 103.
- ²² Klaus Kreimeier, Zeit der Flaneure, in: Film, Heft 6/1968.
- ²³ Interview in Filmkritik, 11. Jg. 1967, S. 705.
- ²⁴ Klaus Kreimeier, a.a.O.
- ²⁵ Vgl. für das folgende meinen Aufsatz: Zum 'Filmförderungs-Gesetz', in: Blätter für deutsche und internat. Politik, 13. Jg. 1968, S. 445 ff.
- ²⁶ zit. nach Rolf Dewonn, Engelchen macht weiter, in: Die Zeit v. 18. 4. 1969.
- ²⁷ Detlef Werner, Kommerzieller Film, Kunstfilm, Agitationsfilm, in: Programm des Stud. Filmclubs Bona, Sommersemester 1969, S. 21 ff.
- ²⁸ Diese romantische Zusammenstellung stammt von dem Italo-Western-Regisseur Sergio Corbucci. Sein „besonders brutaler“ Film „Il grande silenzio“ ist diesen drei Toten gewidmet. Vgl. das Corbucci-Interview in Film, 1969, H. 5, S. 26 ff.
- ²⁹ G. P. Strascheck, Gegen Moralismus, für Konsum!, H. R. Minow, Zur Organisierung des Films in der oppositionellen und revolutionären Arbeit, H. Bitomsky, Filmwirtschaft und Bewußtseins-Industrie, H. Farocqi, Die Agitation verwissenschaftlichen und die Wissenschaft politisieren, alle in: Film, 1969, H. 3.
- ³⁰ So Strascheck, a.a.O.
- ³¹ Wolfram Schütte, Wo der Hund begraben liegt. Tendenzen des „Anderen Kinos“ von Nekes bis zu den Zielgruppenfilmen, in: Frankfurter Rundschau v. 3. 5. 1969.
- ³² Enno Patalas, Dialog mit der Geschichte, in: Filmkritik, 4. Jg., 1961, S. 68.
- ³³ Enno Patalas, Plädoyer für die Ästhetische Linke, in: Filmkritik, 10. Jg. 1966, S. 407.
- ³⁴ Uwe Nettelbeck scheint mir von allen Vertretern dieser Richtung zwar der exaltierteste, aber auch der intelligenteste zu sein. Einzelne seiner früher in der „Zeit“ erschienenen Kritiken zeichneten sich durch Scharfsinn und bestechende Formulierungen aus. Mit der Anpassung an die Disziplinlosigkeit der Anti-Autoritären blieben zunächst nur die Formulierungen, während im Augenblick selbst diese nur noch selten in seinen Artikeln aufzufinden sind.
- ³⁵ Frieda Grafe, Der Spiegel ist zerschlagen, in: Filmkritik, 12 Jg. 1968, H. 11.
- ³⁶ Herbert Linder, Zum Selbstverständnis der „Filmkritik“, in: Filmkritik, 11. Jg. 1967, S. 233.
- ³⁷ Siegfried Schober, Rossellini und die wiedergewonnene Wahrnehmung, in: Filmkritik, 13. Jg. 1969, S. 25.
- ³⁸ W. Schütte / P. W. Vöbel, Abschied von gestern: Enno P., in: Filmstudio 5.
- ³⁹ Th. Kotulla, in: Filmkritik, 10 Jg. 1966, H. 12; P. W. Jansen, in: Filmkritik, 13 Jg. 1969, H. 3.
- ⁴⁰ Siegfried Schober, Drogen, Filme, Liebe. Gespräch mit R. Thome und Max Zihlmann, in: Filmkritik, 13. Jg. 1969, H. 4.
- ⁴¹ An dieser Stelle müßte der Anfang von dem gemacht werden, was eine politische Ästhetik des Films in kapitalistischen Ländern leisten könnte. Diese Arbeit versteht sich als Vorstudie dazu. Eine weiter ausgreifende Darstellung müßte noch sehr viel mehr Phänomene behandeln, z. B. die internationale Verflechtung der monopolistischen Filmindustrie, das Auftreten bestimmter Genres (Sexfilme, Italo-Western) u. a. Hier steht noch ein großes Stück Arbeit bevor.

Auf der gemeinsamen Jahrestagung des Vereins der Bibliothekare an Öffentlichen Büchereien und des Deutschen Büchereiverbandes, die vom 16. bis 18. Mai 1969 in Bremen stattfand, wurde folgende Resolution gefaßt:

„Die zur Jahrestagung des Vereins der Bibliothekare an Öffentlichen Büchereien und des Deutschen Büchereiverbandes versammelten Mitglieder fordern in Erkenntnis der umfassenden Aufgaben des Öffentlichen Bücherei- und Bibliothekswesens, die Truppenbüchereien der Bundeswehr den allgemeinen Öffentlichen Büchereien anzugliedern.

Sie erwarten von den Fraktionen des Bundestags, daß sie sich dieser Forderung anschließen und einen entsprechenden Auftrag an den Herrn Bundesminister der Verteidigung erteilen.“¹

An dieser Entschließung muß zunächst schon der Umstand Erstaunen erwecken, daß eine solche Resolution überhaupt gefaßt werden mußte, anders gesagt: daß durch diese Resolution die Öffentlichkeit auf die Tatsache hingewiesen wurde, die Truppenbüchereien der Bundeswehr führen ein Eigendasein, sind kein Bestandteil des öffentlichen Büchereiwesens in der Bundesrepublik. Die Bremer Entschließung mit der Forderung, endlich etwas Selbstverständliches zu tun, was schon vor Jahren hätte geschehen müssen, die Truppenbüchereien den allgemeinen öffentlichen Büchereien anzugliedern, hat um so mehr Gewicht, da sie nicht nur vom Verein der Bibliothekare, sondern auch vom Deutschen Büchereiverband gefaßt wurde. Eine Einrichtung dieses Verbandes ist die Arbeitsstelle für das Büchereiwesen, deren Kuratorium Vertreter des Bundesinnenministeriums, der Ständigen Konferenz der Kultusminister, der Bundesvereinigung der Kommunalen Spitzenverbände, der Einkaufszentrale für Öffentliche Büchereien und Bibliothekare des öffentlichen Büchereiwesens angehören. In der Bremer Resolution steckt also wesentlich mehr, als ihr knapper Text auf den ersten Blick vermuten läßt. Sie enthält unter anderem eine harte Kritik an der bisher geübten Praxis im Truppenbüchereiwesen.

Doch in Bremen geschah noch mehr. Aus Anlaß der Bibliothekars-Jahrestagung fand eine öffentliche Diskussion unter dem Thema „Im Scheinwerferlicht: Die Bundeswehrlbibliotheken“ statt, an der die Bundestagsabgeordneten Karl Wienand (SPD), Carl Damm (CDU), der Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft

Wehrpolitik der FDP, Detlef Kühn und der Schriftsteller Günter Grass teilnahmen. Grass hielt das Einführungsreferat „Was lesen die Soldaten?“ und antwortete unter anderem:

„Sie lesen, wenn sie lesen, kunterbunt durcheinander. Keine ausgebildeten Bibliothekare haben jemals Gelegenheit gefunden, Truppenbüchereien aufzubauen, die dem Anspruch des ‚Bürgers in Uniform‘ genügen könnten. Ein Dr. Kopelke sitzt unnahbar im Bundesverteidigungsministerium und läßt unbehindert die Ideologie der Walter Flex und Beumelburg, der Dwinger und Grimm nachwachsen und Band für Band in Truppenbüchereien Urstände feiern. Nichts Überraschendes, denn der Fall Kopelke ist nur ein Pendant zum Fall Grashey, und der Zustand der Truppenbüchereien in der Bundeswehr ist, wie die weit verbreitete Mentalität Kopelke plus Grashey, eine Erklärung mehr für die zunehmende Anfälligkeit in der Bundeswehr, sich der NPD zu nähern oder sie gar zu wählen.“²

Bevor die Frage beantwortet werden soll, wer jener von Grass genannte Dr. Kopelke ist, zuständig für über tausend Truppenbüchereien, die sich bei Bataillonen, selbständigen Einheiten von mindestens Kompaniestärke, in den Schulen der Bundeswehr, in Lazaretten und bei Truppenübungsplatz-Kommandanturen im Ausland befinden, ist einem anderen Hinweis nachzugehen, der schlagartig Auskunft über den Zustand der Truppenbüchereien gibt: „Einer der profiliertesten Ratgeber für die Truppenbüchereien ist die Scharnhorst-Buchkameradschaft“, sagte Grass.

Die Scharnhorst-Buchkameradschaft ist ein Zweigunternehmen des Vowinkel-Verlages in Neckargemünd. Kurt Vowinkel, der schon seit 1923 verlegerisch tätig war und sich vor allem mit Geopolitik beschäftigte, brachte nach 1945 als eines der ersten Kriegsbücher über den Zweiten Weltkrieg Heinz Guderians „Erinnerungen eines Soldaten“³ heraus. Dem folgten Bücher des Nazi-Propagandisten Hans Fritzsche⁴ und des Nazi-Reichsarbeitsdienstführers Konstantin Hierl⁵. Der Vowinkel-Verlag veröffentlicht die Buchreihen „Die Wehrmacht im Kampf — Schlachten und Probleme des Zweiten Weltkrieges“ und „Landser am Feind — Das Erleben des Krieges“, die seit einigen Jahren den Titel „Im Blick zurück“ trägt. 1964 trat Kurt Vowinkel auch außerhalb seiner verlegerischen Tätigkeit als Vorsitzender jener „Gesellschaft für freie Publizistik“ hervor, die eine Art publizistisches Interessenkartell rechtsextremer Kreise darstellt⁶, einen „Ulrich-von-Hutten-Preis“ stiftete, der als erstem dem Amerikaner David L. Hoggan für sein Rechtsfertigungsbuch des Hitler-Krieges „Der erzwungene Krieg“⁷ verliehen wurde.

Die Scharnhorst-Buchkameradschaft war da, als die Bundeswehr ihre ersten Einheiten aufstellte, sie trat als „Buchgemeinschaft für Soldaten“ auf. Um auch Einfluß auf die Zusammenstellung der Truppenbüchereien nehmen zu können, wurden von der Scharnhorst-Buchkameradschaft und dem Vowinkel-Verlag Bücherkataloge unter dem Titel „Militärische Schriftweiser“ veröffentlicht. Bereits in dem zur Jahreswende 1957/58 erschienenen Katalog „Der zweite Weltkrieg im

Buch“ wurden rund 500 Titel angeboten und die im „Schriftweiser“ Heft 4 gedruckten Überlegungen: „Sittlich anfechtbare und unsoldatische Bücher sind auszuschließen... Bei aller Weltoffenheit stehen Werke deutscher Autoren und Probleme des Deutschtums im Vordergrund“, wurden zum Programm. So erschienen in den letzten Jahren Werbeschriften der Scharnhorst-Buchkameradschaft unter der Überschrift „Die Bücherei der Aufrechten“ und es wurden nicht nur Kriegs- und Militärbücher angeboten, sondern beispielsweise auch die Arbeiten des NPD-Ideologen Udo Walendy, die den Spuren Hoggans folgen und ebenfalls die Kriegsschuld Hitler-Deutschlands leugnen: „Wahrheit für Deutschland — Die Schuldfrage des zweiten Weltkrieges“ und „Europa in Flammen — Sachverständigenberichte“⁸.

Wesentlicher Bestandteil der Scharnhorst-Buchkameradschaft sind die beiden schon genannten Buchreihen des Vowinkel-Verlages. Die Reihe „Im Blick zurück“ veröffentlicht Kriegserlebnisliteratur, die im Niveau etwa mit den „Landser“-Heften zu vergleichen wäre. In der Reihe „Die Wehrmacht im Kampf“, die sich als Beitrag zur Kriegsgeschichte und zur Auswertung von Erfahrungen in der Truppenführung versteht, liegen fast 50 Bände vor. Herausgegeben wird die Reihe von dem ehemaligen Oberst und heutigen Oberarchivrat Hermann Teske, der Leiter des Militärarchivs im Bundesarchiv in Koblenz ist. Autoren der Reihe sind vor allem ehemalige Generale und Offiziere der Hitler-Wehrmacht, die hier einzelne Feldzüge und Schlachten des Zweiten Weltkrieges in ihren Büchern noch einmal nachvollziehen. Teske selbst trat schon 1940 als Autor im Verlag „Die Wehrmacht“ hervor: „Wir marschieren für Großdeutschland — Erlebtes und Erlauschtes aus dem großen Jahre 1938“. Der Vowinkel-Verlag veröffentlicht ferner Truppengeschichten sowie spezielle Schriften für die Bundeswehr.

Die Herausgebertätigkeit des Militärarchivleiters Teske für den Vowinkel-Verlag sowie der Umstand, daß zahlreiche Publikationen des Vowinkel-Verlages, Truppengeschichten wie Bände der Reihe „Die Wehrmacht im Kampf“, ohne Materialien aus dem Militärarchiv des Bundesarchivs gar nicht möglich gewesen wären, dürfte wohl eine Erklärung mit dafür sein, daß das Vowinkel-Zweigunternehmen Scharnhorst-Buchkameradschaft Einfluß auf die Zusammenstellung von Truppenbüchereien der Bundeswehr gewinnen konnte.

In seinem Bremer Referat stützte sich Günter Grass auch auf die Untersuchungen des Journalisten Bernd Juds, der acht Truppenbüchereien mit insgesamt 16 000 Titeln besucht hatte — Truppenbüchereien, die vom Bundesverteidigungsministerium ausgesucht worden waren und offensichtlich als Art „Musterbüchereien“ angesehen werden. Die Ergebnisse der Untersuchungen von Juds wurden im Herbst 1967 vom Westdeutschen Rundfunk in der Sendung „Schießt sich's mit Dwinger leichter?“⁹ an die Öffentlichkeit gebracht. Neben vielen guten Büchern stellte Juds fest, wie sehr sich in den Regalen der Truppenbüchereien auch noch das Gestern eingenistet hat. Er fand Bücher zahlreicher, zum Teil höchst prominenter Autoren des NS-Regimes, darunter von Carell, Dwinger, Hans Grimm,

Kernmayr, Galland, Guderian, Kesselring, Manstein und Ziesel. In einer Bücherei wurden sogar Bücher entdeckt, die direkt aus dem Dritten Reich stammten. Und man konnte in der Sendung die Meinungen von jungen Soldaten hören, die sich etwa über Mansteins Buch „Verlorene Siege“ oder über die antikommunistischen Machtwerke von Edwin Erich Dwinger wie „Die verlorenen Söhne“ oder „Die Armee hinter Stacheldraht“ äußerten. Gegen den üblichen Einwand, diese Bücher von Autoren aus der Nazizeit stellten doch „nur“ einen geringen Teil in den Truppenbüchereien dar, meldete Grass in Bremen berechtigten Widerspruch an:

„Hat es Sinn, die Rudel und Raeder, Beumelburg und Euringer, Hans Grimm und Heinz Steguweit nochmals und immer wieder aufzuzählen? Sollen wir uns trösten lassen von beschwichtigenden Hinweisen, etwa dieser Art, es seien allenfalls 10 Prozent Kriegserlebnis-Literatur in den Truppenbüchereien zu finden? Und ist die Frage — Was lesen die Soldaten? — durch das übliche Ausschaukeln der Proportionen zu beantworten, etwa mit Nachweisen: Auch die deutsche Nachkriegsliteratur ist vertreten; Böll wird viel und gern gelesen, und selbst der hier Vortragende kommt nicht zu kurz: sogar ‚Katz und Maus‘ findet sich in Truppenbüchereien? Ich meine, das Zusammenstellen und langfristige Erarbeiten von Bibliotheken — gleich, ob es sich um Stadtbibliotheken oder Truppenbüchereien handelt — darf nicht dem Zufall oder Gutdünken bemühter Laien überlassen bleiben; denn wenn das Bundesverteidigungsministerium sich hier liberal zu geben meint, räumt die gleiche Behörde zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Mentalität Kopelke plus Grashey den notwendigen Spielraum ein, auf dem die NPD innerhalb der Bundeswehr zusätzlich Stützpunkte errichten kann.“¹⁰

Das besondere Verdienst der Sendung von Bernd Juds bestand darin, daß er den Verantwortlichen für die Truppenbüchereien — Dr. Wolfdietrich Kopelke im Referat „Truppenbetreuung“ der Bundeswehr — namhaft machte. Kopelke, Jahrgang 1914, hatte erste Bucherfolge im Dritten Reich, war Unterabteilungsleiter im Zentralbüro der „Deutschen Arbeitsfront“ und während des Krieges Infanterieoffizier. Nach seiner Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft trat er im Kreis der „Ehemaligen“ hervor, publizierte in dem der Familie Hans Grimms gehörenden NPD-freundlichen Klosterhaus-Verlag in Lippoldsberg und nahm auch, im Kreise prominenter Naziautoren wie Gerhard Schumann, Erich Kernmayr, Hans Grimm und Will Vesper, an „Lippoldsberger Dichtertagen“ teil, die zu einem alljährlichen Treffpunkt ehemaliger Nazis und Neofaschisten geworden sind.

1964 veröffentlichte der Klosterhaus-Verlag Kopelkes Roman „Zeitspur“. Zwei kurze Leseproben:

„Wir haben nichts Böses getan, wir haben keine Verbrechen begangen, wir lehnen es ab, als Dummköpfe angesehen zu werden, wir trampeln nicht auf unserer Ehre herum.“¹¹

„... wenn ich denke, wie Meinungen unser Vaterland erniedrigen, erklärt sich

mir unsere Niederlage, unser Elend. Ich frage mich, ob es wirklich die Sieger dieses Krieges waren, die gesiegt haben. Ob wir nicht nur verloren haben. Uns selbst besiegt. Und das ist ein Unterschied zu dem geltenden Sieg.“¹²

Ein Mann, der solche Bekenntnisse schreibt, verantwortlich für die Truppenbüchereien der Bundeswehr — dazu ist ein weiterer Kommentar wohl kaum noch nötig. Bei den Nazis hatte sich Kopelke zum Krieg als „Maß aller Dinge“ bekannt und heute sind wohl das mindeste, was er den Truppenbibliotheken empfiehlt, jene Bücher, in denen von den „verlorenen Siegen“ und den „verratenen Schlachten“ gesprochen wird.¹³

Über die Reaktionen auf die Sendung über die Truppenbüchereien berichtete der WDR Anfang 1969.¹⁴ Neben zahlreichen Presseäußerungen zu der Rundfunksendung gab es zwar auch ein parlamentarisches Nachspiel in der Fragestunde des Bundestages vom 8. Dezember 1968, in der Auskünfte über die neonazistische Literatur in den Bundeswehr-Truppenbüchereien und über Dr. Kopelke verlangt wurden. Die Antworten der Regierungsseite waren, gelinde gesagt, ausweichend. Und der WDR stellte in seiner Sendung über die Reaktionen auf die Enthüllungen von Bernd Juds fest: „In den Truppenbüchereien, so durften wir vermuten, war alles Wesentliche beim Alten geblieben: der Referent im Amt, die Bücher in den Regalen.“ Und auch Grass mußte Mitte Mai 1969 in Bremen vermerken, daß Dr. Wolfdietrich Kopelke nach wie vor die Truppenbüchereien der Bundeswehr betreut.

Einen besonderen Fürsprecher fanden Kopelke und die von ihm betreuten Truppenbüchereien — und das konnte nicht weiter überraschen — in dem Zentralorgan der neofaschistischen NPD „Deutsche Nachrichten“. Dort wurde schon von der Überschrift her eine eindeutige Antwort auf die Fragestellung der WDR-Sendung von Bernd Juds gegeben: „Mit Dwinger schießt sich's besser!“¹⁵ Dieses eindeutige Bekenntnis zu dem militant antikommunistischen Autor, Träger des faschistischen „Dietrich-Eckart-Preises“, dem einstigen Mitglied des „Reichskulturkammer“ der faschistischen „Reichskulturkammer“ und SS-Obersturmführer, sah, was seine Bücher betraf, so aus: „Solche Bücher weichen nicht dem schuldhaft-tragischen Verhängnis der deutschen Geschichte aus, das unentrinnbar zu sein scheint.“ Und der „in diesem Schrifttum erfahrene zivile Berater Wolfdietrich Kopelke“ wurde als „Sündenbock“ vorgestellt, den die „Pazifisten und Vaterlandsverächter“ gefunden haben: „Man nimmt Kopelke übel, daß er sich zur deutschen Vergangenheit bekannt, wo der Krieg das Maß aller Dinge war.“ Höhepunkt der NPD-Verteidigung der Naziautoren in den Truppenbüchereien war der Satz: „Es mag so manchen kopfscheu machen, aber es ist nun einmal so: Für einen Bundeswehrsoldaten schießt sich's mit Dwinger noch immer leichter als mit einem Kommunisten...“ Auch in anderen Fällen bestätigte die NPD-Wochenzeitung „Deutsche Nachrichten“, daß Nationalismus und Militarismus Zwillingbrüder sind und die Neofaschisten die Traditionen aus dem Großdeutschen Reich aufgenommen haben. Ob nun, um nur zwei Beispiele zu nennen, im

Dezember 1967 ein Loblied auf die „Landser“-Hefte aus dem Pabel-Verlag gesungen wurde¹⁶, jene militaristische Groschenheft-Reihe, die einen nicht unwesentlichen Einfluß vor allem auf Jugendliche ausgeübt hat und noch ausübt¹⁷, oder ob Anfang 1969 das angeblich „falsche Leitbild“ der Bundeswehrsoldaten beklagt wurde.¹⁸ Für die NPD-Propaganda ist der Zweite Weltkrieg, der „tapfere Kampf deutscher Soldaten für ihr Vaterland“, und die Forderung nach Übernahme dieser Traditionen für die Bundeswehr ein wesentlicher Angelpunkt. Als zentrale Motive der nationalistischen Presse, die fast unverändert aus der Weimarer Republik übernommen wurden, und für die gesamte nationalistische Publizistik, vor allem aber für die NPD-Publizistik gelten, nennt Reinhard Kühnl:

„1. Die Niederlage Deutschlands wird auf ‚Verrat‘ und mangelnde innere Geschlossenheit zurückgeführt. Diese ‚Dolchstoßlegende‘ soll die durch die militärische Niederlage angeschlagene nationale Überheblichkeit erneut stabilisieren und zugleich Demokraten und Widerstandskämpfer als ‚Landesverräter‘ brandmarken.

2. Die ‚Lüge von Deutschlands Kriegsschuld‘ soll mit allen Mitteln bekämpft, die ‚gewissenlose Clique zersetzender Intellektueller‘ in Wissenschaft und Publizistik, die sich dieser Ansicht nicht anschließen will, ‚ausgemerzt‘ werden.

3. Eine gezielte Kampagne, die nicht nur Sozialisten, sondern auch Gewerkschafter, Sozialdemokraten und schließlich liberale Demokraten als ‚Handlanger des Bolschewismus‘ diffamiert, schafft eine Atmosphäre, in welcher rationale Argumente nicht mehr zählen.

4. Die bestehende demokratische Ordnung wird als ‚unecht‘, als ‚undeutsch‘, als von den Siegern aufgezwungen denunziert.

5. Volk und Vaterland, Nation und Gemeinschaft, Rasse und Elite, Autorität und Ordnung sind die Begriffe, mit deren Hilfe die ‚staatserhaltenden Kräfte‘ die bestehende Verfassungsordnung angreifen und zugleich ihre imperialistischen Ansprüche begründen.

6. In einer ersten Phase sollen die durch die Niederlage im Kriege verlorengegangenen Gebiete zurückerobert werden, in einer zweiten soll Deutschland ein mächtiges Reich errichten, dem eine hegemoniale Stellung in Europa zukommt.

7. Die Berufung auf ‚Philosophen‘ wie Oswald Spengler und Paul de Lagarde, die sich für antidemokratische Polemik besonders gut eignen, vermitteln den Anschein von Seriosität und Niveau.

Der Aufstieg der NPD deutet darauf hin, daß die Formierung faschistoider Ideologien zu einer politischen Bewegung, daß die Umsetzung der ‚Theorie‘ in politische Praxis begonnen hat.“¹⁹

Für diese Propaganda der nationalistischen Presse bestehen personell die besten Voraussetzungen. Führende Positionen haben Leute inne, die ihr Handwerk unter Joseph Goebbels gelernt haben. So sind Redakteure und Hauptautoren der NPD-Presse, sowohl der „Deutschen Nachrichten“ als auch der mit ihr liierten

„Deutschen Wochen-Zeitung“²⁰, Erich Kernmayr, Peter Kleist und Heinrich Härtle.²¹

Erich Kernmayr, einer der Kollegen des Dr. Kopelke auf den „Lippoldsberger Dichtertagen“, war einst Gaupresseamtsleiter von Wien und während des Krieges SS-Obersturmbannführer und SS-Kriegsberichterstatter. Er bearbeitet vor allem die Gebiete Kriegsgeschichte und Militärwesen in der nationalistischen Presse. Neben seiner Redakteurstätigkeit ist er ständiger Mitarbeiter der „Klüter-Blätter“, des „Deutschen Studenten-Anzeigers“ und der Zeitschrift „Nation Europa“²² und hat auch verschiedene Bücher veröffentlicht. Meistens publiziert er unter dem Pseudonym Erich Kern.

Dr. Peter Kleist war einst Ministerialdirigent und Leiter der Politischen Abteilung Ost in Alfred Rosenbergs Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete. Nach 1945 war er anfangs aktiv in der DRP tätig, betrieb dann aber vor allem seine journalistische und schriftstellerische Arbeit. Beiträge von ihm erschienen und erscheinen im „Reichsruf“, „Deutsche National-Zeitung“, „Deutsche Wochen-Zeitung“, „Deutsche Nachrichten“, „Deutscher Studenten-Anzeiger“, „Nation Europa“ und „Klüter-Blätter“. Von Kleist erschienen auch mehrere Bücher, darunter seine NS-Apologie „Auch Du warst dabei“, die zu einem Standardwerk rechtsradikaler Geschichtsklitterung geworden ist.²³ Kleist ist Mitglied der schon erwähnten „Gesellschaft für freie Publizistik“, die unter Vorsitz des Verlegers Kurt Vowinkel an die Öffentlichkeit trat, als der erste Hutten-Preis an Hoggan vergeben wurde.

Heinrich Härtle, NSDAP-Mitglied seit 1927, war im Dritten Reich Sekretär Alfred Rosenbergs und verfaßte, vor allem für die DAF-Schulung, zahlreiche Schriften. Sein 1944 im Mythos-Verlag veröffentlichtes antisemitisches Pamphlet „Die ideologischen Grundlagen des Bolschewismus, Marxismus, Leninismus, Stalinismus“, in dem von der „alljüdischen Zersetzung“ die Rede war und zu der Rosenberg ein Vorwort geschrieben hatte, ließ Härtle 1955 ohne Rosenbergs Vorwort und mit geringfügigen Änderungen unter dem Pseudonym Helmut Steinberg und unter dem Titel „Marxismus, Leninismus, Stalinismus — Der geistige Angriff aus dem Osten“ im Hamburger Holsten-Verlag erneut erscheinen. Als „Helmut Steinberg“ schrieb Härtle auch bis Mitte 1965 im „Reichsruf“ und in den „Deutschen Nachrichten“. 1955 gab Härtle im Plesse-Verlag angeblich letzte Aufzeichnungen des in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher hingerichteten NSDAP-Reichsleiters und Ministers für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, unter dem Titel „Ideale und Idole der nationalsozialistischen Revolution“ heraus. Dieses Buch war übrigens Anlaß dafür, daß Buchhändler auf der Frankfurter Buchmesse 1955 den Stand des Plesse-Verlages kurzerhand entfernten. Wie sich später herausstellte, hatte Härtle die Aufzeichnungen seines Chefs stark redigiert und manipuliert.

Zum 60. Geburtstags Heinrich Härtles schrieb Hans W. Hagen²⁴ in jener typisch schwülstigen Schreibweise, durch die sich viele Naziautoren auszeichnen, u. a.:

„Soll ich die wichtigsten Bäume, die Du in erhaben-verbissener Einsamkeit in das Odland unserer Not gesenkt hast und in der wöchentlichen Kulturarbeit weiterpflegst, eigens nennen? Da ragen Bücher heraus: ‚Kriegsschuldlüge und Friedensvertrag‘ (1957), ‚Sowjets siegen durch Spione‘ (1959), ‚Freispruch für Deutschland‘ (Auseinandersetzung mit dem Nürnberger Tribunal, 1965). Im nächsten Jahr folgt ‚Die Kriegsschuld der Sieger‘ (Churchills, Roosevelts und Stalins Verbrechen gegen den Weltfrieden). Und 1968 wurde Dein Programm fortgesetzt, als Du zum Gegenangriff übergingst mit Deinem Buch ‚Amerikas Krieg gegen Deutschland — Wilson gegen Wilhelm II., Roosevelt gegen Hitler‘.

Die Buchtitel anführen, heißt allein schon Deinen Mut, Charakter und Dein Können andeuten. Denn wehe, wenn auch nur ein Kommata falsch wäre bei Dir, gleich würden sie zum Vorwand genommen, Deine Stimme zum Schweigen zu bringen.“

In diesem Geburtstagsartikel bestätigt sich, wie sehr sich Alt- und Neonazis in selbst verfaßten Märtyrerrollen gefallen. Denn die von Hagen genannten Buchtitel sprechen tatsächlich für sich. Ungehindert — gegen keine der dreisten neofaschistischen Propagandathesen Härtles trat ein Staatsanwalt auf (von einem „falschen Kommata“ nicht zu reden) — konnte unter Mißbrauch der Presse- und Publikationsfreiheit in Büchern wie diesen das ideologische Rüstzeug für nationalistische und chauvinistische Politik verbreitet werden.

Hagen und Härtle fühlen sich durch die Nazizeit verbunden, wenn auch der Begriff „Nazizeit“ oder ein ähnlicher in diesem Geburtstagsartikel fehlt, in dem viel von der schweren Zeit (für Nazis) nach 1945 die Rede ist.

Dr. Hans W. Hagen, der zu den Mitarbeitern der Goebbels-Zeitung „Das Reich“ gehörte, war jener Offizier, der nach dem 20. Juli 1944 vom Leutnant zum Hauptmann befördert wurde. Von der Wehrmacht ins Goebbels-Ministerium abkommandiert, war er am 20. Juli dem Berliner Wach-Bataillon zugeteilt. Er veranlaßte seinen Kommandeur Otto Ernst Remer²⁵, sich durch Kontakt mit Goebbels davon zu überzeugen, ob Hitler durch das Attentat von Stauffenberg tatsächlich getötet worden sei. Auch nach 1945 war Hagen noch stolz darauf, daß seine Initiative dazu beigetragen hat, die Offiziersverschwörung vom 20. Juli 1944 zu verhindern.²⁶ Hagen gilt in nationalistischen Blättern als „Kultur-experte“ und schreibt neben den „Deutschen Nachrichten“ u. a. auch in den „Klüter-Blättern“. Das Niveau dieser „Kulturpolitik“ wird dadurch charakterisiert, daß Hagen Bertolt Brecht als „literarischen Strauchdieb, ästhetischen Non-Valeur und Sittenstrolch“²⁷ beschimpfte.

Der von Hagen mit Mut, Charakter und Können gefeierte Härtle ist auch heute noch Verfasser antisemitischer Artikel. In der NPD-Wochenzeitung „Deutsche Nachrichten“ lieferte Härtle Beispiele für einen „modernen“ Antisemitismus.²⁸ Härtle, Kleist und Kernmayr geben in den „Deutschen Nachrichten“ wie in der „Deutschen Wochen-Zeitung“ den Hauptton an. Verlagsinhaber bzw. Verlagsleiter der Deutschen Nachrichten Verlag GmbH, in der das NPD-Zentralorgan

veröffentlicht wird, und des National-Verlages (beide Hannover), in der die „Deutsche Wochen-Zeitung“ erscheint, ist der ehemalige SS-Hauptsturmführer Waldemar Schütz, der dem Parteivorstand der NPD als Leiter des Amtes Presse und Information angehört.

Im National-Verlag erscheint auch seit 1960 der „Deutsche Studenten-Anzeiger“, der als Redaktionsanschrift zunächst dieselbe Schwetzinger Postfachnummer angab, die zuvor das verbotene Organ des „Bundes Nationaler Studenten“ hatte. Der „Deutsche Studenten-Anzeiger“, der auch ideell ein Nachfolgeorgan der BNS-Zeitschrift „Student im Volk“ ist und an verschiedenen Universitäten in Lokalausgaben erscheint (z. B. „Marburger Studenten-Anzeiger“ und „Gießener Studenten-Anzeiger“), versucht die nationalistische NPD-Politik in die Studentenschaft zu tragen. So zeichnet sich der „Deutsche Studenten-Anzeiger“ beispielsweise durch faschistische Diffamierungskampagnen gegen Professoren und Dozenten aus, die nicht mit dem Weltbild nationalistischer Publizisten und Politiker übereinstimmen. Auch in der Propaganda des „Deutschen Studenten-Anzeigers“ sind alle Hauptmotive der nationalistischen Presse enthalten.²⁹

Der Verleger der „Deutschen Nachrichten“, der „Deutschen Wochen-Zeitung“ und des „Deutschen Studenten-Anzeigers“, Waldemar Schütz, ist auch Inhaber eines Buchverlages in Göttingen, der zunächst als Plesse-Verlag firmierte, dort eine ganze Reihe von Büchern zur Verherrlichung der Waffen-SS publizierte, und seitdem dieses Unternehmen vom Buchhändler-Börsenverein zur Frankfurter Buchmesse nicht mehr zugelassen wird, als Verlag K. W. Schütz auftritt. In einer Selbstauskunft des Schütz-Verlages heißt es: „Der Verlag befaßt sich mit der Herausgabe von Büchern über Zeitgeschichte, Politik und politischen Nachschlagewerken.“³⁰ Hier veröffentlichen die Redakteure und Hauptautoren der „Deutschen Nachrichten“ und der „Deutschen Wochen-Zeitung“, Härtle, Kernmayr und Kleist die meisten ihrer Bücher. Hier kam der Nazi-Oberst Hans-Ulrich Rudel³¹ ebenso zu Wort wie Emmy Göring mit ihren Erinnerungen.³² Auch dem Altnazi und einstigen Intendanten des Nationaltheaters in Weimar, Hans Severus Ziegler, der bei dem völkischen Literaturhistoriker Adolf Bartels³³ promovierte und die NSDAP-Mitgliedsnummer 1317 hatte, gab Schütz Gelegenheit, Erinnerungen unter dem Titel „Adolf Hitler, aus dem Erleben dargestellt“, zu veröffentlichen. Hans W. Wagen begeisterte sich im Dezember 1964 in der „Deutschen Wochen-Zeitung“ über Zieglers Buch:

„Welche Wohltat, ... den Menschen Adolf Hitler durch Hans Severus Ziegler dargestellt zu sehen. Der einstige Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters in Weimar begegnete Hitler auf der Ebene der Kultur ... Ziegler zeigt den kulturerrgriffenen Hitler, denn er hat ihn so erlebt.“

Wo man sich für den „kulturerrgriffenen Hitler“ begeistert, braucht man sich nicht zu wundern, wenn die NPD in ihren Organen und den von ihr beeinflussten Zeitungen und Verlagen das Kulturverständnis der Nazis in die Gegenwart hinüber zu retten versucht. Im NPD-Manifest heißt es: „Wir befinden uns in einem

Abwehrkampf auf Leben und Tod gegen die geistig-erzieherische Seite des Morgenthau-Planes, gegen die Demontage des Charakters, gegen die Reeducation im weitesten Sinne, die planmäßige Unterminierung unseres Wesens. Es gibt ein UNESCO-Programm speziell für Deutschland und es gibt entsprechende „Richtlinien“ nicht nur für den Geschichts-, sondern auch für den Deutsch-, Religions- und Kunstunterricht. Im Rahmen dieses Programms ist Kafka kein Zufall, Brecht kein Zufall, Chagall kein Zufall, auch Walther Hofer, Eugen Kogon und Golo Mann natürlich nicht. Ambivalenz, Verfremdungsstil, Selbstbezeichnung und Verneinung der dem Volk wesensgemäßen Wertmaßstäbe auf allen Gebieten, das alles gehört zum Programm, und gegen alles hat man sich daher zu wehren, wenn man nicht von vornherein kapitulieren und innerlich absterben will.“³⁴

So einfach ist es also für die Nationalisten mit ihnen nicht genehmen kulturellen Äußerungen. Sie werden auf ein UNESCO-Programm, d. h. auf eine „überstaatliche“, nichtdeutsche und daher antideutsche Institution geschoben, die kein anderes Ziel kennt, als die dem deutschen Volk „wesensgemäßen Wertmaßstäbe“ auf allen Gebieten zu vernichten.

Der ehemalige SS-Führer und heutige NPD-Funktionär Waldemar Schütz ist auch an der Monatszeitschrift „Nation Europa“, einem Sprachrohr des europäischen Faschismus, beteiligt. Verleger, Herausgeber und Schriftleiter der von deutschen, schwedischen und amerikanischen Faschisten gegründeten und seit 1951 in Coburg erscheinenden Zeitschrift³⁵ ist der ehemalige Obertruppführer im Ausbildungswesen der SA und SS-Sturmbannführer Arthur Ehrhardt — heute NPD-Stadtrat in Coburg.

Hält Ehrhardt schon seit langem enge Kontakte zu dem einstigen stellvertretenden Reichspressechef und Leiter des Pressepolitischen Amtes, SS-Obersturmführer Helmut Sündermann, heute Chef des Druffel-Verlages in Leoni am Starnberger See³⁶, so ist neben dem NPD-Verleger Schütz seit 1964 auch der Herausgeber der „Deutschen National-Zeitung“, Gerhard Frey, mit einem maßgeblichen Kapitalanteil an „Nation Europa“ beteiligt. Frey, gegen den ein Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht läuft, betreibt seine nationalistische Hetze neben der „National-Zeitung“ auch in Blättern, die Einfluß auf die Landsmannschaften zu nehmen suchen: „Schlesische Rundschau“, „Der Sudetendeutsche“ und „Teplitz-Schönauer Anzeiger“; neuerdings auch in der Monatszeitung „Deutscher Bauer“. Obwohl sich aus taktischen und persönlichen — nicht aus prinzipiellen — Gründen die „Deutsche National-Zeitung“ und ihre Kopfblätter und Zeitungen der NPD gegenüber der Öffentlichkeit hin und wieder „bekämpfen“, gibt es also in der „Nation Europa“, dem theoretischen Organ des europäischen Faschismus, für beide westdeutsche neofaschistischen Gruppierungen eine gemeinsame Basis.

Dazu trägt auch die „Gesellschaft für freie Publizistik“ bei. Zu ihren Mitgliedern gehören neben den genannten auch ein Redakteur der „Deutschen National-Zei-

tung“ und der Druffel-Verlags-Chef Sündermann. Und in den neofaschistischen Zeitungen, den Blättern Freys wie in der NPD-Presse, werben rechte Verlage regelmäßig für ihre Bücher: der Druffel-Verlag, der Türmer-Verlag Herbert Böhmes, der Klosterhaus-Verlag, der Verlag der „Deutschen Hochschullehrer-Zeitung“, in dem Hoggans Buch „Der erzwungene Krieg“ erschien, und ebenso Unternehmen, in denen militaristische und Kriegsbücher veröffentlicht werden. Alle diese Unternehmen leisten, auch wenn sie sich noch so unabhängig geben, der NPD publizistische Zubringerdienste. Das eingangs dargestellte Beispiel, wie es in den Truppenbüchereien der Bundeswehr aussieht, gilt sinngemäß auch für andere Bereiche.

In seiner NPD-Untersuchung schreibt Reinhard Kühnl:

„Angesichts dieser Vielzahl rechtsextremer und neofaschistischer Publikationen, die der breiten Skala autoritären Bewußtseins entspricht und sowohl die Mystifizierung und Rechtfertigung des historischen Nationalismus als auch aktuelle faschistische Ziele verfolgt, ist der Schluß erlaubt, daß hier eine der wichtigsten Voraussetzungen für die rapide Aufwärtsentwicklung der NPD zu suchen ist. Die antidemokratischen Denkformen, mit denen die nationalistische, völkische und konservative Presse in der Weimarer Republik das Bewußtsein breiter Bevölkerungsschichten jahrelang präpariert hatte, wurden von der NSDAP zu einer politischen Massenbewegung formiert, die schließlich die Demokratie aus den Angeln hob.“³⁷

³⁴ Text nach Mitteilung des Vereins der Bibliothekare an Öffentlichen Büchereien e. V. (VBB), Sekretariat Bremen I.

³⁵ Günter Grass, „Was lesen die Soldaten?“ in „Weser-Kurier“, Bremen, Nr. 115, 17./18. Mai 1969, Seite 37.

³⁶ Guderians Buch erschien schon 1951. In diesen Anfangsjahren der militaristischen Propaganda nach dem Zweiten Weltkrieg schrieb der ehemalige Generaloberst, der jenem „Ehrenhof“ angehört hatte, der die am 20. Juli 1944 beteiligten Offiziere aus der Wehrmacht ausstieß und sie dem Henker Freisler auslieferte, auch ein Vorwort zu dem Buch „Waffen-SS im Einsatz“ aus dem Plesse-Verlag, Göttingen. Guderian starb 1954.

³⁷ Hans Fritzsche, „Das Schwert auf der Waage“, 1953.

³⁸ Konstantin Hierl, „Gedanken hinter Stacheldraht — Eine Lebensschau“, „Im Dienst für Deutschland 1918—1945“, „Schuld oder Schicksal — Studie über Entstehung und Ausgang des zweiten Weltkrieges“.

³⁹ Über die „Gesellschaft für freie Publizistik“ und andere publizistische Einrichtungen des Rechtsextremismus siehe: Reinhard Kühnl, Rainer Rilling, Christine Sager, „Die NPD. Struktur, Ideologie und Funktion einer neofaschistischen Partei“, edition suhrkamp 318, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1969.

⁴⁰ David L. Hoggan, „Der erzwungene Krieg — Die Ursachen und Urheber des zweiten Weltkrieges“, Verlag der Deutschen Hochschullehrer-Zeitung, Tübingen, 1961 — Von den zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Hoggan-Buch sei nur genannt: Gotthard Jasper, „Über die Ursachen des Zweiten Weltkrieges — Zu den Büchern von A.J.P. Taylor und David L. Hoggan“, in „Vierteljahresshifte für Zeitgeschichte“, Stuttgart, 1962, Heft 3, Seite 311 ff.

⁴¹ erschienen im Verlag für Volkstum und Zeitgeschichtsforschung, Vlotho/Weser.

⁴² Bernd Juchs, „Schießt sich's mit Dwinger leichter?“ — Die Truppenbüchereien der Bundeswehr, Westdeutscher Rundfunk, Köln, 28. September 1967, I. Programm, 20.30 Uhr.

⁴³ Günter Grass, „Was lesen die Soldaten?“ a.a.O.

⁴⁴ Wolf Dietrich Kopelke, „Zeitspur — Roman einer Generation“, Klosterhaus-Verlag, Lippoldsberg, 1964, Seite 158.

⁴⁵ ebenda, Seite 287.

⁴⁶ Hitlers Feldmarschall Erich von Manstein schrieb das Buch „Verlorene Siege“ (Athenäum Verlag, Frankfurt am Main, 1955), Hitlers Generaloberst Hans Friedländer „Verratenen Schlachten — Die Tragödie

Lieber Freund,

in Deinem letzten Brief kam die Ungeduld vieler Freunde angesichts des Aufder-Stelle-Tretens der Pariser Vietnam-Konferenz zum Ausdruck. Man weiß, daß die Verantwortung für diesen Zustand bei der Nixon-Regierung liegt. Und doch bleibt zu innerst eine Frage: Warum fordern die Vietnamesen unaufhörlich den vollständigen, schnellen und bedingungslosen Abzug der US-Truppen, wo doch die USA bereits begonnen haben, bestimmte Einheiten aus Süd-Vietnam abzugeben? Treibt man damit nicht den Gegner zum Äußersten, ist das nicht eine „harte“, für einen Kompromiß schädliche Haltung?

Wäre es nicht richtig, zuerst zu überlegen: Was bedeuten diese mit viel Aufwand bei der Pariser Konferenz verkündeten Truppenabzüge wirklich? Und ist die vietnamesische Position unrealistisch und unlogisch? Oder wäre sie vielleicht die einzig vernünftige und richtige, um den Aggressionskrieg in Vietnam zu beenden? Ein Krieg, der inzwischen die Grundmauern der amerikanischen Gesellschaft erschüttert und der auf immer größeren Widerstand bei den Amerikanern selbst stößt, wie Du bei den Demonstrationen im Oktober sehen konntest?

Nixon kam zu einer Zeit ins Weiße Haus, in der sich die USA mit ihrem Aggressionskrieg in Vietnam vor ernststen Schwierigkeiten sahen; eine halbe Million Soldaten des Expeditionskorps ist in einen ausweglosen endlosen Krieg verwickelt. Die stark ansteigenden amerikanischen Verluste und die aufsehenerregenden Niederlagen (während des Tết-Festes Mau Than 1968) haben schließlich die öffentliche Meinung in den USA in Bewegung gebracht; sie verlangt die Lösung der amerikanischen Bindungen in Vietnam und den Abzug des Expeditionskorps. Auch W. Fulbright, Präsident der Kommission für Ausländische Angelegenheiten im Senat, hat in einer genauen, begründeten Analyse die Vietnam-Politik der amerikanischen Regierung hart kritisiert. Seiner Meinung nach ist das Vietnam-Problem eine der Folgen der Außenpolitik der USA, die sich immer in Angelegenheiten einmischen wollen, die sie nichts angehen.

Dazu kommen andere innere Probleme in sozialen, wirtschaftlichen und finanziellen Bereichen, die der Regierung Nixon Sorgen machen. Man mußte um jeden Preis durch geeignete Maßnahmen die Volksbewegung eindämmen, die die ge-

der deutschen Wehrmacht in Rumänien und Ungarn" (Holsten-Verlag, Hamburg, 1956). Beide Titel wurden zum Synonym für einen großen Teil der westdeutschen Kriegsliteratur, in der „verlorene Siege“ und „verratene Schlachten“ beklagt und damit erneut Dolchstoßlegenden verbreitet wurden.

¹⁴ Bernd Judd, „Schießt sich's mit Dwinger leichter? Die Truppenbüchereien der Bundeswehr. Was war, was wurde: Reaktionen auf eine Sendung des WDR.“ Westdeutscher Rundfunk, Köln, 14. Januar 1969, I. Programm. 20.45 Uhr.

¹⁵ Jochen Ernst, „Mit Dwinger schießt sich's besser! — Bundeswehrbüchereien unter der Diktatur der Meinungsmonopolisten“, in: „Deutsche Nachrichten“, Nr. 44/1967.

¹⁶ „Der Jugend das Fronterleben nahegebracht — Die „Landser“-Hefte schreiben die Wahrheit“, „Deutsche Nachrichten“, Nr. 50/1967.

¹⁷ Über „Landser“-Hefte und andere militaristische Massenliteratur findet sich u. a. Material in: Klaus Ziermann, „Romane vom Fließband — Die imperialistische Massenliteratur in Westdeutschland“, Dietz-Verlag, Ostberlin, 1969.

¹⁸ „Es geht um das Leitbild des Soldaten“, „Deutsche Nachrichten“, Nr. 7 u. 8/1969.

¹⁹ Reinhard Kühnl u. a., „Die NPD ...“ a. a. O. Seite 63/64.

²⁰ Die „Deutsche Wochen-Zeitung“ erscheint seit 1958, hatte zunächst eine Anzahl von Seiten mit dem DRP-Organ „Reichsruf“ gemeinsam, seit der Umwandlung des „Reichsruf“ in die „Deutschen Nachrichten“ 1965 sind in jeder Ausgabe viele Seiten mit dem NPD-Organ identisch. Die „Deutsche Wochen-Zeitung“ wendet sich an Leserschichten, die durch ein Parteiorgan nicht unbedingt angesprochen werden.

²¹ Die folgenden Angaben sind vor allem entnommen: Hermann Bott, „Die Volksfeindideologie — Zur Kritik rechtsradikaler Propaganda“, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1969. Dieser Band enthält auch weitere Kurzbiographien rechtsradikaler Publizisten.

²² Die „Klüter-Blätter“ (benannt nach dem Berg Klüt bei Hameln) sind die Zeitschrift des „Deutschen Kulturwerkes europäischen Geistes“, die von Herbert Böhme, einst SA-Sturmhauptführer und Reichsfachschaftsleiter für Lyrik in der Reichsschrifttumskammer, in seinem Türmer-Verlag, Lochham bei München, seit 1950 herausgegeben wird. Das „Deutsche Kulturwerk“ und seine Mitglieder sind eng liiert mit den „Lippoldsberger Dichtertagen“. Zum 15jährigen Bestehen des „Deutschen Kulturwerkes“ sandte der NPD-Parteivorstand an Böhme ein Grußtelegramm (veröffentlicht in „Deutsche Nachrichten“ Nr. 42/1965) und sprach ihm und seinen Mitarbeitern für ihr entscheidendes Wirken zur seelischen und geistigen Erneuerung unseres Volkes die Anerkennung und den Dank der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands aus. — Auf die Zeitschriften „Deutscher Studenten-Anzeiger“ und „Nation Europa“ wird im folgenden Text noch eingegangen.

²³ Das genannte Buch von Peter Kleist „Auch Du warst dabei!“ erschien 1953 im Göttinger Plesse-Verlag und wurde vom Verlag als „Darstellung der Haltung des deutschen Volkes in einer Zeitspanne der höchsten Kraftentfaltung und des tiefsten Sturzes“ bezeichnet. Weiter hieß es: „Kleist sucht nicht nach krimineller Schuld oder Kollektivschuld. Er sucht nach den Gründen und Hintergründen einer Entwicklung, die mit den bisher angewandten Mitteln mehr verhüllt als geklärt worden ist.“

²⁴ In den „Deutschen Nachrichten“ Nr. 8/1969 unter dem Titel „Was Dich nicht umbrachte, machte Dich stärker!“

²⁵ Remer, der nach 1945 führend in der „Sozialistischen Reichspartei“ (SRP), die später verboten wurde, tätig war, schrieb in seinem Buch „20. Juli 1944“ (Verlag Hans Sief, Hamburg-Neuhaus/Oste, 1951, S. 7): „Ich würde es jedoch nicht wagen, in einer so heiklen Frage das Wort zu ergreifen, wenn ich nicht auch heute noch von der Notwendigkeit meines Eingreifens am 20. Juli 1944 überzeugt, ja sogar entschlossen wäre, in ähnlicher Lage wieder ebenso zu handeln ...“

²⁶ Vgl. Hans W. Hagen, „Zwischen Eid und Befehl, Tatzeugenbericht vom 20. Juli 1944“, Türmer-Verlag, Lochham b. München.

²⁷ „Klüter-Blätter“, Heft 8-9/1962, Seite 49.

²⁸ Vgl. z. B. „In Auschwitz geschahen Kriegsverbrechen“, „Deutsche Nachrichten“, Nr. 35/1965.

²⁹ Eine treffende Analyse des „Deutschen Studenten-Anzeigers“ ist 1967 von der Marburger Studentenzeitschrift „sine sine“ veröffentlicht worden: „Neofaschismus an der Universität — Analyse des Deutschen Studenten-Anzeigers“.

³⁰ Ausstellerverzeichnis der Frankfurter Buchmesse 1968, Seite 326.

³¹ Von Rudel erschienen die Bücher „Trotzdem“, „Aus Krieg und Frieden“ und „Zwischen Deutschland und Argentinien“. Die beiden ersten Titel wurden 1960 von der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften indiziert.

³² Emmy Göring, „An der Seite meines Mannes — Begebenheiten und Bekenntnisse“, Verlag K. W. Schütz, Göttingen, 1967.

³³ Um den 1945 gestorbenen antisemitischen Literaturhistoriker Adolf Bartels ist besonders in Dithmarschen noch in den letzten Jahren ein Kult betrieben worden. Gegen einen Pastor in Wesselburen und gegen Lehrer in Meldorf und Heide wurde noch 1964 vorgegangen, weil sie es gewagt hatten, gegen den Bartels-Geist zu protestieren.

³⁴ Mit dem NPD-Manifest und seine propagandistische Umsetzung in den „Deutschen Nachrichten“ beschäftigt sich ausführlich Friedrich J. Bröder, „Ein Sprachrohr des Rechtsradikalismus. Die Deutschen Nachrichten. Eine Studie zur Propagandatechnik und -methode“, v. Hase & Koehler Verlag, Mainz 1969.

³⁵ Eine jüngere Analyse der faschistischen Zeitschrift „Nation Europa“ veröffentlichte die internationale Zeitschrift der Widerstandskämpfer „Der Widerstandskämpfer“, Wien, Heft 6, April-Juni 1969.

³⁶ Im Druffel-Verlag erschienen u. a. Bücher von Rudolf Hess und anderen verurteilten Kriegsverbrechern.

³⁷ Reinhard Kühnl u. a., „Die NPD ...“ a. a. O. Seite 63.

Nguyễn Huu Nghi: Brief an einen deutschen Genossen

samtstaatliche Autorität schwer zu schädigen drohte, indem sie eine der grundlegenden Komponenten ihrer Außenpolitik infrage stellte. Daher der Plan der „Desamerikanisierung“ oder der „Vietnamisierung“ des Krieges — mit dem Ziel, die amerikanischen Verluste einzuschränken und den Anschein zu erwecken, als beginne eine Lösung der US-Bindungen in Vietnam und als sei „guter Wille“ vorhanden, den man unbedingt bei der Pariser Konferenz geltend machen würde.

Unterdessen wird der Aggressionskrieg fortgesetzt. Washington erteilte dem Oberkommando der US-Truppen in Süd-Vietnam den Befehl, „ein Maximum an militärischem Druck aufrechtzuerhalten“.

So ist also der Trick des „Abzugs der amerikanischen Truppen“ alles, nur kein Beweis des „Friedenswillens“ der USA oder auch nur einer Lösung ihrer Bindungen in Vietnam.

Am 8. Juni 1969, als Nixon von Midway aus den Abzug von 25 000 Mann bis Ende August bekannt gab, beeilte er sich, dafür drei Bedingungen zu stellen, die ihm die Hände für eine eventuelle künftige Kehrtwendung freiließen und darüber hinaus unannehmbare Voraussetzungen sind:

- Die Marionetten-Truppen müßten in der Lage sein, die Ablösung der US-Truppen zu sichern. Die Absicht, den Krieg mit den Truppen Saigons fortzusetzen, ist also klar.
- Die militärische Aktivität auf dem Lande müsse abnehmen. Anders gesagt: die Volksbefreiungsarmee und die Bevölkerung dürften nicht mehr ihr legitimes Recht auf Selbstverteidigung gegen die fremden Besatzungstruppen wahrnehmen.
- Die Pariser Konferenz müsse Fortschritte machen. Nun sind es aber die USA, die durch ihre Halsstarrigkeit, durch ihre Forderung nach einer angeblichen Gegenseitigkeit des Truppenabzugs die Arbeit blockieren und jeden Fortschritt verhindern. Vom offiziellen amerikanischen Standpunkt aus soll das vietnamesische Volk also nun bereit sein, Lösegeld dafür zu zahlen, daß die Konferenz Fortschritte macht.

Nirgendwo auch nur die Spur einer Friedensidee. Im Gegenteil, die Absicht, den Krieg weiterzuführen, ist offensichtlich. Wenn man den Rotations- oder Erneuerungskoeffizienten der amerikanischen Truppen in Süd-Vietnam bedenkt, ist der eventuelle Abzug von 25 000 Soldaten tatsächlich unbedeutend. In der Zeitschrift „Congressional record“ vom 25. 6. 1969 hat C. Puciuski den Plan für den Truppenersatz des US-Expeditionskorps in Süd-Vietnam während des Jahres 1969 bekanntgegeben:

Januar:	51 900 Mann
Februar:	48 400 Mann
März:	42 000 Mann
April:	41 000 Mann
Mai:	39 300 Mann

Juni:	43 600 Mann
Juli:	49 400 Mann
August:	41 300 Mann
September:	82 100 Mann
Oktober:	48 300 Mann
November:	39 900 Mann
Dezember:	46 700 Mann
insgesamt:	573 000 Mann

Diese Eingänge sind dazu bestimmt, die Truppen, die ihren Dienst beendet haben, bzw. die amerikanischen Verluste zu ersetzen.

Diese vom Verteidigungsministerium angegebenen Zahlen zeigen deutlich, daß der Abzug von 25 000 Mann nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist und in nichts die Fortsetzung und sogar die Intensivierung des Krieges berührt. Selbst wenn die USA den Abzug von 41 300 anstelle von 25 000 Mann angekündigt hätten, wie es das Programm ursprünglich vorsah, hätte sich die Gesamtheit der gegenwärtig in Süd-Vietnam stationierten amerikanischen Landstreitkräfte nicht um eine einzige Einheit verändert.

Ein anderer Beweis dafür, daß der Abzug amerikanischer Truppen ein Trick und keineswegs Ausdruck des Friedenswillens ist, sind die Bemühungen, die Marionettenarmee an Männern und an Material zu stärken. Die USA planen, die Marionettenarmee bis Ende 1970 auf eine Million zu bringen. Rogers hat nach seiner Rückkehr aus Saigon für das laufende Jahr einen zusätzlichen Kredit von 265 Millionen Dollar gefordert, um die Ausrüstung der Thieu-Truppen zu perfektionieren. Ebenso wurde der paramilitärische Repressionsapparat beachtlich erweitert. Derartige Maßnahmen widerlegen auf eindringliche Weise die „schönen Worte“ vom Frieden, die Nixon und Cabot Lodge von sich geben.

Gleichzeitig mit den Vorbereitungen für eine Rückkehr zum „Spezialkrieg“ unter Einsatz der Marionettentruppen intensiviert Nixon die gesamten Kampfhandlungen in Vietnam. Allein am 14. August 1969 haben die amerikanischen und die Marionettentruppen 58 Operationen (von Bataillonstärke aufwärts) ausgelöst. Was die Bombardierung betrifft, so haben die B-52 allein in der Nacht des 17. 8. 1969 an die 1500 Tonnen Bomben auf das Gebiet von Phuoc Long abgeworfen. In den ersten Tagen des August hat die Gesamtzahl der Bombenangriffe bei weitem die der zweiten Hälfte des Juli (126 gegen 109) übertroffen. Was für eine merkwürdige Deseskalation von Seiten der USA!

Nehmen wir an, es gelänge, eine Million Mann unter die Marionettenfahnen zu bringen, — können dann diese Truppen — angesichts des hohen Desertionsgrades und der immer kleiner werdenden Gebiete, die noch von der Saigoner Verwaltung kontrolliert werden — können diese mit Gewalt eingezogenen Truppen, die keine Lust haben zu kämpfen, um anstelle der Amerikaner zu sterben, können sie das US-Expeditionskorps ablösen? Die Ausrüstung der ganzen westlichen Welt kann ohne den moralischen Faktor die Kampfunfähigkeit der Thieu-

Truppen nicht steigern. Dies gibt selbst der amerikanische Kommandostab zu. Kürzlich begannen die amerikanischen Generäle damit, die Hauptlast der Kämpfe bei Dakto, Xuan Loc und Bien Hoa auf die Marionettenstreitkräfte zu übertragen. Dieser Versuch hat zu einem völligen Fiasko geführt. Eine symptomatische Tatsache: In den Versuchseinheiten nimmt der Prozentsatz der Desertionen ständig zu. Die 18. Marionettendivision verzeichnet seit dem Beginn der Desamerikanisierung mehr als 4500 Fälle (ebensoviel wie in den drei Jahren 1965—1967). Das gilt auch für die Versuchsbataillone im Bereich von Kontum. Die Nixon-Regierung selbst macht sich darüber keine allzugroßen Illusionen. Aber was beabsichtigen die USA dann tatsächlich mit dieser Idee des „Truppenabzugs“, der „Vietnamisierung“ des Krieges? Wenn sie doch genau wissen, daß die Armee von Saigon niemals die abgezogenen amerikanischen Einheiten ersetzen kann.

Ihre Absicht scheint uns sonnenklar; sie läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

— Das Regime Thieu wird vorgeschoben, um die Anwesenheit des amerikanischen Expeditionskorps zu rechtfertigen; der US-Aggressionskrieg gegen Süd-Vietnam soll in einen Bürgerkrieg zwischen Vietnamesen verwandelt werden; wenn die Amerikaner da sind, dann auf Wunsch der Marionettenverwaltung. Um das plausibel zu machen, erklären sie, daß sie ihre Truppen abziehen würden, sobald ihre „Verbündeten“ in Saigon in der Lage wären, die Verantwortung für die Kämpfe allein zu tragen.

— Die amerikanische öffentliche Meinung soll auf den angeblichen „guten Willen“ der USA bei der Suche nach einer Lösung des südvietnamesischen Problems am Verhandlungstisch glauben. Und wenn am Konferenztisch kein Fortschritt zu verzeichnen ist, soll die Verantwortung dafür den Vietnamesen zugeschoben werden.

— Die USA wollen einen Vorwand schaffen, um die Anwesenheit ihrer Truppen in Süd-Vietnam im Interesse ihrer neokolonialistischen Ziele zu verlängern, und sie — überzeugt von der Unfähigkeit der Marionettentruppen — zu einer Dauereinrichtung zu machen.

Der Befehl vom 23. August, selbst den Trick mit dem Truppenabzug einzustellen, bestätigt uns in dieser Überzeugung. Es wurde darüber gerätselt, ob das ein Beweis des guten Willens, der Energie, der Stärke oder der Verhärtung sei. Nichts davon. Dieser Entschluß widerspiegelt den Ausbruch der inneren Widersprüche des amerikanischen Lagers und des Marionettenregimes. Wir werden Gelegenheit haben, die Ursachen und die Folgen zu untersuchen. Alles, was man aus diesem mißglückten Versuch der „Desamerikanisierung“ lernen kann, ist, daß jeder auch noch so gerissene Trick zum Mißerfolg verdammt ist. Die Zeit der Kniffe und der Ausflüchte ist vorbei. Das vietnamesische Problem ist zu ernst, um mit einem einfachen Kunstgriff gelöst zu werden.

Das Genfer Vietnam-Abkommen, das 1954 nach *neun Jahren* des patriotischen

Befreiungskampfes unterzeichnet wurde, garantiert die Respektierung der nationalen Grundrechte des vietnamesischen Volkes: die Unabhängigkeit, die Souveränität, die Einheit und die territoriale Integrität. Trotz ihres feierlichen Versprechens, die nationalen Grundrechte unseres Volkes zu respektieren und „davon abzusehen, dieses Abkommen durch Drohung oder Anwendung von Gewalt zu beeinträchtigen“, haben die USA sich unaufhörlich der Anwendung dieses Abkommens widersetzt. Sie treten die nationalen Grundrechte unseres Volkes mit Füßen, widersetzen sich der friedlichen Wiedervereinigung unseres Landes, greifen offen Süd-Vietnam an, erst durch den Spezialkrieg, dann durch den Lokalkrieg, und stellen eine verkommene kriegslüsterne Marionettenverwaltung auf, die eine völlig zügellose Repression gegen die Bevölkerung anwendet. Deswegen hat seit fünfzehn Jahren der gegen die amerikanische Aggression geführte Kampf kein anderes Ziel als die wirksame Respektierung unserer nationalen Grundrechte, den Abzug der US-Einheiten und der übrigen fremden Truppen sowie die freie Ausübung des Rechtes auf Selbstbestimmung durch die süd-vietnamesische Bevölkerung.

Seit 1954 haben die USA mit Hilfe ihrer Handlanger in Saigon einen verbrecherischen und furchtbaren Aggressionskrieg gegen die Bevölkerung von Süd-Vietnam vom Zaun gebrochen. Sie haben ihn mit ungeheuren finanziellen Mitteln und mit modernsten, barbarischsten Waffen geführt.

Angesichts der dauernden Mißerfolge ihres Aggressionskrieges, angesichts des immer energischeren Widerstandes der öffentlichen Meinung in der Welt und in Amerika, sehen sich die USA gezwungen, seit kurzem vom Recht auf Selbstbestimmung der Bevölkerung in Süd-Vietnam zu sprechen, um die Protestbewegung zu beruhigen. Aber da sie immer noch nicht auf ihre neokolonialistischen Ziele verzichtet haben, ist das Recht auf Selbstbestimmung, das die USA angeblich in Süd-Vietnam verteidigen, nichts anderes als das Recht der USA, über die politische Zukunft von Süd-Vietnam zu entscheiden, ihm ihre Herrschaft und ihr Gesetz aufzuzwingen.

Tatsächlich machen die USA aus weiß schwarz, um ihre Aggression zu rechtfertigen. Sie behaupten, es sei der Norden, der den Süden angreife, und sie seien nur auf Wunsch der Saigoner Verwaltung und entsprechend den Abmachungen gekommen, die sie mit dieser getroffen hätten. Auf der Grundlage dieser betrügerischen Behauptungen fordern sie einen „gegenseitigen“ Abzug der Truppen aus Süd-Vietnam.

Aber der Vorwand einer Aggression durch die Vietnamesen gegen einen Teil des vietnamesischen Territoriums sowie der Vorwand der Bindungen gegenüber der Saigoner Verwaltung (die vollständig von den Amerikanern aufgebaut wurde) sind nur Alibis, die im nachhinein zurechtgemacht wurden und jeder Grundlage entbehren.

Juristisch und politisch ist die Konstruktion der USA völlig absurd, denn die „Bildung von Marionettenregierungen durch den fremden Besatzer in einem be-

setzten Territorium, wie die von Quisling in Norwegen, Ante Pavelić in Jugoslawien, ... ist eine Verletzung des öffentlichen internationalen Rechts“. Wie der hervorragende Jurist Georges Scelle gesagt hat: „Man kann nicht aus dem Bruch eines Rechtes die juristische Grundlage einer Befugnis machen. Jede ‚Bindung‘, die die USA mit der Saigoner Verwaltung eingehen könnten, ist nur eine ‚Bindung‘, die sie mit sich selbst eingegangen sind.“

Nichts kann die US-Aggression rechtfertigen, nichts kann die Anwesenheit der amerikanischen Truppen in Süd-Vietnam rechtfertigen. Keine wirkliche Lösung des südvietnamesischen Problems kommt um den vollständigen Abzug der US-Truppen herum — ohne daß deswegen die USA das Recht hätten, irgendeine Bedingung zu stellen.

Warum aber ein vollständiger Abzug?

Zunächst, weil ein teilweiser Abzug, wie ihn Nixon angekündigt hat, nichts am Grundproblem ändert. Qualitativ bleibt eine Aggression immer eine Aggression, ob sie nun mit 537 000 Mann oder mit 484 000 Mann oder mit einem einzigen Mann durchgeführt wird. Haben die USA nicht in der Vergangenheit gegen die südvietnamesische Bevölkerung einen Spezialkrieg mit den Marionettentruppen und 25 000 amerikanischen „Beratern“ durchgeführt? Vor allem aber: dieser teilweise Abzug steht im Rahmen eines klar definierten Aggressionsprogrammes mit den Saigoner Truppen. Die Delegation der Provisorischen Revolutionären Regierung hat darum am 18. 9. 1969 auf der Pariser Vietnam-Konferenz erklärt: „Der neue Abzug einer kleinen Zahl von Soldaten bei einer Effektivstärke von mehr als einer halben Million amerikanischer Aggressoren ist völlig bedeutungslos.“

Und warum ein Abzug ohne Bedingung?

Das Prinzip des Abzugs entspricht dem Prinzip der Respektierung des Rechtes auf Selbstbestimmung des vietnamesischen Volkes. Dieses ist ein absolutes Prinzip. Also ist es logisch: der Abzug kann keiner Bedingung unterworfen sein. Ein von Nixons drei Bedingungen begleiteter Abzug ist nur eine anmaßende Forderung nach Lösegeld. Das vietnamesische Volk, das für seine Unabhängigkeit kämpft, wird dem feindlichen Aggressor kein Lösegeld zahlen. Die tausende und tausende von Kilometern von Vietnam entfernt gelegenen USA haben absolut keinen Grund, ihre Truppen zu schicken, um den Süden unseres Landes anzugreifen und in unsere inneren Angelegenheiten einzugreifen. Die USA haben wiederholt ihren Wunsch geäußert, das Recht auf Selbstbestimmung des vietnamesischen Volkes zu respektieren; sie sollen einen greifbaren Beweis für die Wahrhaftigkeit ihrer Behauptung geben.

Auch die Forderung eines gegenseitigen Abzugs ist absurd. Die Frage des Abzugs der US-Truppen aus Süd-Vietnam ist eine Frage zwischen Vietnam und den USA, eine Frage von internationalem Charakter. Man darf die Frage des Abzugs der US-Truppen nicht mit der Frage der vietnamesischen Streitkräfte in Süd-Vietnam verwechseln, die eine innere Frage ist, die allein Vietnam betrifft

und zwischen den vietnamesischen Seiten geregelt wird. Die USA haben einen illegalen Akt begangen, einen Aggressionsakt, indem sie mit ihren Truppen in Süd-Vietnam einfielen; sie müssen sie also jetzt, ohne Bedingungen zu stellen, zurückziehen.

Als letztes schließlich; warum muß der Abzug schnell vollzogen werden?

Tatsächlich ist eines der Ziele der USA, die Anwesenheit der US-Truppen in Vietnam zu verlängern, damit sie Zeit für die Stärkung der Saigoner Armee und Verwaltung gewinnen, um ihre Aggression fortzusetzen; folglich muß der Abzug der amerikanischen Streitkräfte mit dem Ziel, die südvietnamesische Bevölkerung ihre eigenen Angelegenheiten selbst ohne fremde Einmischung regeln zu lassen, schnell erfolgen. Ein Abzug, der sich auf x Jahre erstreckte, würde noch einer Einmischung in die Angelegenheiten unseres Volkes für x Jahre gleichkommen. Ein tropfenweiser Abzug kann nur der Ausdruck der amerikanischen neokolonialistischen Absichten sein.

Wie der Sprecher der Provisorischen Revolutionären Regierung der Republik Süd-Vietnam auf der Pariser Konferenz gesagt hat: „Die USA haben sechs Monate gebraucht, um eine so geringe Zahl an Soldaten zurückzuziehen. Man fragt sich, wieviele Jahre die USA brauchen werden, um den Abzug einer halben Million amerikanischer Soldaten durchzuführen.“

Die USA haben in einem kurzen Zeitabschnitt ihre Truppen nach Süd-Vietnam geschickt, sie sollen sie jetzt ebenso schnell wieder abziehen. Ihre Anwesenheit auf unserem Territorium auch um nur einen Tag verlängern, heißt ihre Niederlagen und die amerikanischen Verluste verlängern, heißt den Protest der öffentlichen Meinung in der Welt und in Amerika verlängern. Ein schneller Abzug wird den USA ersparen, ihr Gesicht noch mehr zu verlieren. Es ist an der Zeit, daß sie ihre Ehre in den Augen der anderen Völker retten.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, daß die Frage des Abzugs der US-Truppen eine grundlegende Komponente in dem 10-Punkte-Programm zur Gesamtlösung des südvietnamesischen Problems ist, das von der provisorischen revolutionären Regierung vorgeschlagen wurde, eine Lösung, die sich folgendermaßen zusammenfassen läßt:

- Vollständigen schnellen und bedingungslosen Abzug aller fremden US-Truppen und ihrer Verbündeten auf der Grundlage der Respektierung der nationalen vietnamesischen Grundrechte und des Rechtes auf Selbstbestimmung der südvietnamesischen Bevölkerung.
- Regelung aller anderen vietnamesischen Fragen durch die vietnamesischen Seiten, darunter auch die der Bildung einer provisorischen Koalitionsregierung im Geist breiter Einheit und nationaler Eintracht, die beauftragt wird, die freien demokratischen Wahlen zu organisieren.

Kürzlich hat Nixon großsprecherisch erklärt, er werde den Krieg bis Ende 1970 oder um die Mitte des Jahres 1971 beenden. Aber wie will er das machen, ohne alle seine Truppen aus Süd-Vietnam abzuziehen?

Die Breite der letzten Demonstrationen in den USA zeigte, daß die Tricks das amerikanische Volk nicht mehr täuschen konnten; es weiß, daß der beste Weg zur Beendigung des US-Aggressionskrieges, eines für Menschen und Material ruinösen und für die Ehre der USA verhängnisvollen Krieges, notwendigerweise über den Abzug der amerikanischen Truppen und die Respektierung des Rechtes auf Selbstbestimmung der südvietnamesischen Bevölkerung führt.

Lieber Freund, ich hoffe, daß es mir gelungen ist, mit diesen Überlegungen zum Verständnis der Position der vietnamesischen Patrioten bei der Pariser Konferenz beizutragen. Gerade in dieser Zeit der sich zuspitzenden Auseinandersetzung an der „diplomatischen Front“ sind Beistand und Unterstützung für die berechtigten Forderungen des vietnamesischen Volkes notwendig wie nur je zuvor.

Ich freue mich immer sehr über Deine Briefe und über die Möglichkeit, mich mit Dir und unseren Freunden auf diesem Weg über den Kampf unseres Volkes unterhalten zu können, und ich bitte Dich, auch heute meine freundschaftlichen Grüße entgegen zu nehmen.

Im Oktober 1969

Dein Nguyễn Huu Nghi

Oskar Neumann
Deutscher Imperialismus — noch aktuell?

Zur Kennzeichnung der bundesdeutschen Machtverhältnisse gibt es nach wie vor keinen treffenderen Begriff als den des Imperialismus. Auf nichts reagieren darum auch die Herrschenden hier so allergisch wie auf die Feststellung, daß sie Imperialisten sind.

Von der Leninschen Definition her bedeutet das „Drang nach Gewalt und Reaktion“ — und das nicht bloß als „bevorzugte“ Politik, sondern als Ausdruck des von der Profitmaximierung geprägten staatsmonopolistischen Systems. Seine Träger sind die großen Monopolgruppen, die Riesenunternehmen mit Zehntausenden von Beschäftigten, mit Milliardenumsätzen und Milliardenprofiten: konzentrierte Kapitalmacht, konzentrierte Wirtschaftsmacht, konzentrierte politische Macht.

Schon damit wird deutlich, daß in der Bundesrepublik am 28. September und mit der darauffolgenden Bildung der SPD/FDP-Koalition kein „Machtwechsel“ stattgefunden haben kann. Das heißt nicht, daß die Veränderungen im politischen Kräfteverhältnis bedeutungslos sind. Die Geschäftsführung mußte ausgetauscht werden, die seit 20 Jahren amtierende Generaldirektion ins zweite Glied zurücktreten; sie beeilte sich daraufhin, die Nachfolger als „Mogler“ und deren Tätigkeit als „Ausverkauf deutscher Rechte und Interessen“ zu diskriminieren. Daß bei dem Wechsel in Bonn Vertreter der expansivsten Monopolgruppen — Strauß, Kiesinger, Schröder — aus der Regierung verdrängt wurden, Revanchistensprecher, wie Rehs, oder Exponenten der politischen Gesinnungsjustiz, wie Güde, aus dem Bundestag verschwanden, daß zugleich der heimliche Koalitionspartner der Unionsparteien, die NPD, in ihrem „Marsch auf Bonn“ gestoppt werden konnte — das alles sind gewiß Positive. Bedeuten sie, daß wir jetzt mit Ruhe abwarten und zusehen dürfen, wohin die Bundesrepublik treibt? In diesem Fall würden wir selbst die Möglichkeiten verspielen, die im Zurückdrängen von CDU/CSU und NPD angelegt sind. Sie beruhen nicht so sehr auf dem Stimmenergebnis als auf den Lernprozessen, die im Wahlkampf in Gang gekommen sind. Die Politisierung durch antinazistische Massenaktionen, durch die Streikbewegung und durch das zunehmende Gewicht der „Anerkennungspartei“ und der „auf Moskau Hörenden“ (zwei höchst ehrenvolle Abstempelungen aus der Goebbelschule des Herrn Kiesinger) — eben diese Politisierung

stand nicht im Konzept der Bonner Parteien, und gerade sie zeigt die Richtung, in der es in der Bundesrepublik weitergehen muß, entschieden über das im Wahlkampf und im Wahlergebnis Erreichte hinaus.

Ohne Zweifel gibt es dafür in der Lage und in der Stimmung der Bevölkerung viele Ansatzpunkte. Die auch durch die Aufwertung nicht gestoppte Aushöhlung der Kaufkraft der Mark, steigende Mieten und Verkehrstarife, der Bildungsnotstand an Schulen und Universitäten, das Verlangen nach Mitbestimmung und Mitentscheidung in den Großunternehmen von der Chemie bis zur Kulturindustrie, alles ist geeignet, Anstöße zu antimonopolistischem Denken und Handeln, Handeln und Denken zu geben. Wie aber ist dabei das Auffangen und Umleiten entstehender Bewegungen in die alten Kanäle, die Integration in das herrschende System zu verhindern? Doch offenbar nur so, daß wir in *allseitigen* politischen Enthüllungen die Herren der alten Ordnung nicht nur als Hemmnis einzelner wünschenswerter Verbesserungen, sondern auch und vor allem als Bedrohung unserer vitalen Interessen, unserer auf Sicherheit und Frieden gegründeten nationalen Existenz aufweisen: eben als Imperialisten. Gegen ihr System der Gewalt und der Reaktion stellen wir unsere Alternative.

Ist es an der Schwelle der siebziger Jahre noch sinnvoll, daran zu erinnern, daß aus dem imperialistischen Drang nach Gewalt und Reaktion in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zwei Weltkriege hervorgingen, die beide von Deutschland ihren Ausgang nahmen und für Deutschland beide Male mit katastrophalen Niederlagen endeten? Bevor wir darauf allzu schnell mit Nein antworten, bleibt zu überlegen, ob denn heute wirklich alles so ganz anders ist wie damals.

Die Tendenzen der „Europäisierung“, „Atlantisierung“ und „Globalisierung“ des Imperialismus besagen nichts gegen die Gefährlichkeit sowohl der Integrationssysteme als auch der verbleibenden nationalen Imperialismen — auch wenn einzelne NATO-Partner zeitweise gegenüber der Bundesrepublik dieselbe Illusion genährt haben, die wir heute merkwürdigerweise auf der äußersten Linken wiederfinden. Die Vorstellungen Kautskys über die Herausbildung eines pazifizierten Ultraimperialismus gingen schon zur Zeit ihrer Entstehung an den Tatsachen der imperialistischen Widersprüche und der Gewaltsamkeit ihrer Lösungen vorbei. Sie sind heute erst recht unbrauchbar, da sowohl das machtpolitische Konzept einzelner imperialistischer Staaten, als auch die Globalstrategie auf die Verschiebung der Macht- und Besitzverhältnisse gegen den Sozialismus, wenn irgendmöglich auf seine regionale oder totale Liquidierung abzielen. Daß für diese „Politik der Stärke“ heutzutage nicht nur militärische Mittel eingesetzt werden, daß ihnen ideologische und kulturelle, finanzielle und wirtschaftliche Methoden des Eindringens und Aufweichens vorgelagert und beigeordnet sind, macht die Sache nicht besser, sondern erweitert nur die Stufenleiter der Eskalation.

Auch die Bindung der nationalen Imperialismen an übergreifende Systeme be-

deutet eher eine Vermehrung als eine Verminderung der Gefahrenmomente. Gerade die stärksten Partner — die USA im Weltmaßstab, die Bundesrepublik im europäischen NATO-Bereich — sind durch die Besetzung der Schlüsselpositionen in der Lage, für ihre speziellen machtpolitischen Ziele nicht nur das eigene Potential einzusetzen, sondern auch andere in ihre Konflikte mit hineinzuziehen und sie in einer zugespitzten Krisensituation vor vollendete Tatsachen der militärischen Eskalation zu stellen, die dann — ungeachtet allen Krisenmanagements — ihre fatale Eigengesetzlichkeit entfaltet. Das eine Wort von der Funktion der Bundeswehr, „Zünder zu sein für die große Explosion“, sagt dazu genug.

Auch künftig werden wir uns also nicht allein mit den globalen Aspekten der imperialistischen Entwicklung, sondern ebenso und gerade mit den Besonderheiten des westdeutschen Imperialismus zu befassen haben: mit seinem Zuspätkommen bei der Verteilung der Welt und mit den Folgen der beiden Niederlagen, die er beim Versuch der Neuaufteilung erlitten hat; mit der speziellen Ausprägung des Militarismus in allen gesellschaftlichen Bereichen; mit den Phänomenen und den Gründen der besonderen Aggressivität, Abenteuerlichkeit und Perspektivlosigkeit, die er in die supranationalen Systeme mit einbringt.

Das große Geheimnis

Der deutsche Imperialismus hat es stets verstanden, sein großes Geheimnis, das Geheimnis, in dem der Krieg geboren wird, sorgsam zu hüten. Selbst der in Sachen Machtpolitik keinesfalls zimperliche Wilhelm II. ließ sich bis 1914 als „Friedenskaiser“ feiern und von Adolf Hitler ist bekannt, daß er 1938 vor den NS-Chefredakteuren bittere Klage darüber führte, er habe seit Jahren immer nur und immer wieder von „Frieden“ reden müssen; das dürfe nicht dahin mißverstanden werden, daß man nun vom Krieg reden solle; die Dinge seien so darzustellen, daß im Volk selbst das Gefühl entstehe, sie müßten jetzt „so oder so“ gelöst werden. Daß dafür bis zum Überfall auf Polen bereits hundert Milliarden Mark in die Rüstung gesteckt und die Kriegspläne längst ausgefertigt worden waren, wer wußte das schon bis zu der Stunde, als Hitler selbst es triumphierend verkündete? Da aber wurde bereits „zurückgeschossen“.

Weiß die bundesdeutsche Öffentlichkeit heute besser Bescheid über die Hochrüstung und ihre Profiteure, über das strategische Konzept und über die machtpolitischen Ziele als die deutsche Öffentlichkeit vor 1914 oder 1939? Sehen wir daraufhin Wahlmaterialien des Jahres 1969 an! Wieviele Arbeitslose und wieviele offene Stellen es jeweils im Juni 1967, 1968 und 1969 in der Bundesrepublik gegeben hat, wurde so ziemlich jedem Wähler frei Haus mitgeteilt. Auch zur Entwicklung des sozialen Wohnungsbaus, der Renten oder des Lebensmittelspreises sparte mindestens der sozialdemokratische Partner der Großen Koalition nicht mit Zahlen und Daten. Das alles, so erfuhren wir, sei Wirklichkeit geworden auf der Grundlage „solider mehrjähriger Finanzplanung“.

In der Tat ist die mittelfristige Finanzplanung zum Teil bereits in der fünften Legislaturperiode des Bundestages wirksam geworden; erst recht wird das für die sechste gelten, und zwar auf keinem anderen Sektor so durchgreifend wie im Rüstungsetat. Warum also hat keine der Bonner Parteien die weiß Gott eindrucksvolle Bilanz der Haushaltsansätze zum Beispiel für die Erstbeschaffung von Rüstungsgütern 1966 bis 1969 vorgelegt?

In der Gesamtsumme von 16,233 Milliarden DM sind u. a. enthalten:

- 5,510 Mrd. für Militärflugzeuge
- 2,725 Mrd. für gepanzerte Fahrzeuge
- 1,905 Mrd. für Munition
- 1,820 Mrd. für Fernmeldegerät
- 1,548 Mrd. für Kriegsschiffe
- 0,940 Mrd. für Radfahrzeuge
- 0,611 Mrd. für Feldzeugmaterial

Aus dem Umrüstungsprogramm hat die Große Koalition mindestens vertraglich eingeleitet, teils bereits abgewickelt:

- | | |
|--------------------------------|-------------------------------|
| 1845 „Leopard“-Panzer | im Auftragswert von 1,9 Mrd. |
| 2171 „Marder“-Panzer | im Auftragswert von 1,8 Mrd. |
| 10 „Fregatten 70“ | im Auftragswert von 0,8 Mrd. |
| 336 Hubschrauber „Bell HU 1 D“ | im Auftragswert von 0,85 Mrd. |
| 110 Transall-Transporter | im Auftragswert von 2,5 Mrd. |
| 88 RF-4E Phantom | im Auftragswert von 2,1 Mrd. |

Die Liste ist bei weitem nicht vollständig. Sie enthält zum Beispiel nicht das Schnellbootprogramm, bei dem die Ausrüstung mit „Kormoran“-Raketen zu einem Stückpreis von 0,7 Millionen angesteuert wird. Sie enthält nicht die in der Anschaffung relativ billigen 201 Mehrfach-Raketenwerfer mit ihrem Zehn-jahresetat (!) für Munitionsverbrauch in Höhe von 900 Millionen DM. Die Aufstellung enthält auch noch nicht das Sikorsky-Hubschrauberprogramm mit einem Auftragsvolumen von eineinhalb Milliarden, das pünktlich gerade noch vor dem Wahltag mit der Übergabe der ersten beiden CH-53 DG in Stanford, USA, angelaufen ist. Es enthält schließlich nicht das Starfighter-Nachbauprogramm, aus dem unmittelbar nach dem Wahltag, präzise zum hundertsten Starfighter-Absturz der Unternehmensbereich Flugzeuge in der Messerschmitt-Bölkow-Blohm-Rüstungsgruppe über einen 161,35-Millionen-Auftrag, gleich 50 Starfighterzellen, quittierte hat; Triebwerke und Avionik kosten weitere 200 Millionen Mark.

Vor dem Wahltag, nach dem Wahltag in erschreckender Kontinuität. Welche Rolle aber haben diese Vorgänge für die Öffentlichkeit, für ihre Meinungs- und Willensbildung gespielt? Man vergleiche: Drei Tage vor der Bundestagswahl erreichten 600 000 Gemeindearbeiter und -angestellte die Zahlung eines Überbrückungsgeldes von 300,— DM bis Jahresende. Kaum eine Zeitung, der das nicht eine Schlagzeile wert war, kaum ein Minister, der sich dazu nicht zu Wort

meldete, bis hin zu dem x-mal wiederholten Satz, daß so (bei einem Ausgabe-volumen von nicht ganz 180 Millionen!) „natürlich“ die Preise steigen müßten. 24 Stunden später begann die Auslieferung der amerikanischen Tranche des Sikorsky-Auftrags. Rein finanziell geht es um 1,5 Milliarden DM, vom erwiesenen Aggressionswert dieser Kampfmaschine „mit Vietnam-Erfahrung“ hier noch gar nicht zu reden — und kein Hahn kräht danach. In der „Süddeutschen Zeitung“ zum Beispiel wird alles in siebeneinhalb Zeilen abgetan, vorsichtshalber noch verpackt zwischen Hofnachrichten über einen Kommandowechsel bei der US-Brigade in West-Berlin und über eine Ordensverleihung durch den jugoslawischen Staatschef Tito. Mit diesem Stellwert, den ihm die Meinungsmacher gegeben haben, geht nun die Tatsache der Heeresumrüstung auf dem Gebiet des strategischen und taktischen Lufttransports ins öffentliche Bewußtsein ein: Grenzwert der Information gegen Null; Konsequenzen gleich Null.

Dem Bedürfnis der Herrschenden, die Tatsachen über ihre Hochrüstung zu bagatellisieren und zu verschleiern, kommt die moderne Entwicklung der Waffentechnik besonders entgegen. Infolge der Verzahnung von Kriegs- und Friedensproduktion läßt sich selbst die Zahl der unmittelbar in der Rüstungsindustrie Beschäftigten kaum exakt nennen. Klingemann gibt sie in der „Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie“ mit 220 000 an. Nimmt man dazu die Arbeiter und Angestellten der Vorproduktion und der Zulieferbetriebe, kommt man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf das Dreifache.

Diese Arbeiter und Angestellten gehören dennoch keinesfalls zu denen, die Bescheid wissen. Wer kann schon in einem Siemens-Betrieb sagen, ob das einzelne Werkstück etwa in eine Lenkwaffe oder in das Steuerpult eines Stahlwerks eingebaut werden soll? Wie wenig Klarheit auch in Fachkreisen oftmals über ganze Aggregate herrscht, zeigt der Fall des VW 181, dem selbst die „UZ“ in Nr. 22/69 eine Menge Vorschußlorbeeren für Preis und Leistungsdaten bis hin zur Überwindung von mehr als 50prozentigen Steigungen widmet, ohne auf den Gedanken zu kommen, es könnte sich bei dem VW 181 um die gradlinige Fortsetzung der VW-Tradition, um den neuen Wehrmachtskübel handeln.

Was schon für die konventionelle Rüstung gilt, trifft erst recht für den ABC-Waffenbereich und die ihm vorgelagerte Forschung zu. Wer, außer einigen Spezialisten, ist schon in der Lage, die Aspekte einer friedlichen Nutzung der Atomenergie von denen der militärischen Anwendung zu trennen und sich so ein Bild über die wirklichen Motive zu machen, aus denen Bundesregierung und Bundeswehrführung, Atomforum und Unternehmerverbände bislang die Unterzeichnung des Atomwaffensperrvertrages — zumeist irreführend als „Atomsperrvertrag“ denunziert — abgelehnt haben? Wo ist die Grenze zwischen landwirtschaftlicher und militärischer Anwendung von Herbiziden, wie sie in den Laboratorien der IG-Farben-Nachfolger erforscht und in ihren Produktionsstätten hergestellt werden? Wer sieht hinter die Kulissen einer scheinbar so zivilen wissenschaftlichen Vereinigung wie der „Frauenhofer-Gesellschaft“, wer

kann beurteilen, ob die Aerosole, die Bakterienstämme, die Toxine in ihrem Grafschafter Institut nur, wie behauptet, der Abwehr oder, wie von dem früheren Chef des dortigen Labors für Mikrobiologie, Dr. Petras, mit bisher nicht widerlegten Fakten gestützt, mindestens auch der offensiven Planung der bakteriologischen und chemischen Massenvernichtung dienen?

„Wer kann, der darf“

In amtlichen Erklärungen pflegt Bonn zu dem ABC-Waffenkomplex immer wieder die Beruhigungspille zu verabreichen, die Bundesregierung habe doch dazu längst eindeutige vertragliche Verpflichtungen übernommen und speziell auf „Entwicklung, Herstellung und Besitz von Atomwaffen“ feierlich Verzicht geleistet. Das hat sie in der Tat, im Mai 1952. Nur, diese eine Atomrüstung in jeder Form ausschließende Erklärung wurde mit dem Nichtzustandekommen der EVG im August 1954 hinfällig. An ihre Stelle trat im Rahmen der Pariser Protokolle vom Oktober des gleichen Jahres die Verpflichtung der Bundesregierung, „keine atomaren, chemischen oder biologischen Waffen auf ihrem Gebiet herzustellen“. Der Unterschied ist eklatant. Vorher war von Entwicklung, Herstellung und Besitz die Rede, jetzt nur noch von Herstellung. Außerdem bleibt jetzt auch die Herstellung *außerhalb des Gebiets der Bundesrepublik und die nachherige Verbringung in dieses Gebiet offen*. Schließlich konnte sich die Bundesregierung bei ihren eigenen Bemühungen um eine multilaterale, europäische oder atlantische Atomstreitmacht mindestens juristisch gerade auf den Passus der Pariser Protokolle berufen, den sie zum innenpolitischen Gebrauch so gerne als Beweis ihrer friedlichen Absichten zitiert.

Hinzu kommt eine Tatsache, die bisher kaum die gebührende Beachtung gefunden hat. Der damalige Außenminister der USA, John Foster Dulles, interpretierte bereits bei der Entgegennahme die Bonner Verzichtserklärung dahin, diese gelte unter der Klausel *rebus sic stantibus*. Das besagt: Unter den bestehenden Verhältnissen, wie sie bei Vertragsabschluß vorliegen; wer neue Machtverhältnisse schaffen kann, darf die Verträge zerreißen.

Die Bundesregierung war weit davon entfernt, diesen skandalösen Angriff auf den fundamentalen Grundsatz der Vertragstreue im Völkerrecht zurückzuweisen. Ganz im Gegenteil. Sie benützte die nächste ihr geeignet erscheinende Gelegenheit, um ausgerechnet im Verbotsprozeß gegen die KPD im Dezember 1954 das völkerrechtswidrige Prinzip der Klausel *rebus sic stantibus* als ihre eigene Auffassung zu demonstrieren. Als Rechtsvertreter der Bundesregierung und speziell als Sachverständiger des Auswärtigen Amtes richtete Professor Dr. Erich Kaufmann seinen Angriff frontal gegen das Potsdamer Abkommen, das er als „langsam ausgehöhlt“ und schließlich als „eine leere Hülse“, ohne Bindung für die (west)deutschen Behörden und auch für die Unterzeichner selbst qualifizierte. War schon das ungeheuerlich, so vertrat Professor Kaufmann in der Sache und als Person noch weit mehr. Mit ihm delegierte die Bundesregierung den Mann

vor das Bundesverfassungsgericht, der dem Völkerrechtsprinzip, Verträge müßten gehalten werden, von jeher mit der extensivsten und aggressivsten Auslegung der *clausula rebus sic stantibus* entgegengetreten war. In Kaufmanns grundlegendem Werk „Das Wesen des Völkerrechts und die *clausula rebus sic stantibus*“ klingt das so: „Der Satz: ‚Wer kann, der darf‘, ist als Grundgedanke des Völkerrechts anzusehen“. Und weiter: „Nach der *clausula rebus sic stantibus* kann jeder Partner eines Vertrags von dem Vertrag loskommen, wenn er sich darauf beruft, daß sich die Machtverhältnisse, die Umstände international gegenüber der Zeit des Vertragsabschlusses geändert haben“. Und um auch den letzten Zweifel auszuschließen: „So stellt sich ... der siegreiche Krieg als Bewährung des Rechtsgedankens, als die letzte Norm heraus, die darüber entscheidet, welcher Staat recht hat“.

Die Rechtsvertreter der KPD nahmen den Vorgang zum Anlaß, den Senat des Bundesverfassungsgerichts auf sein Fragerrecht zu verweisen, um von der Bundesregierung zu erfahren, welche der angegriffenen Prinzipien für sie nun „gegenstandslos“ seien: etwa das Verbot des deutschen Militarismus, etwa das Verbot einer neuen Aggressionsgefahr? Namens der Bundesregierung erklärte damals Professor Kaufmann: „Ein deutsches Gericht kann sein Fragerrecht nicht in bezug auf solche Fragen ausüben; und die Bundesregierung könnte auf Fragen dieser Art, wenn sie — was ausgeschlossen scheint — etwa gestellt würden, nicht antworten“. Der Senat hielt es nicht für nötig, den offenen Affront auch nur zu rügen; was der Bundesregierung ausgeschlossen schien, war auch für die unabhängigen Richter ausgeschlossen. Der Senat fragte nicht, und in der bundesdeutschen Öffentlichkeit fand sich meines Wissens bis heute niemand, der wenigstens im Nachhinein gerade an diesem Fall nachgewiesen hätte, daß die KPD in dem Verbotsprozeß offenbar weit mehr zu verteidigen hatte als ihre eigene legale Existenz.

Die seither in Bonn amtierenden Bundesregierungen haben wiederholt erhärtet, daß es damals nicht um praxisferne Theorien ging. Von der permanenten Durchbrechung ursprünglich gesetzter waffentechnischer Limits im Panzerbau über die Hereinnahme der griechischen Aufträge für U-Boote weit jenseits der vertraglich festgesetzten Tonnagegrenze bis hin zu der Strauß'schen Gleichung Souveränität gleich Atombewaffnung zieht sich eine gefährliche Linie. Sie zwingt uns zu der Frage: Wird die neue Bundesregierung auch eine etwaige Unterschrift unter den Atomwaffensperrvertrag oder eine irgendwie geartete vorläufige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze unter dem lauten oder leisen Vorbehalt der *clausula rebus sic stantibus* leisten? Das würde in der Tat bedeuten, jegliche vertragliche und völkerrechtliche Bindung von vornherein zur „leeren Hülse“, zu einem Fetzen Papier zu machen.

Man wendet ein, es gehe gar nicht so sehr um Verträge und Rechtsauffassungen; es sei vielmehr die „Rationalität“ des modernen Imperialismus, die ihm den Krieg, anders als Professor Kaufmann, nicht mehr als „ein Glied der göttlichen

Weltordnung“ erscheinen lasse. Zwar sei an den bösen Absichten einiger Ultras kaum zu zweifeln, aber schließlich liege die Entscheidung eben doch nicht mehr in der Hand irgend eines allmächtigen Teppichbeißers, sondern bei einem crisis management, dessen kühle Köpfe sich überdies von den objektiven Befunden der Großrechner leiten ließen.

„Rationalität“ — Wahrheit und Legende

Zunächst einmal ist die Planspieltechnik weder auf dem militärischen Sektor, noch in ihrer Ausweitung auf außenpolitische Fragen etwas völlig Neues. Schon 1929 wurde unter Leitung des nachmaligen Generalfeldmarschalls Erich von Manstein und unter aktiver Mitwirkung führender Herren des damaligen Außenministeriums das Planspiel der Zerschlagung Polens durchgeführt. Die Zielstellung lautete: militärischer Sieg über Polen unter Verhinderung eines aktiven Eingreifens von seiten Frankreichs, Englands und anderer Länder. Das Planspiel war so hoch rationalisiert, daß es zehn Jahre später ohne wesentliche Veränderungen realisiert werden konnte. Es hatte nur den einen Haken, an dem der deutsche Imperialismus zweimal hängen blieb: die Überbewertung des ersten Blitzsieg, die Unterschätzung des Zeitfaktors und der auf die Dauer kriegsentscheidenden Komponenten.

Können demgegenüber Großrechner, die auf moderner spieltheoretischer Grundlage arbeiten, die Rationalität der politischen und militärischen Strategie des Imperialismus herstellen? Lassen wir die Frage nach den bisherigen technischen oder konstruktiven Unzulänglichkeiten beiseite; die sind überwindbar. Nicht überwindbar sind bestimmte theoretische und methodische Grenzen. Die erste: Bei aller möglichen Mathematisierung, also Objektivierung der spieltheoretischen Prozedur, bleibt eine Voraussetzung jeglicher Entscheidung bestehen, die der Sache nach außerhalb der spieltheoretischen Bereiche liegt — die Eingabe der Bewertungsskala. Darin liegt eine wesentliche subjektive Komponente, schon wenn zwei Personen und erst recht, wenn zwei ihrem Wesen, ihren Zwecken und Zielen nach antagonistische Gesellschaftsordnungen gegeneinander „spielen“, das heißt Außenpolitik und Wirtschaftspolitik, Kulturpolitik und Militärpolitik treiben. In die Bewertungsskala der Computer gehen gesellschaftspolitische Wertungen der Herrschenden ein. Welche Rationalität aber kann dann ein System hervorbringen, das vom Gesetz der Profitmaximierung des größten Kapitals und damit noch immer auch vom Gesetz der Produktion um der Destruktion willen beherrscht wird?

Von „Rationalität“ kann da nur die Rede sein, nachdem man den Begriff vorher ins rein Instrumentale, Systemdienliche verbogen hat, ganz im Sinn Max Webers und seiner herkömmlichen Apologetik des Spätkapitalismus. Damit allerdings erhält auch noch der Atomkrieg „positive Werte“, und sobald man das akzeptiert, bekommt jedes Eskalationsschema den Anschein des Rationalen, weil im imperialistischen Machtinteresse Zielgerichteten und Zweckhaften. Dann

kann man der ersten Provokation an der Berliner Mauer das Einsickern nicht-uniformierter westdeutscher Spezialverbände in das „Feindgebiet DDR“ folgen lassen; dann kann man weitermachen mit massenhaften Grenzüberschreitungen aller Waffengattungen und die Vernichtungsspirale mit zuerst taktischem, dann strategischem Atomwaffeneinsatz in immer schnellere Umdrehung versetzen ... bis alles in Scherben fällt. Die genannten Annahmen sind nicht frei erfunden. Sie liegen der Kahnschen Eskalation in ihrer speziellen Anwendung auf die deutsche und europäische Situation wörtlich so zugrunde.

Zum zweiten: In der Ableitung der jeweiligen Nutzenfunktion, ohne die keine Entscheidungsrichtung gefunden werden kann, erweisen sich die Schwierigkeiten als leichter überwindbar, sobald lernfähige Maschinen eingesetzt werden. Lernen aber setzt auch bei der Maschine Erfahrungen voraus, je mehr desto besser. Spielt man mit einem Gegner tausend Partien Schach, so lernt man bestimmte Verhaltensweisen — letzthin als Ausdruck der gegnerischen Bewertungsskala — kennen. Man kann daraufhin die eigene Strategie verfeinern. Genau das macht der lernfähige Großrechner. Wie aber, wenn der Komplex, über den zu entscheiden ist, eine Wiederholung des Spiels und damit eine Sammlung und Auswertung der Erfahrungen, auf die es ankommt, überhaupt nicht zuläßt? Genau das ist der Typ des großen Krieges. Der Atomraketenanschlag findet entweder nicht oder nur einmal statt. Keine Lernfähigkeit des Rechners und auch keine Lernfähigkeit des Krisenmanagements führen uns weiter, die Sache ist nicht auf heuristischer Grundlage beim zweiten oder zehnten Mal besser zu machen.

Dazu eine dritte Frage: Was gilt denn überhaupt bei den „kühlen Köpfen“, die aufgrund der Computer-Ergebnisse die letzte Entscheidung zu treffen haben, als „gut“, und zwar sowohl im Ziel als auch in der Methodik? Ein Musterbeispiel falscher Zielvorstellungen ist das amerikanische Antiraketenprojekt, jedenfalls solange man sich weigert, den alten Satz „Was für General Motors gut ist, ist gut für die USA“ dahin fortzusetzen, daß auch heute ein Sechzig-Milliarden-Dollar-Geschäft der Firmen des „dicken“ Safeguard-Programms gut sein müsse. Die Safeguard-Lobby versprach eine Reduktion der Totenziffer auf „nur“ 70 Millionen. Ralph E. Lapp schrieb dazu: „Sie reden von 70 Millionen toten Bürgern als ob das eine Art Sieg wäre. Aber was ist mit den 140 Millionen Überlebenden? ... Mit verstrahltem Rückenmark wäre unsere Resistenz gegen Viren und Bakterien so niedrig, daß die Bevölkerung von unkontrollierbaren Epidemien heimgesucht werden würde, Ernten wären vernichtet, und selbst, wenn wir sofort wieder säten, würden die Strontium-90-Mengen im Getreide es auf Jahre hinaus ungenießbar machen. Die Strahlung hätte alle Vögel getötet; das würde bedeuten, daß die Insekten, die einen höheren Strahlenwiderstand aufweisen, das Land in Besitz nähmen. Die Vegetation wäre weitgehend verschwunden, Überschwemmungen würden den Kontinent heimsuchen.“ Lapp kommt in seiner Einschätzung eines scheinbar rein defensiven Waffensystems, dessen Befürworter immer wieder Rationalität und Humanität ins Feld führen,

zu dem Resultat: „Das Schreckliche an jeglicher Raketenabwehr ist nicht etwa, daß sie wirksam sein könnte, sondern daß irgend jemand sie dafür halten könnte“ — mit der Folgerung natürlich, der Krieg sei überlebbar und gewinnbar, und beides um so mehr, je mehr man dafür in Raketen- und Atomwaffen investiere.

Wo 70 Millionen Tote und das Dahinsiechen der restlichen 140 Millionen USA-Bürger als „Sieg“ programmiert werden, kann die Irrationalität nicht mehr als methodische Panne, sondern nur noch als Systemzwang begriffen werden. In der Tat ist genau darum der Trend zum Irrationalen für die strategischen Vorstellungen der führenden Gruppe im amerikanischen Krisen- und Kriegsmanagement typisch. Der Begründer der bis heute im Pentagon herrschenden Eskalationstheorie und -praxis, Herman Kahn, erklärt es ausdrücklich als falsch, in der Konfrontation mit dem Gegner „einen völlig nüchternen, klarsichtigen und selbstbeherrschten Eindruck zu machen“. Verrücktspielen und bluffen, hasardieren und provozieren — das also ist der imperialistischen Weisheit letzter Schluß.

Angesichts der Globalstrategie und der NATO-Verflechtung würde es sich schon dann für uns verbieten, an solchen Tatbeständen vorüber zu gehen, auch wenn sie nur im Pentagon eine Rolle spielten. Nun aber ist in Bonn mit Helmut Schmidt ausgerechnet der Mann Verteidigungsminister geworden, der sich als Kahns deutscher Vorwortschreiber mit dessen Denkschule identifiziert und sie als „Schule der Anwendung reiner Rationalität auf Politik und Strategie“ anpreist. Ärger sind die Massen nicht irrezuführen. Sollen sie doch auf diese Weise gerade hier in Deutschland, wo die Erfahrungen zweier Weltkriege und zweier Katastrophen die geschichtliche Verurteilung und Überwindung des Imperialismus mit äußerster Dringlichkeit auf die Tagesordnung setzen, noch einmal dahin gebracht werden, ein Leben mit dem Imperialismus, mit der Hochrüstung, mit der Expansionspolitik, mit der Bombe für möglich und gar für zukunftssicher zu halten. Nichts, rein gar nichts spricht für eine solche Annahme. Auch keine sich selbst optimierende Denkmaschine im Dienst des Imperialismus, entwickelt bis zur totalen Regierungsmaschine, also mit maschinell Generalstab, maschinell gesamtwirtschaftlichen Generaldirektor usw., kann daran etwas ändern. Auch was eine solche Maschine tun und leisten wird, hängt davon ab, ob ihr „solche Prinzipien, wie Erhaltung des Friedens, mit einem Minimum an Aufwand, Prinzipien für fortschreitende Perfektion der Demokratie und des Sozialismus und ähnliche eingebaut sein werden, oder ob es das Ziel solcher strategischen bzw. politischen Leitungsmaschine ist, nur auf die Vernichtung des Gegners zu sehen, die Herrschaft einer Klasse zu garantieren usw. Die positiven und negativen Möglichkeiten solcher Maschinen, die im Prinzip technisch möglich sind, sind ungeheuer groß. Sie sind so groß wie die positiven und negativen Möglichkeiten der Verwendung der thermonuklearen Energie“ (Georg Klaus, „Spieltheorie“).

In den ganz neuartigen Dimensionen, die sowohl die konstruktive als auch die destruktive Möglichkeit annimmt, liegt die Zuspitzung der gesellschaftspolitischen Problematik durch die wissenschaftlich-technische Revolution. Sie der Allmacht des Finanzkapitals überlassen, heißt freie Hand für den „Drang nach Gewalt und Reaktion“, und das sozialpolitisch und innenpolitisch, außenpolitisch und militärpolitisch. Monopolmacht verlangt Herrschaft. Das wußte schon der bürgerliche deutsche Nationalökonom Fritz Kestner vor rund 70 Jahren; seine Nachfolger indessen haben sich erfolgreich bemüht, es zu vergessen oder es doch die anderen hinter der Phrase vom „organisierten Kapitalismus“, von der „Wohlstandsgesellschaft“ und von der „modernen Industriegesellschaft“ vergessen zu machen.

Das Alte und das Neue

Worin unterscheidet sich denn die heutige Situation der deutschen Konzerne von der in der ersten Jahrhunderthälfte, der Periode der beiden Weltkriege? Dem vergrößerten Potential des deutschen Monopolkapitals steht ein erheblich verkleinerter Herrschaftsbereich gegenüber. Diesen Sachverhalt kennzeichnet das Wort vom „ökonomischen Riesen“ und dem „politischen Zwerg“; die Absicht, sich damit nicht abzufinden, hat ihren Ausdruck in der permanent wiederholten regierungsamtlichen Forderung nach Korrektur der Ergebnisse des zweiten Weltkrieges und Änderung des status quo in Europa gefunden. Der Straußsche „Entwurf“ ist das bislang klarste Konzept, worin die erstrebten neuen Herrschaftsverhältnisse auf unserem Kontinent bestehen und auf welchem Weg sie unter Einsatz aller Mittel erreicht werden sollen. Keine Friedensbeteuerung vermag die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß dieses Ziel im Frieden nicht erreichbar, dieser Weg im Frieden nicht gangbar ist. Wüßten die Herrschenden das nicht selber, warum hätten sie auf die „Politik der Stärke“ gesetzt, auf kalten Krieg und Wirtschaftskrieg, auf das Wettrüsten und auf die Verschärfung internationaler Spannungen, bis hin zur moralischen und materiellen Unterstützung des amerikanischen Kriegs in Vietnam? Bis hin auch zu all den Spekulationen, die sich in Bonn an die Schüsse am Ussuri knüpfen?

Für den westdeutschen Imperialismus ist die Lage kompliziert. Er hat gegenüber der Ausdehnung des Kaiserreichs oder der des Großdeutschen Reiches die Hälfte seines Herrschaftsgebietes verloren. Auf einem Drittel des verbliebenen deutschen Territoriums herrscht der Sozialismus und damit der Beweis, daß es auch und gerade in einem modernen Industriestaat durchaus ohne das Monopolkapital geht.

Die durch das veränderte nationale und internationale Kräfteverhältnis verursachte Schwächung des deutschen Imperialismus darf nicht mit einer Abnahme seiner Gefährlichkeit gleichgesetzt werden. Sie macht ihn nervöser, sie könnte ihn unter Zeitdruck zu Abenteuern noch geneigter machen als vordem.

Auch vor dem 1. und noch mehr vor dem 2. Weltkrieg sprach vieles gegen die

Chance eines deutschen Sieges. Die Niederlagen waren auch damals — ohne Computer — durchaus berechenbar. Aber sie wurden nicht berechnet. Der erste Schlag, der Blitzsieg und der Blitzkrieg wurden zum Mythos der deutschen Generalstäbe. Ist es auszuschließen, daß sie sich mit der personellen Kontinuität auch diesen Mythos bis heute bewahrt haben? Muß er sich ihnen nicht als rettende Idee anbieten, wenn verantwortliche Politiker die Gefahr an die Wand malen, „die Stunde Europas“ könnte versäumt werden? Welche Stunde? Die Stunde, da die DDR doch noch überrollt werden sollte, ehe ihr sozialistisches System die befürchteten wirtschaftlichen und politischen, geistigen und moralischen Früchte trägt? Die Stunde, da sich die Grenze nach dem Osten hin doch durch innere Entwicklungen beim Nachbar aufweichen ließe — wenn nicht anders, dann im Namen eines „freiheitlichen Sozialismus“? Die Stunde, da „Europa“ in Richtung auf den Ural vorrücken würde, vielleicht in der Annahme, fernöstliche Konflikte könnten die Sowjetunion dazu zwingen, die Westfront zu entblößen und in der einen oder anderen Form einem neuen München zuzustimmen?

Gewiß, das alles sind zunächst Spekulationen. Aber eben doch nicht nur Spekulationen. Hinter ihnen steht die Realität jahrzehntelanger psychologischer Kampfführung, der kalte Krieg und der Wirtschaftskrieg gegen die DDR, und das Prinzip, den anderen deutschen Staat völkerrechtlich auch künftig nicht anzuerkennen. Dahinter steht das System der alten wie der neuen Ostpolitik, die beide erklärtermaßen nicht von der Anerkennung des status quo, sondern von der Absicht seiner Veränderung ausgegangen sind. Dahinter stehen schließlich die machtpolitischen Realitäten, die seit zwanzig Jahren mit der Wiederaufrüstung, mit dem Beitritt zur NATO, mit dem Aufbau der Bundeswehr als eines militärischen Offensivinstrumentes und mit dem gleichlaufenden Ausbau einer entsprechenden rüstungswissenschaftlichen und rüstungstechnischen Basis in der Bundesrepublik geschaffen worden sind.

Wer immer um eine realistischere Haltung der Bonner Politik bemüht ist, kann an diesen Tatsachen nicht vorübergehen. Er muß fragen: Soll es nun, wie vorgesehen, weitergehen mit der vorwärtsstrategischen Umrüstung des Heeres, das heute bereits — gegenüber 900 defensiven Jagdpanzern — über 2900 Kampfpanzer und 7000 Schützenpanzer als Offensivrüstung verfügt und nach den vorliegenden Plänen weitere 2717 „Marder“-Panzer in den kommenden Jahren erhalten soll? Genügt etwa auch der neuen Regierung dafür das Argument, daß ein Kampfpanzer den Herstellern bisher doppelt, künftig drei- bis viermal und ab 1975 achtmal soviel Profit bringt, wie der Jagdpanzer? Soll bei der Luftwaffe weiter das Prinzip gelten, daß alle Akzente von der Aus- und Umrüstung zum Atomwaffenträger gesetzt werden, wie das bisher in dem Starfighter-Programm und dem Pershing-Raketensystem zum Ausdruck kommt, und nun mit dem Phantom-Programm weiter forciert wird? Soll insgesamt der Fünfjahrplan der Hardthöhe eingehalten werden, der — ohne die NATO-

Beschlüsse für eine weitere Budgeterhöhung um 2,5 Milliarden — bis 1972 Rüstungsausgaben von 98,5 Milliarden DM vorsieht? Diese Fragen zielen nicht nur auf den Beschaffungskatalog der Bundeswehrführung. Sie zielen ebenso sehr auf die Entwicklungslinien der staatlichen Förderung von Wissenschaft und Forschung und auf die strukturelle Konzeption der Wirtschaftspolitik und der Industrieplanung. Soll es so weitergehen, daß auch künftig die von Franz Josef Strauß eingeseignete „Ehe zwischen Wehrwesen und Naturwissenschaft“ für heilig und unauflöslich erklärt wird? Strauß leitet daraus in „Herausforderung und Antwort“ das Verlangen ab, bis zu zehn Prozent des Rüstungshaushalts für militärische Forschung und Entwicklung einzusetzen, natürlich nicht auf Kosten anderer Rüstungsausgaben, sondern unter Einschränkung des privaten Konsums. Will die Regierung Brandt auch hier die am 28. Oktober reichlich oft betonte „Kontinuität“ walten lassen? Soll weiter jede dritte Mark, die unter dem Titel „Wissenschaftsförderung“ im Staatshaushalt erscheint, in Wirklichkeit der militärischen Forschung zufließen? Soll damit dem Wehrministerium die ständige Erweiterung eines Dirigismus eingeräumt werden, der jetzt schon über 120 Hochschulinstitute, 65 Forschungsanstalten und 60 industrielle Forschungszentren in militärische Stützpunkte umwandelt, von der viel weiterreichenden Gängelung an langer Leine gar nicht zu reden?

Vom „europäischen Format“ zur „amerikanischen Größenordnung“

Ermutigt durch die Planung der Hochrüstung und gefördert durch jede nur mögliche wirtschaftspolitische und steuergesetzliche Bevorzugung sind in der Bundesrepublik während der letzten Jahre industrielle Systeme entstanden, die sowohl auf dem konventionellen Sektor als auch in den modernsten waffentechnischen Bereichen durchaus „europäisches Format“ angenommen haben, ja in der Spitze bereits der Forderung Bölkows entgegenwachsen, „daß man in der deutschen Luft- und Raumfahrtindustrie allmählich zu ‚amerikanischen Größenordnungen‘ kommen müsse“ („Die Welt“, 2. 11. 1968).

Diese, zunächst utopisch erscheinende Perspektive hatte einen durchaus realen Hintergrund. Als Ludwig Bölkow vor zehn Jahren bei einem Jahresumsatz seines Unternehmens von ein paar Millionen DM staatliche Zuwendungen von jährlich einer Milliarde zur Schaffung einer leistungs- und konkurrenzfähigen Flugzeug- und Raketenindustrie verlangte, wurde das kaum ernst genommen. Heute macht der Messerschmitt-Bölkow-Blohm-Konzern allein einen Jahresumsatz von einer Milliarde, und das ganz überwiegend mit Rüstungsentwicklung und Rüstungsproduktion. Doch das ist nur ein Teillausschnitt. Das Gewicht des Gesamtkomplexes wird erst deutlich, wenn man die 1969 vollzogene Trustbildung der Bölkowgruppe mit Siemens hinzunimmt, der seinerseits wiederum, ebenfalls seit diesem Jahr, die Arbeitsgemeinschaft mit AEG-Telefunken und, über Interatom, mit der Demag und der Babcock & Wilcox AG aufgenommen hat. Hinzu kommt, daß der Krupp-Konzern seine bayerischen Chemiebetriebe

in den speziellen Dienst der Treibstoffbedürfnisse der Bölkow-Raketenentwicklung stellt, die über Systeme mit flüssigem Wasserstoff und flüssigem Sauerstoff hinaus jetzt bereits den großtechnischen Einsatz von flüssigem Fluor anpeilt. Um das Ganze abzurunden, ist schließlich noch auf die staatliche Beteiligung und auf die amerikanischen und westeuropäischen Auslandsverflechtungen des Riesen trusts hinzuweisen.

Nennen wir außerdem Quandt und den Flick-Konzern in Kooperation mit der MAN, dazu die Rheinstahl-Hanomag-Henschel-Gruppe, sowie die IG-Farben-Nachfolger, wiederum vielfach verknüpft mit der Metallgesellschaft-Degussa, und schließlich noch die D-Banken, voran die Deutsche Bank, so haben wir die Zentren, die Hauptproduzenten und Hauptprofiteure des westdeutschen Imperialismus in etwa beisammen. Ihr Potential erscheint in der Tat ausreichend, um sich bei jeder europäischen Lösung ein Übergewicht zu sichern; selbst in der Kooperation mit amerikanischen Rüstungsgiganten stellt sich so „ein gewisses Gleichgewicht“ her. (Wehr und Wirtschaft, München, 11/67, Seite 574.)

Wohin das tendiert, sei an zwei bereits funktionierenden Systemen und an einem zunächst noch hypothetischen Modell gezeigt.

Das erste Beispiel: System Kampfpanzer M 70, ein gemischtes deutschamerikanisches Unternehmen, in dem die USA durch General Motors, die westdeutschen Konzerne Flick, Quandt, Rheinstahl und Krupp durch die eigens zu diesem Zweck gegründete „Deutsche Entwicklungsgesellschaft mbH“ vertreten sind. Die drei im Jahre 1969 fertiggestellten, vielfach noch unbefriedigenden Prototypen haben 600 Millionen DM Entwicklungskosten verschlungen. Das Resultat ist eine Offensivwaffe von 52,6 Tonnen mit einem 152-mm-Rohr, aus dem Granaten und Raketen verschossen werden können. Die Bundeswehr will davon tausend Stück haben. Das bedeutet bei einem vorsichtig geschätzten Stückpreis von vier Millionen ein Vier-Milliarden-Geschäft für den Generalauftragnehmer, zuzüglich des Anteils an den Entwicklungskosten.

Das zweite Beispiel: In München gibt es eine Firma Panavia Aircraft GmbH mit dem bescheidenen Gesellschaftskapital von 200 000 DM. Davon halten 50 Prozent Messerschmitt-Bölkow-Blohm, 33 Prozent die British Aircraft Corporation Ltd, 17 Prozent die Fiat SpA. Die kleine Panavia ist Entwickler und Systemführer des MRCA 75, des Mehrzweckkampfflugzeugs der kommenden Jahre, das mit einem Auftragswert von mindestens 20 Milliarden DM Europas bisher dickstes Rüstungsgeschäft zu werden verspricht. Der bundesdeutsche Steuerzahler wird dafür am tiefsten in die Tasche greifen müssen. Aus der vorgesehenen Gesamtproduktion von 1185 Stück soll die Luftwaffe 600 Stück erhalten, auf weitere hundert spekuliert die Marine, und das alles zu einem Stückpreis, der statt der vorgeplanten zehn kaum unter zwanzig Millionen DM liegen wird.

Das Modell: Mit einem Vorwort Gerhard Stoltenbergs, der diesem Aspekt des atlantischen Dialogs „besondere Beachtung“ wünscht, ist soeben Dimitris Chora-

fas „Verdummt Europa?“ erschienen. Dem Autor, bewährt als Spitzenberater und Rationalisator für IBM und AEG, für den französischen Generalstab und für Shell, erscheinen die bisherigen Entwicklungen kleinkariert. Europa müsse zur Sanierung seiner Industrie „groß denken“. Das soll bedeuten: Auf den für die moderne Waffentechnik entscheidenden Gebieten der Atomenergie, der Raumfahrt, der Computertechnik ist durch Zusammenschluß bestehender Firmen je ein Mammutunternehmen zu bilden — einerseits aufgebaut durch Zwangsinvestitionen und abgesichert durch laufende staatliche Zuwendungen für den Forschungsaufwand, andererseits „auf alle Fälle privatwirtschaftlich betrieben“ und abhängig von der Fähigkeit, „Profite zu erwirtschaften“. Das allerdings kann bei dem Leitbild, das Choras mitliefert, nicht schwerfallen. Seine Zielprojektion sind die amerikanischen Hochrüstungskooperationen, in denen Waffentrusts und Ministerien, Militärstäbe und Universitäten in vertrauensvoller und gewinnbringender Zusammenarbeit die interkontinentalen atomwaffentragenden Raketensysteme geschaffen haben: Atlas, Titan, Minuteman — eine wahrhaft groß gedachte europäische Perspektive.

Was hat die SPD gewußt, was will sie wissen?

Die Kritik der SPD-Spitze an der „Politik der Stärke“, ihre anfängliche Opposition gegen das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus und seine Hochrüstung war stets systemkonform und mußte damit in den Konsequenzen immer fragwürdig bleiben. Eingestimmt auf die Lüge von der „Gefahr aus dem Osten“ leiteten die SPD-Führer den Rüstungspolitikern jederzeit Wasser auf ihre Mühlen. Karl Liebknechts Wort vom Hauptfeind, der im eigenen Land steht, war längst vergessen. Die Konzernmacht im allgemeinen und die des Rüstungskapitals im besonderen wurde nie infrage gestellt, das Geheimnis der Geburt des imperialistischen Krieges nicht berührt. Mit dem Eintritt in die Große Koalition übernahm die SPD unmittelbare Verantwortung gerade für die jüngste bedrohliche Entwicklung; was Helmut Schmidt betrifft, so ist er offenbar entschlossen, diese Linie — einschließlich der Verstärkung der atomaren Trägersysteme in der Bundeswehr — fortzusetzen.

Andererseits haben maßgebende sozialdemokratische Politiker über viele Jahre hinweg wesentliche Gefahrenmomente immerhin erkannt und sich im Parlament und vor der Öffentlichkeit gegen sie gewendet. Das Argument der letzten Jahre, die SPD-Minister hätten in der Großen Koalition das Schlimmste verhindern und darum auch in der Wehrpolitik wider besseres Wissen zu mancher Fehlentscheidung Ja und Amen sagen müssen, entfällt jetzt: Ein sozialdemokratischer Kanzler bestimmt die Richtlinien der Politik. Wird man sich jetzt an einiges erinnern, was die SPD vordem über Ursachen und Folgen des Hochrüstungskurses gewußt hat?

Zum ersten hat die SPD gewußt, daß die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik und ihre Eingliederung in das Paktsystem der NATO mit dem kollektiven

in den speziellen Dienst der Treibstoffbedürfnisse der Bölkow-Raketenentwicklung stellt, die über Systeme mit flüssigem Wasserstoff und flüssigem Sauerstoff hinaus jetzt bereits den großtechnischen Einsatz von flüssigem Fluor anpeilt. Um das Ganze abzurunden, ist schließlich noch auf die staatliche Beteiligung und auf die amerikanischen und westeuropäischen Auslandsverflechtungen des Riesentrusts hinzuweisen.

Nennen wir außerdem Quandt und den Flick-Konzern in Kooperation mit der MAN, dazu die Rheinstahl-Hanomag-Henschel-Gruppe, sowie die IG-Farben-Nachfolger, wiederum vielfach verknüpft mit der Metallgesellschaft-Degussa, und schließlich noch die D-Banken, voran die Deutsche Bank, so haben wir die Zentren, die Hauptproduzenten und Hauptprofiteure des westdeutschen Imperialismus in etwa beisammen. Ihr Potential erscheint in der Tat ausreichend, um sich bei jeder europäischen Lösung ein Übergewicht zu sichern; selbst in der Kooperation mit amerikanischen Rüstungsgiganten stellt sich so „ein gewisses Gleichgewicht“ her. (Wehr und Wirtschaft, München, 11/67, Seite 574.)

Wohin das tendiert, sei an zwei bereits funktionierenden Systemen und an einem zunächst noch hypothetischen Modell gezeigt.

Das erste Beispiel: System Kampfpanzer M 70, ein gemischtes deutschamerikanisches Unternehmen, in dem die USA durch General Motors, die westdeutschen Konzerne Flick, Quandt, Rheinstahl und Krupp durch die eigens zu diesem Zweck gegründete „Deutsche Entwicklungsgesellschaft mbH“ vertreten sind. Die drei im Jahre 1969 fertiggestellten, vielfach noch unbefriedigenden Prototypen haben 600 Millionen DM Entwicklungskosten verschlungen. Das Resultat ist eine Offensivwaffe von 52,6 Tonnen mit einem 152-mm-Rohr, aus dem Granaten und Raketen verschossen werden können. Die Bundeswehr will davon tausend Stück haben. Das bedeutet bei einem vorsichtig geschätzten Stückpreis von vier Millionen ein Vier-Milliarden-Geschäft für den Generalauftragnehmer, zuzüglich des Anteils an den Entwicklungskosten.

Das zweite Beispiel: In München gibt es eine Firma Panavia Aircraft GmbH mit dem bescheidenen Gesellschaftskapital von 200 000 DM. Davon halten 50 Prozent Messerschmitt-Bölkow-Blohm, 33 Prozent die British Aircraft Corporation Ltd, 17 Prozent die Fiat SpA. Die kleine Panavia ist Entwickler und Systemführer des MRCA 75, des Mehrzweckkampfflugzeugs der kommenden Jahre, das mit einem Auftragswert von mindestens 20 Milliarden DM Europas bisher dickstes Rüstungsgeschäft zu werden verspricht. Der bundesdeutsche Steuerzahler wird dafür am tiefsten in die Tasche greifen müssen. Aus der vorgesehenen Gesamtproduktion von 1185 Stück soll die Luftwaffe 600 Stück erhalten, auf weitere hundert spekuliert die Marine, und das alles zu einem Stückpreis, der statt der vorgeplanten zehn kaum unter zwanzig Millionen DM liegen wird.

Das Modell: Mit einem Vorwort Gerhard Stoltenbergs, der diesem Aspekt des atlantischen Dialogs „besondere Beachtung“ wünscht, ist soeben Dimitris Chora-

fas „Verdummt Europa?“ erschienen. Dem Autor, bewährt als Spitzenberater und Rationalisator für IBM und AEG, für den französischen Generalstab und für Shell, erscheinen die bisherigen Entwicklungen kleinkariert. Europa müsse zur Sanierung seiner Industrie „groß denken“. Das soll bedeuten: Auf den für die moderne Waffentechnik entscheidenden Gebieten der Atomenergie, der Raumfahrt, der Computertechnik ist durch Zusammenschluß bestehender Firmen je ein Mammutunternehmen zu bilden — einerseits aufgebaut durch Zwangsinvestitionen und abgesichert durch laufende staatliche Zuwendungen für den Forschungsaufwand, andererseits „auf alle Fälle privatwirtschaftlich betrieben“ und abhängig von der Fähigkeit, „Profite zu erwirtschaften“. Das allerdings kann bei dem Leitbild, das Chorafas mitliefert, nicht schwerfallen. Seine Zielprojektion sind die amerikanischen Hochrüstungskooperationen, in denen Waffentrusts und Ministerien, Militärstäbe und Universitäten in vertrauensvoller und gewinnbringender Zusammenarbeit die interkontinentalen atomwaffentragenden Raketensysteme geschaffen haben: Atlas, Titan, Minuteman — eine wahrhaft groß gedachte europäische Perspektive.

Was hat die SPD gewußt, was will sie wissen?

Die Kritik der SPD-Spitze an der „Politik der Stärke“, ihre anfängliche Opposition gegen das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus und seine Hochrüstung war stets systemkonform und mußte damit in den Konsequenzen immer fragwürdig bleiben. Eingestimmt auf die Lüge von der „Gefahr aus dem Osten“ leiteten die SPD-Führer den Rüstungspolitikern jederzeit Wasser auf ihre Mühlen. Karl Liebknechts Wort vom Hauptfeind, der im eigenen Land steht, war längst vergessen. Die Konzernmacht im allgemeinen und die des Rüstungskapitals im besonderen wurde nie infrage gestellt, das Geheimnis der Geburt des imperialistischen Krieges nicht berührt. Mit dem Eintritt in die Große Koalition übernahm die SPD unmittelbare Verantwortung gerade für die jüngste bedrohliche Entwicklung; was Helmut Schmidt betrifft, so ist er offenbar entschlossen, diese Linie — einschließlich der Verstärkung der atomaren Trägersysteme in der Bundeswehr — fortzusetzen.

Andererseits haben maßgebende sozialdemokratische Politiker über viele Jahre hinweg wesentliche Gefahrenmomente immerhin erkannt und sich im Parlament und vor der Öffentlichkeit gegen sie gewendet. Das Argument der letzten Jahre, die SPD-Minister hätten in der Großen Koalition das Schlimmste verhindern und darum auch in der Wehrpolitik wider besseres Wissen zu mancher Fehlentscheidung ja und Amen sagen müssen, entfällt jetzt: Ein sozialdemokratischer Kanzler bestimmt die Richtlinien der Politik. Wird man sich jetzt an einiges erinnern, was die SPD vordem über Ursachen und Folgen des Hochrüstungskurses gewußt hat?

Zum ersten hat die SPD gewußt, daß die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik und ihre Eingliederung in das Paktsystem der NATO mit dem kollektiven

Sicherheitsbedürfnis Europas unvereinbar ist, ein friedliches Neben- und Miteinanderleben der Deutschen bedroht und eine Wiedervereinigung ausschließt. Ihre Alternative lautete: „Das von uns auszuarbeitende System muß Sicherheit bringen für die Westmächte, für die Sowjetunion und für die Deutschen.“ („Beifall bei der SPD“ für Fritz Erler, Bundestagsprotokoll 25. 2. 1955.)

Die SPD hat zum zweiten gewußt, daß Rüstungspolitik keine Sicherheit bringt, sondern zumindest den Fortbestand der Kriegsrisiken, wenn nicht gar ihre Verschärfung, bedeutet. Auf die These der Regierung Adenauer, fortan wolle Bonn „Politik der Stärke“ machen und, gestützt auf diese Stärke, eine Sprache reden, „die der andere versteht“, antwortete Carlo Schmid in der Bundestagsdebatte vom 3. und 4. 4. 1952: „Bedeutet das die Möglichkeit der Drohung, von dieser militärischen Stärke Gebrauch zu machen, wenn der andere nicht hören will?“ Wird sich die Regierung Brandt wenigstens daran erinnern, wie die SPD die Folgen jeglicher Beteiligung der Bundesrepublik am atomaren Wettrüsten eingeschätzt hat — damals als sie sagte, so werde „die atomare Abrüstung erschwert und das atomare Kriegsrisiko in der ganzen Welt erhöht“ („Sozialdemokratie und Bundeswehr“, herausgegeben von der SPD im Verlag Dietz GmbH 1957, Seite 36). Wird nun Bundeskanzler Brandt verwirklichen, was die SPD am 2. April 1957 von Bundeskanzler Adenauer fragend gefordert hat: „Ist die Bundesregierung bereit, dem japanischen Beispiel zu folgen und ihre Zustimmung zur Stationierung von Atomwaffenverbänden auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zu verweigern?“ Die Begründung dafür war überzeugend: Es gehe um unsere Überlebenschance, da wir anders „von beiden Seiten her der gnadenlosen Vernichtung ausgesetzt wären“ (a. a. O., S. 27).

Drittens hat die SPD gewußt, welche innenpolitischen Gefahren durch den militärischen Machtapparat und durch das „Überwuchern von militärischen Gewalten“ entstehen müßten, insbesondere nachdem „die Exekutive die Hierarchie der Wehrmacht aus dem Jahre 1945 zur Grundlage der Rangordnung“ in der Bundeswehr machte (a. a. O., S. 79). Aus gutem Grund erklärte darum die SPD: „Im Zeitalter des totalen Krieges kann militärische Gewalt bereits im Frieden die Freiheit des Staatsbürgers in Zivil oder in Uniform bedrohen. Legt man ihr keine Fesseln an, so militarisiert sie das öffentliche Leben und verwandelt den Staat in eine Kaserne“ (a. a. O., S. 58).

Im gleichen Sinn hat die SPD auch gewußt, welche ökonomischen und gesellschaftspolitischen Gefahren mit dem Entstehen und der Ausbreitung einer Rüstungswirtschaft einhergehen. In der uferlosen Ausdehnung des Militäretats erkannte die SPD sehr bald das Risiko, früher oder später an dem Punkt zu landen, „wo wieder einmal das Militär dem Parlament ein X für ein U vormachen und im Schatten des Geheimnisses tun kann, was es will, zum Schaden der Demokratie“. So der Abgeordnete Schöttle am 23. 6. 1955. Die SPD wußte damals auch, „daß die volkswirtschaftliche Gesellschaft Bayern e. V., deren Vorsitzender der jetzige (1957, d. V.) Bundesminister für Atomfragen, Herr

Professor Dr. Balke ist, seit 1952 dem Bundestagsabgeordneten und jetzigen Bundesminister für Verteidigung, Herrn Franz Josef Strauß, eine monatliche Zuwendung von 5000,— DM — offensichtlich für parteipolitische Zwecke — macht“. Wird sie jetzt an solche Erkenntnisse anknüpfen und in den Mechanismus hineinleuchten, nach dem Rüstungsfirmen politische Macht kaufen, Rüstungspropaganda treiben und Rüstungsaufträge für sich hereinholen? Damals war die SPD entsetzt bei dem Gedanken, es könnte ein 11-Milliarden-Wehrhaushalt auf die Bundesrepublik zukommen und sie fragte im Mai 1957, ob nicht statt dessen ein Rüstungsstopp und eine Überprüfung der Politik erfolgen müsse, die dieser Rüstung und ihren Forderungen an den Haushalt zugrunde liege. Geschehe das nicht, so sah der Abgeordnete Helmut Schmidt „unvermeidliche Konsequenzen für Preise und Löhne“, ganz abgesehen von der steuerlichen Belastung, auf die Bevölkerung der Bundesrepublik zukommen.

Wir schlagen vor, diese Erkenntnisse der von Bundespräsident und Bundeskanzler propagierten „Friedensforschung“ als erste Arbeitsgrundlagen zu übermitteln, sie zu aktualisieren und zu vertiefen, sie dort, wo sie zu anonym und zu ungenau sind, mit Namen und Daten zu versehen und dann die Resultate der Öffentlichkeit zu übergeben. Auf dieser Grundlage ließen sich durchaus neue Erkenntnisse in der Bevölkerung und neue Zielvorstellungen für die Politik der Bundesregierung entwickeln.

Wir sagen das alles nicht, weil wir uns Illusionen über die derzeitige Haltung sozialdemokratischer Minister machen. Aber wir wissen, daß Mitglieder und Funktionäre der SPD, die Gewerkschafter, die Wähler ihre Hoffnungen und ihre Erwartungen gerade auf die Punkte gründen, in denen sie den Ansatz zu einer realistischeren Haltung nach außen und damit auch zu einer demokratischeren und sozialeren Entwicklung im Inneren sehen. Es ist an der Zeit, daß sie für diese ihre Interessen jetzt gemeinsam mit allen demokratischen und sozialistischen Gegnern des Imperialismus aktiv werden und die Einlösung der Wechsel fordern, die die neue Regierung auf die Zukunft gezogen hat.

Die Aktionen — und darüber sollten wir ohne Zeitverlust diskutieren und uns einigen — könnten sich auf folgendes Sofortprogramm richten:

- Unterzeichnung des Atomwaffensperrvertrags, ohne Klauseln, Vorbedingungen und Hintertüren;
- völkerrechtliche Anerkennung der DDR, ohne Klauseln, Vorbedingungen und Hintertüren;
- Anerkennung der in Europa bestehenden Grenzen, ohne Klauseln, Vorbedingungen und Hintertüren;
- Säuberung der Bundesrepublik von amerikanischen ABC-Waffensystemen, -einheiten und -depots;
- Stopp der offensiven Hochrüstungs- und Umrüstungspläne der Bundeswehr;
- Annullierung einschlägiger Aufträge für Forschung, Entwicklung und Produktion, besonders aller Vorhaben im ABC-Waffenbereich; Umplanung der

öffentlichen Ausgaben unter neuen sozialen, wirtschaftspolitischen und wissenschaftlichen Prioritäten;

Unterstützung der Vorbereitungsarbeiten und der Durchführung einer europäischen Sicherheitskonferenz.

Nichts davon ist Vorleistung, alles ist dringender Nachholbedarf. Nichts ist Preisgabe deutscher Rechte und nationaler Interessen. Aufgegeben wird damit die Rolle der Bundesrepublik als Störenfried und Gefahrenherd Nummer eins in Europa. Aufgegeben wird die teuerste, risikvollste und aussichtsloseste Politik. Die Imperialisten werden das nicht für uns besorgen. Das Gesetz ihres Systems verschließt ihnen die klügere, die bessere Wahl. Wir müssen sie zwingen.

Für Daten, Fakten und Überlegungen habe ich vielen Autoren zu danken. Zitate mit Seitenangaben besagen zu wenig. Ich empfehle stattdessen die Arbeiten:

Lenin „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“, Sozialistische Klassiker im Verlag Marxistische Blätter, Frankfurt, 1969.

„Imperialismus heute“, Dietz-Verlag, ab 1965.

Weißbuch der Kommunistischen Partei Deutschlands über die mündlichen Verhandlungen im Verbotsprozeß vor dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe, Dietz-Verlag, Berlin, 1955.

Georg Klaus „Spieltheorie in philosophischer Sicht“, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1968.

Ralph E. Lapp „Kultur auf Waffen gebaut“, Vorwort von Robert Jungk, Helmut Kahn „Die Russen kommen nicht“, beide Rütten & Loening, München, 1969.

Bericht, Deutsches Wirtschaftsinstitut, Berlin.

Zur Kenntnis des „Feindbildes“ haben in Selbstdarstellung wesentlich beigetragen:

Franz Joseph Strauß „Entwurf für Europa“, 1966, und „Herausforderung und Antwort“, 1968, Stuttgart.

Hermann Kahn „Eskalation — Die Politik mit der Vernichtungs Spirale“, Vorwort von Helmut Schmidt, 1966, (West-)Berlin.

Dimitris Chorafas „Verdummt Europa?“, Vorwort von Gerhard Stoltenberg, 1969, München.

„Die Bundeswehr“, speziell 8/1969.

Ulrich Wetz.
1967

Herman Kahn
der Große
sagt:

Selbst wenn
in einem atomkrieg
160 mill. amerikaner
(und ich zeige das
an ihrem beispiel)
draufgingen
so wäre es den
restlichen 20 mill.
binnen 100 jahren
kraft intelligenz und
unverwütllichem lebenswillen
ohne weiteres möglich
den wiederaufbau
bis zum heutigen stand
geschafft zu haben.

Das beruhigt mich ja.
Dann ist das ja gar nicht
das ende.
Dann kanns ja wieder
von vorn losgehn.

Simone Dhlomo Negritude und Apartheid

Der Streit um die Negritude ist nicht ganz neu. Daß er noch immer im Zentrum der afrikanischen Diskussion steht, läßt darauf schließen, daß es sich nicht um einen müßigen Literatenstreit handelt. Einen afrikanischen Intellektuellen oder Politiker nach seiner Einstellung zur Negritude zu fragen, heißt ihm die Gretchenfrage zu stellen: hier scheiden sich die Geister.

Dies erwies sich auch auf dem allafrikanischen Kulturfestival in Algier vom 21. Juli bis zum 1. August 1969. Für die progressiven Literaten, Maler, Theaterleute und Politiker formulierte ein Intellektueller aus Dahomey: „Die Negritude hat Schiffbruch erlitten ... Die Negritude, die man uns vorschlägt, das ist schlicht und einfach die Einstellung des Negers auf niedrige Ackergeschwindigkeiten, auf die schäbige Stunde des Neokolonialismus ... Die Negritude der Reden, die Negritude von heute, ermöglicht es in der Stunde der großen Teilungen ‚gute Neger‘ zu haben. Die Realität, jene, die nach der Umstrukturierung der Welt verlangt, ist in der Tat die Angelegenheit der Revolution und nicht die kosmischer Schaumschlägerei ... Die totgeborene Negritude legte sich zum Sterben, sie starb.“¹ Warum gilt die Negritude unter den schwarzen Intellektuellen als Steigbügelhalterin des Kolonialismus und Neokolonialismus? Die Negritude präsentiert sich als ein rassistisches Konzept. „Der Begriff der Negritude ... war die affektive, wenn nicht logische Antithese zur Beleidigung der Menschheit durch den weißen Mann.“² Die Rassierung des Denkens der Neger ergab sich daraus als historische Notwendigkeit. „Weil sich die Intellektuellen von Guinea und Kenya vor allem mit dem pauschalen Ostrazismus, der synkretischen Verachtung durch den Unterdrücker konfrontiert sahen, war ihre Reaktion sich selbst zu bewundern und zu besingen. Gegen die bedingungslose Behauptung einer europäischen Kultur wurde die bedingungslose Behauptung der afrikanischen Kultur gesetzt. In ihrer Gesamtheit stellen die Sänger der *Negritude* das alte Europa dem jungen Afrika, die unterdrückende Logik der tosenden Natur gegenüber. Auf der einen Seite Steifheit, Zeremonie, Protokoll, Skeptizismus, auf der anderen Seite Unbefangenheit, Ausgelassenheit, Freiheit, ja Üppigkeit. Aber auch Verantwortungslosigkeit.“³

Fanon führte aber nicht aus, worin er diese Verantwortungslosigkeit sieht. Verantwortungslos gegenüber den Völkern Afrikas ist zweifellos die Pervertierung der Negritude bei einem ihrer Schöpfer, nämlich Senghor.

Während sie bei Aimé Césaire niemals ihren Anspruch Waffe gegen den Kolo-

nialismus zu sein, aufgibt,⁴ wird sie bei Senghor zu einer universalistischen Philosophie, die statt der Geschichtlichkeit des Menschen seine Hautfarbe setzt. Sie wird zum antirassistischen Rassismus, der behauptet, daß die Emotion negerisch sei, wie die Vernunft griechisch.⁵

Senghors Negritude wird zur Attitude der Bejahung des Kolonialismus: Die Negritude wendet sich ursprünglich gegen den französischen Kolonialismus, dessen erklärtes Ziel die kulturelle Assimilierung einer schwarzen Eliteschicht war, um in ihr ein Werkzeug zur Durchsetzung seiner ökonomischen Interessen in den Kolonialländern zu finden: im Gegensatz zu den ehemaligen englischen Kolonien, die das Prinzip des „indirect rule“, verwandten, war gerade der afrikanische Intellektuelle in den französisch beherrschten Gebieten durch die Politik der Assimilierung dem Prozeß der Entfremdung von seiner Kultur in besonderer Weise unterworfen. Die Entstehung der Negritude ist nur aus der Assimilationspolitik der Franzosen verständlich. Die „afrikanische Persönlichkeit“ des Negritude-Intellektuellen findet und verwirklicht in sich jene Werte, die denen des weißen Mannes entgegengesetzt sind: also statt Technik, Wissenschaft und Vernunft — Magie, Intuition und Emotion. Senghor spaltet sogar die Vernunft in eine negerische und eine europäische.⁶ „Die weiße Vernunft ist um der Nutzbarkeitmachung analytisch, die Negervernunft ist aus Anteilnahme intuitiv.“ Und: „Die Neger-Vernunft ist nicht ... die urteilende Vernunft des Europäers, die Augen-Vernunft, sondern die Berührungs-Vernunft, die sympathische Vernunft in eine negerische und eine europäische.“⁶ „Die weiße Vernunft ist um Diese Vernunft findet es vernünftig, den französischen Kolonialismus und seine Assimilierungspolitik zu bejahen. Die Kolonialisierung kann nach Senghor für die einheimische Bevölkerung ein Vorteil sein. „Wir haben alles vergessen, wie wir schon immer zu vergessen verstanden: die zweihundert Millionen Toten des Handels mit Negerklaven, die Gewalttaten der Eroberung Afrikas, die Demütigungen des Eingeborenenstatus. Wir haben nichts davon bewahrt als die positiven Errungenschaften.“⁸ Vollends enthüllt diese Ideologie ihren Charakter, wo Senghor sich mit den Produktionsverhältnissen befaßt. „Der Negro-Afrikaner ist ein Bauer, der von der Erde lebt.“⁹

Die Industrialisierung überläßt er den Kolonialherren, die im Gegensatz zu Senghor offenbar die Arbeit an der Erde nicht als die „edelste aller Arbeiten“ (Senghor), zumindest aber nicht als die lukrativste ansehen. Seine Blut- und Bodenmystik enthüllt sich als Klassenideologie, deren Verbreitung unter dem Volk der Preis ist, den die ehemalige koloniale Kleinbürgerschicht und heutige Verwaltungsbourgeoisie an den Imperialismus zu zahlen hat, damit sie als Klasse existenzfähig ist. Negritude heute ist ein Versuch der Afrikaner sich selbst zu kolonialisieren, um den Neokolonisatoren (und Kolonisatoren) die Ausbeutungsarbeit zu erleichtern, ist die Ideologie der afrikanischen Steigbügelhalterklasse, der dafür von den imperialistischen Mächten garantiert wird, daß sie sich an der Ausbeutung beteiligen darf. So progressiv die Negritude in ihrem Ur-

sprung war: als Negation des weißen Rassismus wurde sie zum schwarzen Rassismus. Sartre weist darauf hin, daß in diesem dialektischen Prozeß diese Negation allein nicht ausreicht. Vielmehr muß sich eine Synthese ergeben, die die Gesellschaft ohne Rassismus, d. h. das Verschwinden der Negritude zum Inhalt haben muß. Die Negritude müßte also ihrem Wesen nach auf die eigene Vernichtung gerichtet sein.¹⁰

Kultur auf die Hautfarbe zurückführen zu wollen, ist nicht nur Rassenmystik, sondern auch geschichtlich unhaltbar. Dies erwies sich gerade an der Negritude, die mit dem Anspruch auftrat, als Inbegriff afrikanischer Kultur auch für die Neger Mittel-, Süd- und Nordamerikas Gültigkeit zu besitzen. Tatsächlich können wir bis in die jüngste Zeit hinein beobachten, daß die Neger des amerikanischen Kontinents das Bedürfnis haben, sich auf die afrikanische Kultur zurückzubedenken. Zur Zeit des Entstehens der Negritude waren die amerikanischen Neger überzeugt, daß ihre Probleme die gleichen seien, wie die der Afrikaner. Indessen ist zwar ein amerikanischer Neger schwarz, jedoch ist er Amerikaner. Sein Kampf in Amerika kennt andere Bedingungen, als der in Angola oder Südafrika, sein geschichtliches Selbstverständnis ist ein anderes, als das eines guineischen Intellektuellen. „Die Negritude fand also ihre Grenze in den Erscheinungen, die von der Geschichtlichkeit des Menschen zeugen. Die Negerkultur, die negro-afrikanische Kultur zerfiel, weil die Menschen die sie verkörpern wollten, erkannten, daß jede Kultur zunächst eine nationale ist, und daß die Probleme eines Richard Wright oder Langston Hughes von den Problemen eines Leopold Senghor und eines Jomo Kenyatta grundverschieden waren.“¹¹

Aus dieser Geschichtlichkeit ergibt sich (so Fanon), daß die Kultur keine Angelegenheit der Hautfarbe, sondern nur der Nation im historischen Kontext sein kann. Kultur ist immer nationale Kultur. Fanon schildert, ausgehend von seinen Erfahrungen als Kolonisierter des französischen Imperialismus drei Phasen, die der kolonisierte Intellektuelle durchmacht: die Phase der vollständigen Assimilierung an die Kultur seiner Kolonialherren, die Phase, in der er sich entschließt, sich auf die eigene Kultur zurückzubedenken: „Er feiert die Bräuche, die Traditionen, das äußere Bild des Volkes, und seine zwanghafte schmerzliche Suche nach Exotismus.“¹² Schließlich die Kampfphase: der kolonisierte Intellektuelle produziert Kampfliteratur, revolutionäre Literatur, nationale Literatur. Er versucht, sein Volk aufzurütteln. Der Kolonisierte reinvestiert seine historische Tradition, seine Vergangenheit, ohne an ihr zu kleben. Fanon spricht von dieser gegenseitigen Begründung von Nationalkultur und Befreiungskampf.¹³

In diesem Sinne spricht Sekou Touré von den Freiheitskämpfern als den wahren Kulturmenschen. „Es sind die Menschen, die sich mit Afrika eingelassen haben und die sich entschlossen in seinen Dienst gestellt haben und die bedingungslos an seinem Befreiungs- und Einigungskampf teilnehmen, die die wirklichen Kulturmenschen darstellen.“¹⁴

Eine Kultur die auf der Hautfarbe basiert, gibt es nicht. Kultur ist ein geschichtliches Phänomen. „Die Zugehörigkeit zur negro-afrikanischen Kultur, zur kulturellen Einheit Afrikas besteht zunächst in einer bedingungslosen Unterstützung des Befreiungskampfes der Völker. Man kann nicht die Ausbreitung der afrikanischen Kultur wollen, wenn man nicht konkret zur Existenz der Bedingungen dieser Kultur beiträgt, d. h. zur Befreiung des Kontinents.“¹⁵ Fanon weist daraufhin, daß sich Senghor beispielsweise nicht scheut hat, die Thesen der französischen Algerienpolitik zu unterstützen.

Das Selbstverständnis der Negritude: Kultur auf der Basis der Hautfarbe, spaltet Afrika in ein weißes Afrika nördlich der Sahara und ein schwarzes Afrika südlich der Sahara. Historisch gesehen ist diese Vereinfachung unrichtig. Zwar war die Sahara immer ein schwieriges Hindernis der Kommunikation zwischen dem nördlichen und südlichen Afrika, doch einen Austausch hat es immer gegeben. Davon zeugt etwa eine Stadt wie Timbuktu, die der Nabel der Afrikanität genannt wird: das Niveau der Forschung und Lehre war im Mittelalter in Timbuktu zweifellos höher, als an den damaligen Universitäten von Oxford und Paris.¹⁶

Die Negritude verhindert durch ihren rassistischen Ansatz die Solidarität aller afrikanischen Völker, jene Solidarität, die der Imperialismus gewaltsam zu verhindern sucht. Schwarz- und Weißafrika, anglophones und francophones Afrika, der Kolonialismus hat überall Gegensätze zu schaffen versucht, um diese Länder ungenierter ausbeuten zu können. Vielen Afrikanern aus den anglophonen Gebieten ist das Konzept der Negritude, das seine Wurzel im „Assimilierungs-imperialismus“ der Franzosen hat, nicht ohne weiteres eingängig. Der britische Kolonialismus mit seinem Prinzip des „indirect rule“ hatte nicht die gleichen Entfremdungswirkungen, wie die französische „Kulturmission“. Die südafrikanische Apartheid endlich, die Ideologie der getrennten Entwicklung entlang der Trennungslinie der Hautfarbe, bedient sich der afrikanischen Stammestraktionen nach dem Prinzip des *divide et impera*, um einen solidarischen Zusammenschluß der schwarzen südafrikanischen Bevölkerungsteile unmöglich zu machen, um zu verhindern, daß eine Nation entsteht. In Südafrika werden z. B. in den Schulen für Afrikaner Bantusprachen unterrichtet. Jedoch sind diese Sprachen weder Regierungssprache, noch Geschäftssprachen. Außerdem werden die Afrikaner in Englisch und Afrikaans gleichermaßen unterrichtet, obwohl die Afrikaner Englischunterricht vorziehen würden.

Die Politik der Errichtung der Bantustans oder Bantuhomelands, in denen die Afrikaner ihrer Stammeszugehörigkeit nach leben müssen, zielt auf eine möglichst vollständige Tribalisierung der schwarzen Bevölkerung ab, die vor allem in den städtischen Siedlungsgebieten seit langer Zeit detribalisiert ist. Der Geschichtsunterricht für die Afrikaner soll den Stolz auf die eigene Stammeszugehörigkeit wecken und zu einer möglichst hohen Stammesidentifizierung führen. Bei diesen Bestrebungen der weißen Apartheitspolitik handelt es sich nicht dar-

um, den Afrikanern eine „ihnen gemäße Ausbildung“ zu geben, sondern darum, ihnen klarzumachen, daß sie in ihrem Land Handarbeiter bleiben müssen. Der Standard der afrikanischen Erziehung ist vollständig abhängig von den Bedürfnissen der Weißen nach der Art seiner Arbeitskraft.

Angeichts der Unterdrückung der farbigen Bevölkerung in Südafrika ist der von den Weißen geforderte und geförderte Rückgriff auf die Stammestradition eine Waffe gegen die Emanzipation. Dazu Fanon: „Nach einem oder zwei Jahrhunderten der Ausbeutung kann man einen regelrechten Schwund im Panorama der nationalen Kultur feststellen. Sie wird zu einem Reservat motorischer Gewohnheiten, alter Traditionen der Kleidung, zerfallener Institutionen. Sie ist unbeweglich, unschöpferisch, steril. Verelendung des Volkes, nationale Unterdrückung und Hemmung sind ein und dasselbe. Nach einem Jahrhundert Kolonialherrschaft findet man nur eine äußerst erstarrte, abgelagerte, versteinerte Kultur vor.“¹⁷

Es ist in diesem Zusammenhang auf ein südafrikanisches Phänomen hinzuweisen, das der südafrikanische Schriftsteller D. Brutus auf dem Kulturfestival in Algier folgendermaßen beschreibt: „Die Unfähigkeit der südafrikanischen Schriftsteller sich auszudrücken, oder der Menschen sich untereinander zu verstehen, sind Zeichen eines tiefen Übels, eines Risses in der Kommunikation.“¹⁸ Nur der Befreiungskampf selbst kann eine Lösung dieser Probleme mit sich bringen und die Kultur revolutionieren. Die Hochspielung von Stammesgegensätzen ist ein geeignetes Mittel, die Verständigung und Solidarisierung der Afrikaner untereinander zu verhindern, so werden bewußt schwarze Polizeikräfte in den Wohngebieten anderer Stämme eingesetzt.

Negritude und Apartheid sind beides funktionale Ideologien, die den Rassismus in den Dienst kolonialer und neokolonialer Ausbeutung stellen. Der einst progressive und notwendigerweise rassistische Ansatz der Negritude wirkt sich durch seine eigene Dialektik auf den Befreiungskampf des afrikanischen Kontinents aus, sie legitimiert neokoloniale Unterdrückung.

Hautfarbe ist für den profitorientierten Kapitalismus ein idealer Anlaß, sich eine Rassenideologie zu schneiden, um damit seine Blöße zu verdecken und sich große Teile der gesellschaftlichen Arbeit entschädigungslos anzueignen. Siedlerkolonialismus und Imperialismus sind dabei zwei Seiten der gleichen Medaille. Und insofern ist das Problem des Rassismus ein Problem des Internationalen Klassenkampfes.

Apartheid — das große Geschäft

Südafrikaner kolonisieren Südafrikaner. Großbritannien, die USA, die deutsche Bundesrepublik und Frankreich assistieren. Die Republik Südafrika ist das einzige Land der Welt, das seine Gesellschaft offen nach rassistischen Grundsätzen formiert. Gesetze und Gewalt ermöglichen den Herrschenden einen

Grad kapitalistischer und kolonialer Ausbeutung, der ohne Apartheid nicht möglich wäre. Südafrika ohne schwarze Reservearmee wäre kein Investorenparadies.

Innerhalb eines halben Jahrhunderts hat sich seine vormals agrarische Wirtschafts- und Sozialstruktur grundlegend gewandelt. Es entstand ein Industrie- und Agrarstaat mit weltweiter Verflechtung. Südafrika ist außerordentlich reich an Rohstoffen. Die wichtigsten Bergbauprodukte sind Gold, Diamanten, Platin, Uran, Vanadium, Chrom- und Manganerze, Kupfer, Kohle. Unter den westlichen Ländern steht Südafrika mit 70 Prozent der Goldherzeugung an erster Stelle.¹⁹ 40 Prozent aller afrikanischen Kohle sind südafrikanischen Ursprungs. Bei Uran nimmt Südafrika den dritten Rang in der Weltproduktion ein. Rund 30 Prozent des kontinentalen Sozialprodukts werden in Südafrika erstellt. Die Fülle der vorhandenen Rohstoffe und das Heer billiger Arbeitskräfte bilden die Grundlage für ein rasches industrielles Wachstum. Das Land hatte mit 7 Prozent zwischen 1963 und 1967 eine der höchsten realen Wachstumsraten der westlichen Welt.²⁰ Dieses Wirtschaftswachstum ist nur erklärlich aus der in Südafrika praktizierten Apartheid: sie ermöglicht die permanente Ausbeutung der schwarzen und farbigen Arbeitskräfte durch künstliche Lohnschränken auf der Basis der Hautfarbe und durch eine Politik vielfältiger Diskriminierungen, deren Ziel die Ermöglichung und Aufrechterhaltung der Privilegien des weißen Klasseninteresses sind.

Ein Eckpfeiler dieses Systems ist die Bodenpolitik. Der Bantu Administration Act von 1927 bildet die eigentliche Grundlage aller Rassentrennungsgesetze. Er begründet die Politik der Bantustans, oder Bantuhomelands. Die Afrikaner, 68 Prozent der Bevölkerung, dürfen nur 13 Prozent des südafrikanischen Bodens besitzen. Alle städtischen und Industriegebiete sind weiß. Nach ihrer Muttersprache werden die Afrikaner in Stämme eingeteilt, und den einzelnen Reservaten zugeteilt, gleichgültig, ob sie irgendwelche Beziehungen zu diesem Gebiet haben oder nicht. Dies gilt auch für die völlig detribalisierten Afrikaner der Großstädte, die zum großen Teil in den urbanen Zentren geboren sind. Sobald diese ihren Arbeitsplatz verlieren, können sie in die Bantustans geschickt werden. Die Bantustans sind hoffnungslos überbevölkert. Die Landwirtschaft der Reservate kann die Bevölkerung nicht ernähren, die Afrikaner sind gezwungen, als Wanderarbeiter ihre Arbeitskraft den Weißen zu verkaufen. Die Zerstörung der afrikanischen Familie ist die notwendige Folge. Rund 75 Prozent aller Minenarbeiter haben nach Beendigung ihres Arbeitsvertrages die ersten Symptome einer Tuberkulose. Sie kehren in ihre Dörfer zurück und verbreiten die Krankheit. Vorher waren sie gesund, sonst hätte man sie nicht eingestellt. Der erzwungene Zölibat fördert die Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten. Mit 20 bis 25 Jahren werden die Arbeitskräfte häufig infiziert. Sie erhalten oft nur eine oberflächliche Behandlung. Im Alter von 35 bis 40 Jahren sind sie Invalide. Sie sind schon zuvor in die Dörfer zurückgeschickt worden, können keine Arbeit mehr

finden und fallen ihren Familien zur Last. Die Minen sind nur an der Arbeitskraft interessiert, die sozialen Lasten tragen die Reservate.²¹

In den Reservaten leben bislang 4 1/2 Millionen Afrikaner. Nach und nach sollen alle Afrikaner in die Reservate umgesiedelt werden, wo sie ein eigenes, aber nicht zusammenhängendes Staatswesen bilden sollen. Diese Politik erweist sich jedoch als Utopie. Die Wirtschaft ist viel zu integriert, als daß eine territoriale Apartheid konsequent durchgeführt werden könnte. Die ökonomischen Interessen setzen sich immer durch, wo sich die Apartheid in ihrer Ausführung einmal als hinderlich erweisen sollte: während die vertikale Apartheid in den Städten immer mehr zunahm, wurde die Durchführung der totalen territorialen Apartheid auf Grund des Wirtschaftsbooms aufgegeben.²² Dennoch bleibt die Bedrohung für jeden einzelnen Afrikaner weiter bestehen. Der Aufenthalt der Afrikaner in den weißen Gebieten ist völlig vom Arbeitsbedürfnis der Weißen bestimmt. Afrikaner haben seit Januar 1968 kein Recht mehr, Häuser und Grundstücke in den städtischen Bantu-townships zu erwerben. In den townships der Bantu-homelands können die Afrikaner Häuser und Boden entsprechend der Proklamation 293 von 1962 erwerben, die ihnen aber keinerlei normale Besitz- oder Eigentumsrechte, wie Vermietung, Verkauf oder Vererbung sichern.

Ein weiteres Mittel, die industrielle Reservearmee zu vergrößern, stellt die Kopfsteuer dar, die ohne Rücksicht auf Einkommen oder Arbeitsplatz erhoben wird. Bergbau und Landwirtschaft sind völlig abhängig von der Existenz des schwarzen Wanderproletariats. 99 Prozent aller ungelernten, 66 Prozent aller angelesenen und 17 Prozent aller gelernten Arbeitskräfte sind Afrikaner oder Farbige, wobei Farbige und Inder zumeist die Fachkräfte stellen. Afrikanern und z. T. auch Farbigen, bleiben aufgrund gesetzlicher Bestimmungen qualifizierte Beschäftigungsmöglichkeiten versperrt.²³ „Wie in keiner anderen kapitalistischen Wirtschaft sind die Produzenten hier auf ihre einzig bedeutsame Rolle reduziert: Elemente im Tauschprozeß, billiges Rohmaterial in der Kostenkalkulation der Arbeitskraft zu sein.“²⁴

Während in den Goldminen die Reallöhne so niedrig sind wie 1911, erreicht der Lebensstandard der weißen Minderheit den der USA. Das Volkseinkommen der weißen Minderheit pro Kopf liegt 17 Mal höher als für den nichtweißen Bevölkerungsteil. Der feste Goldpreis übt ökonomischen Zwang aus: „Das Interesse des Minenkapitals . . . lag in der Konzeption der ökonomischen Integration durch Verwendung der billigsten Arbeitskraft für alle Tätigkeiten. Diese billige afrikanische Arbeitskraft bedeutet für die Rentabilität der Minen wegen des festen Goldpreises einen ebenso wichtigen Produktionsfaktor, wie die Goldminen selbst. Eine generelle Charakteristik kolonialer Ausbeutung bestand stets darin, jene Arbeitskraft verfügbar zu machen.“²⁵ Bodenpolitik, job reservation für die weißen Arbeiter, Reservierung der ungelernten Beschäftigungen für die schwarzen, Steuerpolitik und die Politik der Reservate dienen dem gleichen Ziel, der Schaffung einer Reservearmee zur Sicherung der eigenen Klassenprivilegien.

Von Anfang an war es die Absicht, hinter dem Erhalt der Reservate, eine Quelle billiger Arbeitskraft für die weiße Landwirtschaft, den Bergbau und die Industrie zur Verfügung zu stellen. Einerseits dienten die Reservate als Zuchtgebiete zur Produktion von Wanderarbeitern, während sie sich andererseits als geeignete Schutthalten für die körperlichen Wracks erwiesen, welche in der Industrie ebenso abfallen wie nutzlose Fasern, deren Saft herausgepreßt ist.²⁶

Dort wo gleiche Arbeit von Angehörigen verschiedener Rassen geleistet wird, wird sie unterschiedlich bezahlt. Das Anfangsgehalt eines weißen Lehrers in Natal beispielsweise beträgt 1260 £ pro Jahr (1 £ = 2 R. = 11,20 DM). Ein Afrikaner mit der gleichen Qualifikation erhält weniger als die Hälfte, nämlich 525 £. Der Jahresverdienst eines weißen Arztes an einem Provinzkrankenhaus beträgt 2450 £, der eines Afrikaners 1575 £. Die Provinzregierung von Natal lehnte es 1967 ab, das um die Hälfte geringere Einkommen der nichtweißen Ärzte im Zentralkrankenhaus von Durban dem Einkommen der weißen Ärzte anzugleichen, mit der Begründung, daß Nichtweiße in Südafrika einen traditionell geringeren Lebensstandard hätten, und daher keine Einkommenserhöhung benötigten.²⁷ Ein weißer Polizeisergeant erhält im Monat 143 bis 160 £, ein indischer 47 bis 51 £, ein afrikanischer 30 £.²⁸

Die Rassendiskriminierung ist schon dem Erziehungswesen zugrundegelegt. Dies spiegelt sich unmißverständlich in den Ausgaben für das Bildungswesen. 1965 gab Südafrika 4,5 Prozent seines Sozialprodukts für das Bildungswesen aus. Es entfielen auf die einzelnen Bevölkerungsgruppen:

Bevölkerungsgruppe	Anteil an der Bevölkerung	Anteil der Bildungsausgaben
Afrikaner	68 %	9 %
Europäer	19 %	77 %
Farbige	10 %	10 %
Inder	3 %	4 %

Die Kolonialpolitik der Südafrikaner im eigenen Lande wird gestützt durch den Kapitalimport der kapitalistischen Industrieländer, auch wenn hierbei nach außen hin Widersprüche in Erscheinung treten, da sich die neokolonialen Praktiken der USA nicht mit der unverhüllt rassistischen Ideologie der Südafrikaner ohne weiteres vereinbaren lassen. Die Neokolonisatoren haben auf die neuen farbigen Steigbügelhalterklassen Rücksicht zu nehmen. Dies jedoch hindert die USA, Großbritannien, Frankreich, die Bundesrepublik und Japan nicht, ihr Kapital in Südafrika zu investieren. Gerade die ökonomischen Beziehungen zu Japan enthüllen auf das eindeutigste, daß der Rassismus nur eine Funktion des ökonomischen Interesses ist.²⁹ Japaner gelten im Gegensatz zu allen anderen Farbigen, auch Chinesen, als weiß.

Die Investitionen Großbritanniens in Südafrika betragen mehr als eine Milliarde £. Südafrika ist für England der zweitwichtigste Handelspartner. Seit

1963 kommen die größten Kapitalerträge nicht mehr aus Australien und den USA, sondern aus Südafrika. Das wirtschaftliche Interesse Großbritanniens an Südafrika ist größer, als am gesamten übrigen Kontinent zusammen. 10 Prozent seiner Auslandsinvestitionen entfallen auf Südafrika, wo es vor allem im Bergbau, in den Finanzgesellschaften und in der verarbeitenden Industrie angelegt wird.

Südafrikas Goldexporte im Werte von 490 Mill. £ werden ausschließlich über die Bank von England vermarktet, ebenso 80 Prozent der südafrikanischen Diamantenexporte. Das Banken- und Versicherungswesen wird weitgehend von Großbritannien kontrolliert. 70 Prozent der südafrikanischen Depositen werden die Banken gelten, die sich in englischem Besitz befinden.

Die direkten *Investitionen der USA* betrugen für 1968 rund 700 Mill. \$, das sind 30 Prozent aller amerikanischen Investitionen in Afrika.³⁰ Auffällig ist das rasche Ansteigen des Engagements. 1963 beliefen sich die Investitionen noch auf 500 Mill.³¹

Die *deutschen Investitionen* stiegen von 11,2 Mill. R. im Jahre 1956 auf 72,4 Prozent Ende 1965 und 107,3 Prozent im Jahre 1966 an, was eine Erhöhung von 48,2 Prozent gegenüber dem Vorjahr ausmacht.³² Die deutschen statistischen Angaben liegen aber mit Sicherheit zu niedrig, da man aus Rücksicht auf die afrikanischen Handelspartner die Kapitalexporte über andere Länder laufen läßt. Dr. Jantzen, Präsident der South African Reservebank, nannte 330 Mill., sie dürften aber noch höher liegen. Ihr Charakteristikum ist ihr schnelles Wachstum. Dies ist angesichts des freundlichen Bildes, das die westdeutsche Presse von Südafrika bringt und angesichts der freundschaftlichen Beziehungen der führenden Kräfte der National Party zu Hitlerdeutschland und ihres Protagonisten des Finanzministers Diederichs zu J. Abs verständlich. Noch verständlicher wird dieses Engagement der BDR und der übrigen imperialistischen Staaten angesichts der Profitrate in Südafrika, die zwischen 1960 und 1965 bei rd. 20 Prozent lag und damit mehr als doppelt so hoch ist, wie die der meisten Länder der Erde. Das deutsche Kapital hat sich vor allem mit dem Burenkapital verbündet, das vorwiegend in den State Trusts steckt. Seit 1958 exportiert Südafrika in die Bundesrepublik Uran. Dafür liefert die Bundesrepublik Produktionsverfahren zur Aufbereitung und Weiterverarbeitung des Urans zu spaltbarem angereichertem Material für die Herstellung von Kernbrennstoffen.³³

Seit 1961 besteht zwischen der Bundesrepublik und Südafrika ein Abkommen über militärische und atomare Zusammenarbeit, das 1963 spezifiziert wurde.³⁴ Der Nutzen dieser Kooperation liegt auf der Hand. Südafrika ermöglicht der Bundesrepublik atomare Forschung und Produktion, die im eigenen Land nicht möglich sind, während Südafrika sein Militärpotential gegen die unterdrückte Mehrheit im südlichen Afrika ausbauen kann.

Apartheid entlarvt sich als eine reine Kolonialideologie der Ausbeutung. Apart-

heid wird von allen Afrikanern abgelehnt. Es ergibt sich jedoch aus naheliegenden ökonomischen (neokolonialen) Zwängen eine Korrelation zwischen der Stärke dieser Ablehnung und der Ablehnung der Negritude. Gerade diejenigen, die die Negritude am entschiedensten zurückweisen, sind auch bereit die Waffe in die Hand zu nehmen oder den Befreiungskampf gegen die Apartheid, gegen die Quasi-Apartheid des Smith-Regimes und gegen den portugiesischen Kolonialismus zu unterstützen. Die Verfechter der Negritude belassen es bei folgenlosen verbalen Protesten.

Während des ersten allafrikanischen Kulturfestivals in Algier stand die Frage nach der Rolle der Kultur in den Befreiungsbewegungen im Zentrum der Diskussion. Revolutionärer Kampf in Afrika bedeutet Kampf um die eigene kulturelle Identität, bedeutet Kulturrevolution. Er ist seinem Wesen nach in Südafrika, im südlichen Afrika und der armen Welt gegen das kapitalistische System gerichtet, das die koloniale Ausbeutung hervorbringt.

¹ Adotevi, S., Commissaire Général à la Culture (Dahomey), Symposiumpaper.

² Fanon: Die Verdammten dieser Erde. Suhrkamp, 1967, S. 162.

³ ders. a. a. O., S. 163.

⁴ Vergl. R. Zahar: Kolonialismus und Entfremdung. Zur politischen Theorie F. Fanons. Frankfurt, 1969, S. 72. Siehe auch H. Rubinsteins Artikel über A. lé saire in diesem Heft.

⁵ Vergl. Bassam Tibi: Leopold Senghors Negritude, in: Argument. Dez. 1967, S. 422 f.

⁶ Bassam Tibi: a. a. O., S. 424.

⁷ Senghor, zitiert nach B. Tibi, a. a. O., S. 424.

⁸ Senghor, a. a. O., zitiert nach B. Tibi a. a. O., S. 423.

⁹ Senghor, a. a. O., zitiert nach B. Tibi, a. a. O., S. 424.

¹⁰ Sartre, Orphée noir, Vergl. Ausführungen von R. Zahar, a. a. O., S. 72.

¹¹ Fanon, a. a. O., S. 166.

¹² ders. a. a. O., S. 169.

¹³ ders. a. a. O., S. 181.

¹⁴ Sekou Touré, Message aux intellectuels et artistes africains, Symposiumpaper.

¹⁵ Fanon, a. a. O., S. 180.

¹⁶ B. Davidson, Les voies africaines, Maspéro 1964, S. 31.

¹⁷ Fanon, a. a. O., S. 182.

¹⁸ D. Brutus, zitiert nach A. Memmi, Symposiumpaper.

¹⁹ Stat. Bundesamt Wiesbaden, Länderkurzberichte, Südafrika.

²⁰ Stat. Bundesamt Wiesbaden, a. a. O.

²¹ B. Davidson, a. a. O., S. 85.

²² Freimut Duve: Des Westens lästigster Freund. In F. Duve, Kap ohne Hoffnung, S. 83.

²³ Stat. Bundesamt Wiesbaden, a. a. O.

²⁴ H. Adam, Südafrika, Soziologie einer Rassengesellschaft, Suhrkamp 1969, S. 84.

²⁵ H. Adam, a. a. O., S. 30.

²⁶ G. Mbeki South Africa, The peasants' revolt. zitiert nach H. Adams, a. a. O., S. 31.

²⁷ H. Adam, a. a. O., S. 87.

²⁸ Sechaba, Official Organ of the African National Congress Vol. 2, No. 1, Nov. 1968.

²⁹ Rassismus ist jedoch älter als der Kapitalismus. Vergl. H. Adams, a. a. O., S. 25 f.

³⁰ H. Adams, a. a. O., S. 35.

³¹ Sechaba, vol. 2, No. 12, Dez. 1968.

³² Marktinformationsdienst, der BfA, Nov. 1967, S. 44.

³³ Das Bündnis Bonn-Pretoria. Denkschrift des Afro-Asiatischen Solidaritätskomitees der DDR. Berlin, 1967.

³⁴ S. o.

Hilde Rubinstein

„... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“

lautet eine Zeile von Aimé Césaire. In ihr könnte man seine Position enthalten sehen: nur eine poetische Stimme — doch sie befiehlt: du sollst nicht mehr den *„blutenden Hals der Welt“* darstellen, schwarzer Mensch!

In der Zeitung, die neben Césaires Buch* liegt, lese ich: „1968 wurden 191 Afrikaner in Südafrika gehängt.“

Was ist Rassenhaß? Die dominante Vorstellung, der Schönste im Lande zu sein. Vorstellung, die auf der zweifelhaften Schablone fußt, daß Hell schöner sei als Dunkel, dünne Lippen schöner als dicke und derlei mehr. Ein Ästhetizismus also, der seine Maße ausschließlich von der eignen Apparition holt — aktuellerweise die rosa Rasse als diejenige betrachtend, nach der alle andern Rassen sich auszurichten haben. Extremer Narzismus ist somit entscheidender Antrieb zu Verfolgung — auf welche Weise denn auch Nar- und Nazismus Verwandte geworden sind.

„Meine seit dreihundert Jahren geschleifte Primatenfresse“ ruft der schwarze Dichter im grimmigen Galgenhumor, und in ähnlicher Stimmung sagt er: „Ich ... ich bin Sambesi oder besessen oder Klippfisch oder Kannibale ...“

Drei Voraussetzungen für Césaires Dichtung lassen sich ausmachen: die leidimprägnierte Geschichte der schwarzen Rasse — die tropische Heimatlandschaft der Kleinen Antillen — die französische Fähigkeit des Artikulierens. Gemeinsam müssen sie furiose, skulpturale Dichtung ergeben.

Die afrikanische Widerstandsbewegung teilt mit, daß 1969 eine Million farbiger Frauen und Kinder in Südafrika zwangsweise in unfruchtbare Gebiete verschickt werden sollen, wo sie Nichts vorfinden — während die Männer zurückbleiben und für die weißen Industrien schufteten müssen. „Seit 1966 gibt das Ministerium

* Aimé Césaire: *An Afrika*, Gedichte. Carl Hanser Verlag. Zweisprachige Ausgabe. Herausgegeben und übertragen von Janheinz Jahn unter Mitwirkung von Friedhelm Kemp. 1968

Hilde Rubinstein: „... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“

für die Bantu-Administration keine Zahlen mehr heraus“, heißt es. „... speie ich den Aushungerern ins Gesicht, den Beleidigern ins Gesicht, den Parasiten und Bauchaufschlitzern ...“ brüllt der schwarze Dichter.

Ich sehe Bilder aus Ernest Coles wichtigem Buch „Haus der Knechtschaft“: auf einer Parkbank in Südafrika steht „Europeans only“, und eine sogenannte Europäerin sitzt drauf. Verwunderlich, daß die Verwalter und Vergewaltiger des Landes sich weiterhin „Europäer“ nennen! Eine Verlegenheitsbezeichnung, aber man sollte sie beim Wort nehmen und auffordern, nach Hause zu fahren. Freilich würde ihnen in Holland nicht so billige Dienerschaft zur Verfügung stehen, solch köstliches Klima, solch vorteilhafter Golderwerb! Also werden die „Weißen“ (die eher schinkenfarben sind) nicht freiwillig abreisen.

„Wenn die verschlammte Erde die Sonne skalpiert ...“ Aus Afrikas Sonne haben sich die Blassen einst ihre Sklaven geholt — nach Afrika sollten ihre verschlammten Nachfahren sie zurückbringen! Afrika sollte den Farbigen allein gehören — weil die Weißen sie hauen, wo sie sie treffen (sonst wäre es nicht nötig!). Die dunklen Rassen sollten den Versuch machen können, sich unbedroht zu entwickeln — ohne daß man ihnen mit Waffen beispringt. Der Kontinent Afrika gehört den Negern — er gehörte ihnen!

Neger ... Man ist versucht, das Wort in Anführungszeichen zu setzen. Wörter haben eine vertrackte Neigung, Schmutz aufzusaugen ... Césaire sagt es so: „Das Wort Neger stieg in Waffen aus dem Geheul einer giftigen Pflanze, das Wort Neger ist ein Knistern das scharf nach verbranntem Fleisch und Horn riecht ...“ Wie gut, daß Wörter ausrangiert werden können — und mit ihnen die Haltungen, denen sie entspringen.

Verfolgung macht bescheiden: wenn man die Hoffnung auf ein gutes Leben aufgegeben hat, will man wenigstens gut sterben. Der Dunkelhäutige will naturgemäß sterben dürfen, ohnehin steht er der Natur näher als das Bleichgesicht.

„... wir sterben unsern Tod in Wäldern riesiger Eukalypten ...“ Und: „Ich meinerseits kenne den Korb in den mein Kopf nicht mehr hineinfallen wird.“ Es ist besser, von einem Vulkan getötet zu werden als von Mitmenschen. „Meine Saint-Pierre-Augen die den Mördern noch trotzen unter der erkalteten Asche ...“

Der Insulaner von Martinique ist mit Tod bedient worden: 1902 begrub der Vulkan Mont Pelée die Stadt Saint-Pierre mit vierzigtausend Einwohnern.

Diese Stadt heißt jetzt Fort-de-France und ihr Bürgermeister Aimé Césaire. „Ich erkenne mich als Bruder dieses Vulkans“, schreibt der Bürgermeister. Und: „Du wirst mit einem Insel- und Karibenschritt das Meer (und die Erde die laut Definition nicht Zukunft sein kann) überschreiten ...“ Darin liegt das endlich zurückgekehrte Selbst-Bewußtsein des schwarzen Erdbewohners. Auch hierin: „... aber ich schreite sicherer und heimlicher und fürchterlicher voran als der verfaulende Stern.“

Dieser verfaulende Stern, der immer noch Eingeborene als Sklaven entführt ... Dieser verfaulende Stern, auf dessen (südafrikanischen) Dächern dunkle Diener

Hilde Rubinstein: „... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“

wohnen, weil es gesetzlich verboten ist, mit der hellen Herrschaft unter den Dächern zu wohnen ... *„VERBOTEN heult mir unaufhörlich ein Unwetter zu ...“*

Wenn aber der Schwarze eines Tages Revolution machen wird, wird es ein Sturm sein über Afrika! (Und gern auch über Amerika.) *„Wenn die Neger Revolution machen reißen sie zunächst die Baumriesen aus ... Die weißen Feuerstöße pflanzen dann Wunderblumen in den Himmel die nicht ohne Beziehung sind zu den Häubchen der Normen von Saint-Joseph de Cluny ...“*

Auf den Knien liegend schreiben schwarze Schulkinder in Südafrika, weil die Weißhäute ihnen keine Pulte gönnen. Denn wozu sollen die Schwarzhäute schreiben lernen? In den guten alten Zeiten war es bei hohen Strafen verboten, Neger Schulunterricht zu erteilen, schreibt Rolf Simon. Aber: *„Wir werden die neue Luft erschüttern mit unseren gepanzerten Köpfen ...“* Kopf und Hand werden bewaffnet: *„Glücklicherweise hat man nicht bemerkt, daß ich bemerkt habe, daß ich Hände habe ...“* Mit Trotz kann man sich entfesseln, nur mit ihm.

Vor 30 Jahren notierte der deutsche Forschungsreisende Jessen in Angola: „Es gibt kein europäisches Kleidungsstück, es mag noch so zerlumpt sein, das der Neger nicht für schön genug hält, sich damit zu behängen.“ Die schwarze Mittelklasse behängt sich weiterhin mit europäischen Kleidungsstücken, wenn auch nicht zerlumpten. Hier hat man den Satz „Black is beautiful“ noch nicht recht begriffen. Aber der Dichter findet: *„Meine Welt ist süß ... süß wie der Duft eines roten Stoffes auf dem lärmenden Atem einer schwarzen Haut.“*

Eine der schlimmsten Folgen der Verfolgung: daß der Verfolgte die Wertungen des Verfolgers annimmt. Jetzt endlich darf man jedoch voraussetzen, daß die Zeit endgültig vorbei ist, in der Schwarzpigmentierte ihre Haut mit pigmentzerstörenden Mitteln weiß zu kriegen versuchten. *„Freilich haben einige revolutionäre Einzelheiten den Kalender durchlöchert“*, stellt Césaire fest.

Aber nicht nur Zuversicht spiegelt sich in seinem Gedicht, nicht nur Revolte — auch Verzagtheit, sogar Verzweiflung: *„Ich bin der Teppich des Königs, ich trage die Skrofeln des Königs, ich bin der Sonnenschirm des Königs ... Geruhen Eure Majestät mir in den Arsch zu schauen ob Diamanten darin sind, geruhen Eure Majestät in meinem Mund nachzuforschen wieviel Karat darin sind ...“* Hier spielt Césaire auf die Goldgrubenbesitzer und Diamantenhändler an, die ihre schwarzen Geschundenen auf entführte Kostbarkeiten hin körperlich untersuchen lassen. Nackt stehen die schwarzen Arbeiter an der Mauer, mit emporgerecten Armen ... Césaire muß aufheulen: *„... also lacht, lacht Tam-Tams vom Kaffernland ...“*

Dann wieder faßt er Mut — vielleicht angesichts der Befreiungskämpfer in Angola, Mozambique, Guinea, Rhodesien und auch den USA — *„Und die Neger werden im Staub ... die Splitter suchen ... aus denen die Zauberer die versteckte Wildheit der Sterne bilden.“*

Martin Luther King erkannte schließlich: *„Wir haben beinahe keine Wange mehr*

Hilde Rubinstein: „... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“

zum Hinhalten.“ Aimé Césaire wußte immer, daß die rosa Henker von schwarzer Güte nicht zu überzeugen sind: sie zahlen dem angolesischen Zwangsarbeiter 25 Pfennige für die Arbeit eines Tages — so lange sie nicht mehr zahlen müssen. Und sie müssen nicht, so lange sie Zwangsarbeiter halten dürfen. *„... ich erkenne dich Sanftmut — du bist von dem ewigen Schwert durchbohrt ...“*

Als Farbe bereits, als Farblosigkeit, ist Weiß dem Dichter ein Grauen, er bringt es öfters mit Tod in Verbindung: *„Wir sterben eines weißen Todes ...“* *„Brüllend grüße ich euch, mit einem Gebrüll das weißer ist als der Tod.“*

Das große Verdienst des Verlages: den französischen Originaltext (Auswahl aus Werken von 1949—1961) gebracht zu haben. Er ist für das Buch entscheidend — wie auch im Klappentext betont wird — während „die deutsche Version keinen dichterischen Anspruch erhebt“. Das ist aber bedauerlich für alle, die nicht oder wenig französisch können! Wenn man auch einräumen muß, daß eine adäquate (qualitativ-adäquate) Übertragung erhebliche Mühen verursacht haben würde. Denn die Reichweite césaïrescher Worte, verbunden mit der Modulation seines Französisch, hierzu die Farbigkeit seiner Diktion, verbunden mit blockhafter Geschlossenheit, das im Deutschen zu erreichen, dürfte langwierige und intensive Arbeit erfordern — und außerdem Sensitivität. Einiges hätte man jedoch auch ohne größeren Kraftaufwand besser machen können, warum zum Beispiel Césaires persönliche Interpunktion so oft unberücksichtigt lassen? In einer feinnervigen Lyrik spielt die Zeichensetzung eine bedeutsame Rolle: ein Ausrufezeichen zu viel kann die Nuance an Pathos zu viel ausmachen, die der Autor gerade vermeiden wollte; ein Ausrufezeichen zu wenig kann eine Temperamentsreduktion ergeben, die der Autor hier nicht wünschte. Auf gutglück hingeseetzte Punkte oder Kommata können in der Lyrik (mindestens) visuelle Störungen ergeben; und wenn am Ende von Absätzen (oder ganzen Gedichten) eine Stimmung, ein Gedanke nachklingen soll, ist ein Schlußpunkt verheerend.

Dann der ridiküle Fremdwort-Komplex! Genügt es nicht, daß die Umgangssprache und -schrift von Krafrädern, Fernschreibern, Rufen usw. borniert wird, muß der Sprach-Chauvinismus gar noch in die Literatur genommen werden! Z. B. ist „essentiell paysage“ mit „wesentliche Landschaft“ übersetzt worden, obwohl man sehr wohl „essentielle Landschaft“ sagen kann. Darin klingt „Essenz“ an, was eine Landschaft schön bezeichnet; „wesentlich“ hingegen ist ein schulmeisterlich-ausgelaugtes Wort, ein unkonkretes Wort. Und weshalb „portueuses de jour“ nicht mit „Trägerinnen des Tageslichtes“ übersetzen sondern mit: „aus dem Tageslicht aufblüht“ ...? Césaire würde „aufblühen“ nur wörtlich anwenden, weil er kein aufblühender Damendichter ist.

Er ist auch nicht bloß Protest-Poet, will nicht nur Bruder des fauchenden, sondern auch Bruder des friedlichen Vulkans sein. Und er singt von dem *„Säckel von Vulkanen, von Agaven, von Strandgut der Stille“* und *„es ist angenehm sanft zu sein wie ein Lamm. Es tut gut die großen Schleusen der Sanftmut zu öffnen.“* Seine vielen Facetten umfaßt das Gedicht „Afrique“:

Hilde Rubinstein: „... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“

„Afrika,
deine Sonnentiara schlugen sie dir mit dem Krummstab über die
Ohren,
haben sie in ein Halseisen verwandelt; deiner Sehkraft
haben sie die Augen ausgestochen; der Unzucht preisgegeben dein
keusches Gesicht,
in den Maulkorb gezwängt und als guttural verschrien
deine Stimme die im Schweigen der Schatten sprach.
Afrika,
erzittere nicht, der Kampf ist wieder entfacht,
der rasche Strom deines Blutes zeugt unausweichlich
den Frühling ...
...“

Anmerkungen

Robert E. Haydens Gedicht entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags einer bei Reclam, Leipzig, erschienenen Lyrik-Anthologie amerikanischer Neger. Deutsche Fassung: Stephan Hermlin.

Guntram Vesper — siehe *kürbiskern* 2/67 — veröffentlicht im Frühjahr 1970 in der Reihe Hanser einen Prosaband mit dem Titel: „Kriegerdenkmal ganz hinten“.

Thomas Michael Jaeschke, geboren 1947 in Heidenheim, besuchte ein Münchner Gymnasium, das er Anfang 1969 verließ. In den Jahren 1964-67 war er während der Sommerferien Deckarbeiter bei der Handelsmarine. Er lebt gegenwärtig in München und verdient seinen Unterhalt als Taxifahrer und Coca-Cola-Ausfahrer.

Günter Müller, Jahrgang 1944, lebt in Hannover, „trampete seit 1961 durch Westeuropa, begann 1964 mit dem Schreiben, veröffentlicht seit 1965 in Zeitungen, seit 1968 in Anthologien“; er brachte 1969 im F.-Wittig-Verlag, Hamburg, sein erstes Buch heraus.

Diederich Hinrichsen, geboren 1939, studierte Mathematik, Physik und Germanistik in Hamburg und München. Nach der Promotion verbrachte er ein Jahr (1967) in Paris. Er ist Mitglied der Autorengruppe „Hamburg linksliterarisch“ und seit 1968/69 Polit-Referent im Hamburger AStA.

Erwin Kurz skizzierte seinen Lebenslauf: „1928 in München geboren. Mein Vater war laut Gesetz mit mir nicht verwandt. Meine Mutter, als Wasch- und Flickfräulein, hatte es im Leben schwer. 1945 noch im Krieg. In der Gefangenschaft (US) Typhus. Dann Buchhändler, Verlagsangestellter, Bauarbeiter, Kellner, Journalist, Maternpräger, Vertreter für Krawatten, Sicherheitsschlösser, Bettwäsche, Importweine, Schokolade, Bohnerwachs, Kosmetik, Kerzen, dann Geschäftsführer einer Wirtschaft, Kioskverkäufer, Bühnenarbeiter und Museumsaufseher. Heute bin ich in der Werbung tätig.“

E. A. Rauter, geboren 1928 in Klagenfurt, lebt als freier Schriftsteller in Westberlin. Er ist zur Zeit Redakteur bei „konkret“. Veröffentlichungen: „Folter-“

Anmerkungen

Lexikon. Die Kunst der verzögerten Humanschlachtung von Nero bis Westmooreland.“ Bei Rowohlt erscheint demnächst: „Die konzertierte Ausplünderung“. Der vorliegende Text erscheint ebenfalls als Heft der Arbeitsgruppe Agitation und Propaganda, Westberlin, bei „Verlag und Druck“.

Werner Rumberg, geboren 1939 in Lübeck, besuchte die Volksschule und übersiedelte nach Abschluß einer kaufmännischen Lehre 1960 nach Frankfurt. Er kam dort mit Soziologie-Studenten in Kontakt und wurde „durch diese ange-regt, sich mit gesellschaftlichen und politischen Gedanken ernsthaft vertraut zu machen: zu diesem Zwecke war ich nur noch halbtätig beschäftigt, u. a. als Küchenhelfer, Zeitungsverkäufer und Ausfahrer — seit 1965 bin ich Angestellter in einer Universitätsverwaltung; Besuch von Seminaren als Gasthörer.“ (Rumberg)

Susanne Kleemann, 1942 in Berlin geboren, studierte Soziologie, Psychologie und Politik in Marburg und Berlin. Sie ist gegenwärtig Tutorin an der Freien Universität, West-Berlin.

Michael Buselmeier, geboren 1938 in Berlin. Nach dem Abitur Ausbildung als Schauspieler, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Heidelberg. 1967 Magisterexamen mit einer Arbeit zur Romantik. Dann Regieassistent bei Heyme in Wiesbaden. Publikationen in Zeitschriften und Rundfunk. Er lebt in Heidelberg.

Günter Schehl, geboren 1939 in Brückenau/Rhön. Studium der Germanistik und Politologie in Heidelberg. Schreibt zur Zeit an einer Arbeit zur Sozialkritik im Sturm- und Drang-Drama. Begann seine publizistische Betätigung als Chefredakteur der Heidelberger Studentenzeitschrift „forum academicum“. Schehl ist Mitarbeiter bei „input“ und der „Frankfurter Rundschau“. Er lebt in Heidelberg.

Wilfried von Bredow, geboren 1944 auf Schloß Heinrichsdorf, Kreis Neustettin. Studium der Politischen Wissenschaft, Soziologie und Germanistik in Bonn und Köln. Er ist zur Zeit geschäftsführender Assistent am Seminar für Politische Wissenschaft in Bonn. Seine Dissertation — „Das Primat militärischen Denkens. Die Bundeswehr und das Problem der okkupierten Öffentlichkeit“ — erscheint demnächst als Buch bei Pahl-Rugenstein, Köln.

Heinz Brüdigam, siehe *kürbiskern* 3/69.

Nguyễn Huu Nghi, Jahrgang 1944, ist Mitglied einer studentischen Organisation der nationalen Befreiungsfront Süd-Vietnams. Sein Brief stellt die Fortsetzung der in *kürbiskern* 1/69 begonnenen Korrespondenz dar.

Oskar Neumann, geboren 1917 in Nürnberg. Nach Verbot des Jurastudiums ab 1936 Chemiestudent an der TH München. Abschluß als Diplom-Ingenieur und weitere wissenschaftliche Arbeit bei Geh.-Rat Prof. Hans Fischer. KZ 1944/45. Danach Assistent und Betriebsrat an der TH, München. Mitbegründer und Funktionär der Gewerkschaft der geistig und kulturell Schaffenden Bayerns. Rundfunk- und Volkshochschularbeit. Stadtrat in München und Vertreter der KPD-Fraktion im Schul- und Kulturausschuß. Als Sekretär des Präsidiums im Hauptausschuß für Volksbefragung gegen die Remilitarisierung wiederum politisch verfolgt. U-Haft in Bonn und Essen 1952/53, vom Bundesgerichtshof 1954 zu drei Jahren Gefängnis und Nebenstrafen verurteilt. Erneute Verhaftung und Strafhaft in Cleve und Ludwigsburg 1961/62. Zahlreiche wissenschaftliche und tagespolitische Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften der BRD, der DDR und des Auslands, besonders zu Fragen des antiimperialistischen Kampfes in Theorie und Praxis. In jüngster Zeit vornehmlich Arbeiten über gesellschafts- und kulturpolitische Aspekte der wissenschaftlich-technischen Revolution.

Ulrich Wetz, geboren 1945 in Ludwigshafen. Studium der Philosophie, Germanistik und Geschichte, jetzt Soziologie und Psychologie. Mitbegründer des „Literarischen Colloquium Mannheim“. Wetz lebt in Mannheim.

Simone Dhlomo, Jahrgang 1938, Deutsche, lebt im Exil in München. Studierte Ökonomie, Soziologie und den französischen „Kultur“-Imperialismus am Tatort (Senegal).

Hilde Rubinstein, siehe *kürbiskern* 1/67.

Hinweis: Die in französischer und englischer Sprache erscheinende Wochenzeitung „VIETNAM COURIER“ veröffentlicht die laufenden Communiqués und Nachrichten der Nationalen Befreiungsfront Süd-Vietnams, sowie Material über wichtige Ereignisse in der Demokratischen Republik Vietnam, den Befreiungskampf in Laos, andere nationale Befreiungsbewegungen, den Widerstand gegen den Krieg in den USA und speziell innerhalb der US-Armee in Vietnam. Für eine realistische Beurteilung der Ursachen und laufenden Entwicklung des Vietnam-Konflikts empfehlen wir ein Abonnement des „VIETNAM COURIER“. Jahresabonnement: DM 14,50. Bestellungen an: Inge Jahnke, 2 Hamburg 33, Ruthsweg 8.

Bellagenhinweise:

Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung in diesem Heft: Bellage der Frankfurter Allgemeinen und des Damnitz-Verlages. Einem Teil dieser Auflage liegen Prospekte des „PLÄNE-Verlages, Dortmund, bei.

Revolution in Lateinamerika

Herausgegeben von Wilhelm M. Breuer, Bernd Hartmann und Herbert Lederer

220 Seiten, glanzkartoniert, DM 9,80

Die Autoren untersuchen die tiefgreifende Krise der ökonomischen Strukturen der lateinamerikanischen Länder, die sich in neuester Zeit ständig verschärft. Auf der Grundlage der Widersprüche zwischen überholten Produktionsverhältnissen und den sich entwickelnden Produktivkräften sowie zwischen den gesellschaftlichen Klassen werden die Triebkräfte aufgezeigt, die zu einer revolutionären Umwälzung dieses Subkontinents führen. Charakter, Etappen und Programm dieser Revolution werden genau analysiert, ebenso wie die verschiedenen Auffassungen über die Führung derselben. Nach einer Darstellung der bisherigen Erfahrungen der anti-imperialistischen Befreiungsbewegung der Völker Lateinamerikas schließt das Buch mit einer Auseinandersetzung der „neomarxistischen“ Revolutionstheorie von Debray u. a.

Bitte fordern Sie unser ausführliches Gesamtverzeichnis bei uns an.

Pahl-Rugenstein Verlag

5 Köln, Barbarossaplatz 2

BUCHER Neuerscheinungen

Wilhelm Fraenger

HIERONYMUS BOSCH

DAS TAUSENDJÄHRIGE REICH

Zweite von Autor veränderte Auflage

Band I der GESAMMELTEN

SCHRIFTEN in Einzelausgaben

Fraengers überraschende Deutung dieses geist- und phantasiegewaltigen Triptychons, das man bisher in moralistischem Aspekt *Das Paradies der Luste* nannte, erschließt der Bosch-Forschung neue Wege. „Fraenger ist es in seiner epochemachenden Deutung gelungen, von der Religionssoziologie ausgehend, einen Zugang zur Person Boschs zu gewinnen und die Symbolik seines so vielschichtigen Werkes aufzuhellen.“

Bildende Kunst, Berlin

„Er stellt das Triptychon mitten in die Geistesgeschichte des vorreformatorischen Sektenglaubens, der im Lobpreis des Urstands Adam-Kultes seine von neuplatonischen Gedankengängen inspirierte Ausprägung erfuhr und im Jahre 1411 zu einem kirchlichen Prozeß gegen die ‚Brüder und Schwestern des freien Geistes‘ (Homines intelligentiae) führte.“

Neues Abendland

„The whole triptych is not a mere exercise in the grotesque, but a pictorial exposition of the Adamite beliefs.“

The Times

„Erst durch den Kunsthistoriker Fraenger wurde erwiesen, daß dies angebliche Pandämonium der Unzucht das genaue Gegenteil eines Venusgartens darstellt: nämlich ein wieder gewonnenes Paradies.“

Radio Almanach, Frankfurt

222 Seiten. Leinen. 12 Tafeln.

Hft 32,— DM 35,30

Konstantin Kavafis

GEDICHTE

Übertragen und eingeleitet von

Helmut von den Steinen

Dieser Band bringt erstmals 68 bisher unveröffentlichte Gedichte des bedeutenden neugriechischen Dichters Konstantin Kavafis (1863-1933) in deutscher Sprache. „Ich verschweige nicht, daß ich nach nun erneuter, genau vergleichender Beschäftigung, Helmut von den Steinen Umdichtung meisterhaft und als endgültige Grundlage ansehe ... Der Griff traf die Mitte, das Wesen ist erkannt, der besondere dichterische Blick- und Tonfall rein und echt gespiegelt.“

Karl Wolfskehl

„Die Gedichte von Konstantin Kavafis, schön übersetzt von Helmut von den Steinen.“

Ernst Robert Curtius

„Helmut von den Steinen, feinfühligster Übersetzer neugriechischer Dichtung, übertrefft sich selbst in diesen Gedichten. Selten kommt es vor, in einer Übersetzung den Sprachduktus, den eigenen Sprachcharakter eines Dichters sofort erkennen zu können. Hier ist es unbedingt der Fall.“

Hellenika

115 Seiten. 1 Lichtbild. Büttenpappband.
Hft 14,50 DM 16,—

CASTRVM PEREGRINI



PRESSE

AMSTERDAM . POSTBOX 645

elan

Magazin
für junge
Leute

elan ist gefährlich

„Schon wiederholt warnten wir im IWD vor der Jugend-illustrierten elan.“ In dieser Zeitschrift stehen „gefährliche Betriebsreportagen“. Sie sucht „durch Berichte aus Betrieben und mit Fotos vom Werkgelände den Eindruck unmittelbarer Arbeit zum Wohle junger Arbeiter zu erwecken.“ (Originalzitate aus dem „Industriewarndienst“, der Schwarzen Liste der Unternehmer.)

elan fällt den Herrschenden auf den Wecker!

weil dieses Jugendmagazin den Jugendexperten der Unternehmer, den früheren SS-Obersturmbannführer Dr. Arlt entlarvte, so daß er aus dem Deutsch-Französischen Jugendwerk und dem Bundesjugendkuratorium ausscheiden mußte.

weil es regelmäßig in seinem „Unternehmer-Sündenregister“ über die Ausbeutung junger Menschen in den Betrieben und die reaktionäre Berufsausbildung berichtet und für die Rechte junger Arbeiter eintritt.

weil es die Bspitzelung der Arbeiter durch den „Werkschutz“ in großen Betrieben nachwies.

weil es als erste Zeitschrift Beate Klarsfelds Enthüllungen über die Nazi-Vergangenheit des ehem. Bundeskanzlers veröffentlichte und auf Kiesingers Mithilfe beim Mord am vietnamesischen Volk hinwies. (Der CDU-Vorsitzende revanchierte sich mit einer Beleidigungsklage.)

weil viele, die bis hier lesen, an den Weltkreis-Verlag, 46 Dortmund, Brüderweg 16, schreiben, um sich elan monatlich zu sichern (Jahresabonnement DM 13,—). Oder sich elan zur Probe am Kiosk kaufen.

An den „elan“, 46 Dortmund, Brüderweg 16

Bitte senden Sie mir Probeexemplare / ein ständiges Abonnement (Preis 13,— DM jährlich einschließlich Zustellgebühr) des Jugendmagazins „elan“*)

Name: _____

Anschrift: _____

Unterschrift: _____

Datum: _____

*) Nichtzutreffendes streichen

Er ist in Heilbronn geboren. Mit zwölf Jahren wurde er von seinem betrunkenen Vater so geprügelt, daß er ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Das war 1948. Seitdem verbrachte er insgesamt 17 Jahre außerhalb seiner Heimatstadt in Fürsorgeheimen, Jugendstrafanstalten und Gefängnissen. Am 21. 12. 68 wurde er aus der Landesstrafanstalt Bruchsaal entlassen, nachdem er zuletzt wegen eines Ausbruchs aus dem Landeszentral Krankenhaus Hohenasperg zu 2½ Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Ernst S. Steffen, inzwischen mehrfach veröffentlichter Lyriker, dem ein Kritiker „genetische Seelenexotik“ bescheinigt und dem seine Vorliebe für schnelle Autos und andere Dinge, die einem Normalbürger vorenthalten bleiben, immer wieder zum Verhängnis wurden, nachdem er damals 1948 aus dem Krankenhaus in ein Fürsorgeheim eingeliefert worden war.

Ernst S. Steffen Lebenslänglich auf Raten

Gedichte. 68 Seiten. Englische Broschur DM 8,50

„Dieses Buch ist eine wirkliche literarische Entdeckung.“
Frankfurter Allgemeine Zeitung

Luchterhand

Handbuch für Kriegsdienstverweigerer

Entscheidung des Gewissens
Kriegsdienstverweigerer heute

Herausgegeben von Wilfried von Bredow
Mit einem Vorwort von D. Martin Niemöller
170 Seiten, glanzkartoniert, DM 9,80

Die erste Dokumentation von Selbstzeugnissen
westdeutscher Kriegsdienstverweigerer

Pahl-Rugenstein Verlag

5 Köln, Barbarossaplatz 2

INHALT

<i>Robert E. Hayden: Rede</i>	3
-------------------------------	---

<i>Guntram Vesper: Verhörspiel guter Mensch</i>	4
<i>Thomas Michael Jaeschke: Gedichte und Prosastücke</i>	24
<i>Günter Müller: Kurzprosa</i>	30
<i>Diederich Hinrichsen: Gedichte</i>	32
<i>Erwin Kurz: Stadelheimer G'schichterln</i>	34
<i>E. A. Rauter: Über das Herstellen von Untertanen</i>	39
<i>Werner Rumberg: Bericht von der Kasse</i>	49

KRITIK

<i>Susanne Kleemann: Zur sozialwissenschaftlichen Forschung über Studentenunruhen</i>	53
<i>Michael Buselmeier / Günter Schebl: Die Kinder von Coca Cola</i>	74
<i>Wilfried von Bredow: Zwischen Kitsch und Krise</i>	90
<i>Heinz Brüdigam: Zwillingbrüder Militarismus und Nationalismus</i>	115

KLASSENKAMPF

<i>Nguyễn Huu Nghi: Brief an einen deutschen Genossen</i>	127
<i>Oskar Neumann: Deutscher Imperialismus — noch aktuell?</i>	135
<i>Ulrich Wetz: 1967</i>	153
<i>Simone Dhlomo: Negritude und Apartheid</i>	154

REZENSION

<i>Hilde Rubinstein: „... und dieser Vogel der mir zuruft mich nicht zu ergeben ...“</i>	164
--	-----

<i>Anmerkungen</i>	169
--------------------	-----